

RICHARD
LOEWENHERZ



HEINRICH VIII



DUFFON



CIVIER



PONIATOWSKI



ROSENBERG



*Neuer Plutarch, oder, Bildnisse und
Biographien der berühmtesten ...*

Plutarchus



600023635P





Neuer
PLUTARCH,

oder:

Bildnisse und Biographien

der

berühmtesten Männer und Frauen

aller

Nationen und Stände;

von

den ältern bis auf unsere Zeiten.

Nach den zuverlässigsten Quellen

bearbeitet

von einem Vereine Gelehrter.

II. Band.

Mit 120 Bildnissen in Stahlstich,

Peßth, 1853.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.





Printed by A. Hartley & Co. London

See also the portraits of the other monarchs

Maria Theresia,

römisch-deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn und Böhmen &c.

Geboren 1717. Gestorben 1780.

Diese große Monarchin, an Scharfsinn und hoher Geistesbildung der englischen Elisabeth, an Entschlossenheit und Kraft Katharinen II. gleich, an edler Weiblichkeit und mild-gerechtem Sinne Beide überstrahlend, war die Tochter des römischen Kaisers Karl VI., des letzten männlichen Sprossen Habsburg's, und der Kaiserin Elisabeth Christina, gebornen Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg. Sie wurde den 13. Mai 1717 zu Wien geboren und durch den Cardinal Kollonits, der später Wien's erster Erzbischof ward, getauft. Den Schlußstein ihrer musterhaften Erziehung legte die geistreiche Gräfin Fuchs von Puchhaim. Da der einzige männliche Erbe des Kaisers Karl VI., der Prinz Leopold Johann Joseph, geboren den 13. April 1716, schon am 4. November desselben Jahres wieder starb, und außer einer zweiten Prinzessin, der nachmals mit dem Herzoge Karl von Lothringen vermählten Maria Anna, keine weitere Nachkommenschaft erfolgte; so ließ der Kaiser die von ihm am 19. April 1713 gegebene pragmatische Sanction den 6. December 1724 als Hausgesetz öffentlich kund machen, und sie nach und nach von den Ständen aller seiner Königreiche und Lande anerkennen und beschwören. Kraft dieser berühmten Urkunde wurde nicht nur die, durch ältere Grundgesetze eingeführte Untheilbarkeit der österreichischen Erbstaaten bestätigt, sondern auch die Erbfolge der regierenden Dynastie nach den, in jeder Linie derselben damals vorhandenen Personen bestimmt. Es wurde nämlich festgesetzt, daß, in Ermangelung männlicher Descendenten, die Succession fallen solle: 1. auf die Erzherzoginnen Kaiser Karl's Töchter; 2. auf die Erzherzoginnen Kaiser Joseph's Töchter, Kaiser Karl's Nichten; 3. auf die Erzherzoginnen Kaiser Leopold's Töchter, Kaiser Karl's Schwestern, und endlich 4. auf alle abstammenden Erben beiderlei Geschlechts,

durchaus nach den Grundsätzen der Primogenitur und Lineal-Succession. Kraft dieser rechtsgiltigen pragmatischen Sanction wurde Maria Theresia als präsumtive Thronerin erklärt. Sie vermählte sich 1736 aus freier Wahl mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, nachmaligem Großherzoge von Toscana (als römisch-deutscher Kaiser Franz I.), mit welchem sie in dreißigjähriger beglückter und fruchtbarer Ehe lebte. Nach dem Tode ihres Vaters, 20. October 1740, wurde sie zur Alleinherrscherin aller österreichischen Staaten ausgerufen, und erklärte den 21. November desselben Jahres ihren Gemahl zum Mitregenten. Aber obgleich die pragmatische Sanction durch die ersten Mächte Europa's garantirt worden, so ließen sich doch die meisten derselben durch des Kaisers plötzlichen Tod und den geschwächten Zustand der Finanzen und Armeen seit dem letzten Türkentriege (1737 — 1739) verleiten, ihre Eide zu brechen und mit bewaffneter Hand das Erbe Theresia's anzutasten. Der Erste, welcher mit seinen vermeintlichen Ansprüchen hervortrat, war der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, obschon er bei seiner Vermählung mit Kaiser Joseph's I. Tochter Amalia, auf alle Ansprüche noch insbesondere verzichtet hatte. Der König von Spanien verlangte, als angeblicher Repräsentant der erloschenen spanisch-österreichischen Linie, die spanisch-österreichischen Erbstücke in Italien: Mailand, Mantua, Parma und Piacenza, für den Infanten Don Philipp, obgleich er früher, um den Preis beider Sicilien für den Infanten Don Carlos, der pragmatischen Sanction seine Garantie gewährt hatte. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August III., versuchte, von Frankreich angestachelt, ebenfalls Ansprüche von seiner Vermählung mit Maria Josepha, Joseph's I. älterer Tochter, herzuleiten, auf welche er doch bei derselben Gelegenheit feierlich verzichtet hatte. Frankreich, das jetzt den Zeitpunkt gekommen glaubte, wo Richelieu's Plane zur Zertrümmerung Oesterreichs sich verwirklichen sollten, kündigte sich anfangs nur als Mürter Baierns an, jedoch die eigenen Rechte ausdrücklich vorbehaltend, welche Ludwig XV. durch die Gemahlinnen Ludwig's XIV., spanisch-österreichische Prinzessinnen, zu haben vermeinte. In Preußen hatte kurz vorher der achtundzwanzigjährige Friedrich II., dem früher gegen seinen ergrimten Vater die Fürbitten des österreichischen Hofes das Leben retteten, den Thron bestiegen. Dieser fiel mit seiner Armee (Anfang Decembers 1740) zwei Tage früher in Schlesien ein, als sein Gesandter, Graf Gotter, in Wien ankam, um Theresien Allianz wider alle ihre Feinde anzubieten, wogegen der König Niederschlesien, worauf er Rechte habe, und das übrige Schlesien dazu, als Entschädigung für seine Rüstungen, verlangte. Von

mehreren Seiten rieth man Theresien, diese Forderungen zu gewähren und dadurch diesen mächtigen Bundesgenossen zu erwerben, besonders da später der König sich mit Niederschlesien begnügen wollte. Aber Maria Theresia antwortete mit Würde und hochherzigem Muth: »feindliche Waffengewalt sei nicht das Mittel, die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten. Was der König Rechtliches anbiete, das sei er ohnehin, als derselben Garant, zu leisten schuldig. Daß er aber Geld biete und durch Krieg aufdringen wolle, sei seiner nicht würdig, noch weniger der Königin, aus deren eigenem, von ihm ausgefaugten Lande (Schlesien) dieses Geld gezogen sei. Sie habe den Thron nicht bestiegen, um ihn zu zerstückeln. Weder das Ganze, noch die Hälfte Schlesiens könne sie abtreten, und wolle der König Freundschaft halten und sich vergleichen, so müsse er vor Allem Schlesien räumen.« Mit Ende Januar 1741 war, bis auf Glogau, Brieg und Neisse, ganz Schlesien in preussischer Gewalt. Am 10. April erfocht der König von Preußen durch Uebermacht den Sieg von Molwitz, der über den Besitz Schlesiens entschied. Friedrich drang tief in Mähren ein, französische Heere setzten über den Rhein, Sardinien machte Bewegungen zur Besignahme Mailand's, die Baiern bedrohten Passau, selbst die Gefinnungen der Pforte erweckten Unruhe. Am 31. Juli besetzte der Kurfürst von Baiern Passau, am 14. August 1741 Linz. Die französische Haupt-Armee wendete sich gegen Böhmen, ein Corps schloß sich an die Baiern, die ihren Vortrab bis St. Pölten schickten und das unvorbereitete Wien auffordern ließen. Aber ungebeugt von diesen Schicksalsschlägen, im freudigen Muth ihres Rechts, begab sich Maria Theresia nach Ungarn, dessen heilige Krone sie kurz vorher (25. Juni 1741) empfangen hatte. Hier legte sie, auf dem Landtage zu Preßburg (11. September), den versammelten Ständen ihr gekränktes Recht, den Undank und den Wortbruch der Mächte vor Augen. Schön und voll königlicher Hoheit, ihren Erstgeborenen, Joseph, auf den Armen, so Königin und Mutter zugleich, empfahl sie sich und ihr Kind der Treue und dem Muth ihrer Ungarn. Ergriffen rissen die stolzen, kriegerischen Männer die Säbel aus den Scheiden, und der einstimmige Ruf: »Lasset uns sterben für unsern König, Maria Theresia!« dröhnte durch den Versammlungs-saal. Ungeirrt durch Friedrich's Einflüsterungen, rüsteten die Ungarn mit edler Begeisterung und dem ganzen Ernste ihres Wollens; in Masse eilten sie zum Kampfe herbei. Karl Albrecht, von falschen Entwürfen geleitet, gab plötzlich das von ihm so schwer bedrohte Oesterreich auf, und wendete sich gegen Böhmen, um, unterstützt von den Franzosen und Sachsen, die Krone dieses Reiches auf sein Haupt zu setzen.

Er that dies in dem, am 26. November 1741 eroberten Prag. Aber von jezt an verließ das Glück die Fahnen der Feinde Theresia's, obgleich am 24. Januar 1742 Karl Albrecht in Frankfurt zum römischen Kaiser gewählt und als solcher gekrönt wurde. In England weckte die Begeisterung, mit welcher Ungarn für seine Königin sich in den Kampf stürzte, verwandte Gefühle. Das britische Volk schloß große Summen zusammen, um Theresien zu unterstützen. Doch diese weigerte sich voll edlen Selbstgefühles, diese Summen zu empfangen, erklärend: »sie werde keine andern Gelder annehmen, als welche ihr der König und das Parlament bewilligen würden.« Wirklich entschied sich Georg II., die Garantie der pragmatischen Sanction thatkräftig zu vertheidigen. Hannoveraner, Hessen und Engländer rückten in die Niederlande ein, die Generalstaaten sandten Geldunterstützungen und griffen dann ebenfalls zu den Waffen für Theresiens Rechte. Schnell wurden die Baiern und Franzosen aus Oesterreich vertrieben; die Oesterreicher, besonders die ungarischen Völker, fielen in Baiern ein, nahmen Braunau, Schärding, Straubing, Landshut, München und Ingolstadt, und die treuen Tyroler brachen aus ihren Bergen hervor. Jetzt wendete sich das Blatt; Karl VII., der Theresien aus ihren Erbländen zu verstoßen getrachtet, wurde aus den seinigen vertrieben und mußte nach Frankfurt entfliehen. Auch gegen die Preußen in Mähren hatten die österreichischen Waffen Erfolg. Theresia's Schwager, Prinz Karl von Lothringen, entsetzte Brünn, eroberte Olmütz wieder, und drängte die Feinde nach Böhmen zurück. Der Schlacht zwischen Gzaslau und Chotusitz (17. Mai), welche, anfangs von den Oesterreichern gewonnen, sich zuletzt für die Preußen entschied, folgte am 11. Juni 1742 der Friede von Breslau, durch welchen Friedrich II. Ober- und Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz, aber ohne Teschen, Troppau und Jägerndorf erhielt. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen trat am 11. September diesem Frieden bei. So von dieser Seite nicht mehr bedroht, machten die österreichischen Waffen schnelle Fortschritte. Die Franzosen mußten Böhmen, die Spanier Italien räumen; Eger und Prag wurden zurückerobert; die österreichischen Armeen drangen in Baiern ein, und während Karl VII. noch immer unthätig in Frankfurt zurückgehalten war, ließ sich Maria Theresia in München huldigen. Die Entschiedenheit, womit Letztere die Friedensanträge Frankreichs und Baierns verwarf, und der am 13. September 1743 zwischen Oesterreich, Großbritannien und Sardinien geschlossene Tractat von Worms, hatte Frankreichs förmliche Kriegserklärung an Oesterreich und England, und den Abschluß

des Frankfurter Bundes (13. Mai 1744) zwischen Preußen, Baiern, Frankreich, Kurpfalz und Hessen-Cassel zur Folge. Doch geschah in dem hieraus hervorgehenden neuen Feldzuge nichts weiter, als daß Baiern von den schwachen österreichischen Besatzungen geräumt wurde, und Karl VII. nach München zurückkehren konnte, wo er bereits den 20. Januar 1745 starb. Diesen zweiten schlesischen Krieg beendigte schon am 25. December desselben Jahres der Friede von Dresden, auf den Grundlagen jenes von Breslau. Karl's VII. Sohn, Maximilian Joseph, schloß jetzt ebenfalls Frieden mit Oesterreich, welches ihm, gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction, seine Länder garantirte. Ungeachtet des Widerspruches von Kurbrandenburg und Kurpfalz, wurde Theresiens Gemahl, Franz, (14. September und 4. October 1745) in Frankfurt zum römischen Kaiser erwählt und gekrönt, und von ganz Deutschland anerkannt. Endlich, nach mannigfachen Kriegswechseln, führten die erschöpften Finanzen Frankreich's, die Thronbesteigung Ferdinand's VI. in Spanien, welcher sein Heer aus Italien zurückberief, und der Vertrag der russischen Kaiserin Elisabeth mit Theresia, zu dem Abschlusse des Aachener Friedens (23. October 1748) zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien. Waren die Feinde auch in mancher Schlacht Sieger gewesen, der Zweck des Krieges war ihnen völlig verloren. Maria Theresia behielt Alles, außer dem größten Theile Schlesiens, der Grafschaft Glaz, einigen an Sardinien abgetretenen Bezirken von Mailand und Parma, Piacenza und Guastalla, welche Don Philipp jedoch nur für seine männlichen Erben und so erhielt, daß sie nach Erlöschung derselben, oder wenn ihm oder seinen Nachkommen die Kronen von Spanien oder Neapel zufielen, an Oesterreich, Piacenza an Sardinien zurückfallen sollten. Der Graf Wenzel von Kaunitz, der nachmals als Staatsminister einen so entschiedenen Einfluß auf Oesterreichs Politik erlangte, deutete, gegen die Ansicht anderer Minister, auf die Nothwendigkeit eines Bündnisses mit Frankreich hin und drang durch. Der kaiserliche Botschafter in Paris, Fürst Starhemberg, schloß am 1. Mai 1757 das Bündniß mit Frankreich, durch welches die ganze europäische Politik eine andere Gestalt bekam. Vergebens suchte der englische Gesandte Keith Theresien abzurathen, »sich in die Arme Frankreichs zu werfen.« Die in ihren Entschlüssen bestimmte Monarchin entgegnete würdevoll: »Ich werfe mich nicht in die Arme Frankreichs, ich stelle mich ihm zur Seite.« England, durch dieses Bündniß gereizt, schloß sich um so enger an den König von Preußen an, als dieser durch Verrätherei in Kenntniß von den, gegen ihn gerichteten Absichten der Höfe von Wien,

St. Petersburg und Dresden gesetzt wurde, und ohne vorangegangene Kriegserklärung fiel (29. August 1756) ein russisches Heer in Sachsen ein, und rückte gegen die böhmische Grenze. Dies gab den Anlaß zu dem sogenannten siebenjährigen Kriege, der zweimal Preußens Existenz bedrohte, durch Friedrich's II. Genie aber auf eine, im Wesentlichen seinen Entwürfen günstige Weise durchgeführt wurde. Den früheren politischen Verhältnissen theilweis entgegen, waren in diesem Kampfe Frankreich und Rußland mit Oesterreich verbunden, das deutsche Reich und selbst Schweden stellte Hülfstruppen, während Preußen durch englische Subsidien und durch Truppen mehrer norddeutschen Staaten unterstützt wurde. Nach wechselnden Erfolgen, beendigte den hartnäckigen, besonders für Sachsen verderblichen Krieg, der am 15. Januar 1763 auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg geschlossene Frieden, welcher in dem Länderbestande der kriegführenden Mächte nichts veränderte. Während dieses Kampfes stiftete die Kaiserin zur Erinnerung an den großen Sieg bei Collin (18. Juni 1757) den Maria Theresien-Orden, so wie 1764 den ungarischen St. Stephans-Orden für verdiente Staatsmänner. Am 24. März 1764 wurde der Kaiserin erstgeborener Sohn, Erzherzog Joseph, zu Frankfurt einstimmig zum römischen Könige erwählt und (3. April) als solcher gekrönt; in seinen Armen starb im folgenden Jahre (18. August 1765) zu Innsbruck der Kaiser Franz. Der Tod des zärtlich geliebten Gatten versetzte Theresien in solche Trauer, daß sie anfangs die Regierung niederzulegen und als Aebtissin des von ihr gestifteten adeligen Damen-Capitels zu sterben entschlossen war. Doch begnügte sie sich auf vielseitige Vorstellungen, ihren Sohn Joseph zum Mitregenten, zum unumschränkten Leiter aller militärischen Angelegenheiten, zum Großmeister aller Orden zu ernennen. 1771 erneuerte die Kaiserin den von ihrer Mutter 1750 gestifteten Elisabeth-Orden für altgediente Offiziere, der fortan Elisabeth-Theresien-Orden hieß. Am 17. Februar 1772 wurde zwischen Rußland und Preußen zu St. Petersburg in der Stille der erste Vertrag über die Verkleinerung Polens geschlossen. Beide Mächte verbanden sich für den Fall, daß Oesterreich eher den Krieg beschlösse, als die Theilung zugäbe, und suchten eifrig Oesterreichs Einwilligung und Theilnahme. Schwer entschloß sich Maria Theresia's milder und gerechter Sinn zu diesem Schritte; aber man ließ, auf Polens Zerrüttung und innere Unruhen deutend, keiner andern Vorstellung Raum, als: friedliche Uebereinkunft sei besser, als Krieg, und Friedrich II. erklärte sich sehr bestimmt gegen den österreichischen Gesandten: »In Theresia's Händen liege nun das Schicksal

Europa's. Ihr Entschluß werde den Stab brechen über Krieg und Frieden." Auch der besonnene, scharfsichtige Kaunitz überzeugte sich, daß hier nur zwischen der Einwilligung zur Theilung Polens und einem Kriege die Wahl bleibe, und nach längerem Widerstande gestattete endlich die Kaiserin, von der Pflicht der Selbsterhaltung und ihrer Friedensliebe gedrängt, dem Baron Swieten in Berlin eine Note zu unterzeichnen, durch welche vorerst vollkommene Gleichheit der Antheile der drei Höfe festgesetzt wurde. Darauf erfolgte am 5. August zu St. Petersburg der wirkliche Theilungsvertrag, in welchem jeder der drei Mächte ihr bestimmter Antheil zugeschieden, und der 1. September 1772 zum Tage der gemeinschaftlichen Besitzergreifung anberaumt wurde. Oesterreich erwarb durch diese Theilung das jetzige Königreich Galizien und Lodomerien. 1773 gab Theresia, wiewohl ungern, dem dringenden Anjinnen der bourbonischen Höfe nach, indem sie den Jesuiten-Orden in den österreichischen Erbstaaten aufhob, wo derselbe durch zwei hundert Jahre bestanden hatte. Abermalige Kriegsunruhen sollten den Lebensabend der großen Kaiserin trüben. Kaiser Karl's VII. Sohn, Maximilian Joseph III., der Letzte von der baierischen oder wilhelminischen Linie des Hauses Wittelsbach, wollte, im Vorgefühle seines Todes und der aus demselben unausbleiblich entspringenden Erbfolgestreitigkeiten, mit der Kaiserin Königin friedlich über die Erbfolgesache übereinkommen. Die Unterhandlungen wurden lebhaft fortbetrieben, und wirklich erklärte, nach dem Tode des Kurfürsten (31. December 1777), der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, sich zum Tausche aller baierischen und pfälzischen Länder gegen die österreichischen Niederlande bereit. Frankreich gab seine Zustimmung; dagegen verlangte Preußen durch seinen Gesandten in Wien: daß in Baiern Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werde, und ließ dem Reichstage eine förmliche Beschwerde wider den kaiserlichen Hof vorlegen. Der baierische Erbfolgekrieg brach aus. Doch fielen nur Postengefechte vor, und der Kaiserin Sehnsucht nach dem Frieden brachte, gegen den Wunsch des feurigen Joseph, schon am 13. Mai 1779 den Teschener Friedensvertrag zu Stande, in welchem Oesterreich für alle seine Ansprüche den Theil Baierns zwischen der Donau, dem Inn und der Salza, Karl Theodor die böhmischen Lehen und Mindelheim erhielt, Preußen aber mit seinen Absichten auf Gebietserwerbungen leer ausging. Am 20. November 1780 wurde Maria Theresia von einem starken Brustkatarrh befallen, der sich zusehends verschlimmerte und am 29. die große Kaiserin, im 64. Jahre ihres Alters, in die Arme des Todes führte. 41 Jahre hatte sie regiert zum Heile

Oesterreichs, bewundert und hochverehrt von Europa. Sie hatte Oesterreich mit allen Segnungen des Friedens begabt, und auf der Grundlage, welche ihre unermüdlche Hand gelegt, vermochte die Neuzeit ihre großen und dauernden Werke aufzuführen, so fest und zuverlässig hatte die vortreffliche Fürstin gebaut. Ein milder, fruchtbarer Geist des Lebens schritt von ihrem Throne über ihre weiten Staaten dahin; Erziehung, Schulwesen, Gewerbe und Industrie blühten auf, neue Städte, neue Dörfer entstanden, neue Landstraßen und Canäle durchzogen die Ebenen, der Kunstfleiß des Auslandes fand hier Ermunterung, und fremde Colonisten besflügelten das einheimische Streben. Theresienstadt in Ungarn und das durch Tyroler Ansiedler bevölkerte Theresienfeld in Oesterreich erhalten dankbar das Andenken der weisen Pflegerin und Landesmutter; ebenso die in ein Erziehungs-Institut für junge Adelige umgewandelte ehemalige kaiserliche Favorite auf der Wieden in Wien, als nunmehriges Theresianum. Große Aufmerksamkeit widmete die kaiserliche Frau dem Militärwesen. Sie gründete die Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, ließ 1754 das Gebäude der jetzigen k. k. vereinigten Hofkanzlei in der Wipplingerstraße zu Wien bauen, gründete ein eigenes Staats-, Hof- und Hausarchiv, wie auch unter ihr die organische Sonderung der geheimen Hof- und Staatskanzlei erfolgte: sie schuf den Staatsrath und gründete die Akademie der orientalischen Sprachen. Durch ihre Großmuth und Fürsorge entstanden mehrere Schulen und Gymnasien, das Savoy'sche und Löwenburg'sche Convict, das Wiener Universitätsgebäude, die Graveur- und Bossirschule bei der Akademie der bildenden Künste zu Wien, die hohe Schule zu Lemberg, die Akademien zu Brüssel, Roveredo und Mantua, das Universitätsgebäude zu Pavia, das erneuerte Lyceum zu Klausenburg, die erneuerte und von Tyrnau nach Ofen verlegte königlich-ungarische Universität, die botanischen Gärten und die Sternwarten zu Wien, Mailand und Pavia. Sie gab 1774 einen neuen Zolllarif heraus, hob 1776 die Tortur gänzlich auf und beschränkte — unbeschadet des unter ihr erschienenen Strafcodexes (»Theresiana«), der noch die volle Strafhärte der früheren Zeit ausspricht — die Todesstrafe auf die größten und gefährlichsten Verbrechen. Sie zeichnete Gelehrte und Künstler aus und ermunterte sie durch Belohnungen. Sie war fromm im schönsten Sinne des Wortes, ihr Wandel musterhaft, von natürlichem Widerwillen erfüllt gegen Alles, was mit Tugend und Sittenreinheit im Widerspruche stand. Sie war unermüdlch in der Arbeit, ihre Weise, sich auszudrücken, fest und bestimmt, ihr Styl bündig, klar und charakteristisch. Sie vertraute nicht leicht, aber

dann auch vollständig. Entschlossenheit und Großmuth waren ihre Hauptzüge; ihren Gegner Friedrich II. warnte sie mitten in den Feindseligkeiten vor Anschlägen gegen seine Person. Wie ihren Geist und ihr Herz, so hatte die Natur auch ihre Gestalt ausgezeichnet. Sie war von hohem Wuchse, den das vollkommenste Ebenmaß zierte. Ihr schöngeformtes Gesicht belebte die blühendste Farbe und ein feuriges, doch mildes Auge; die Nase war gebogen, der Mund, ohne die hervorstehende burgundische Lippe, von lieblichem und anmuthigem Ausdrucke, ihr Haar blond. Mit den Jahren nahm sie an Umfang zu, und die Pocken, an denen sie in ihrem 49. Jahre lebensgefährlich erkrankte, zerstörten ihre Schönheit. Doch blieb ihr der majestätische Anstand, das herzzugewinnende Wesen. Ueberall in ihren Staaten begegnete uns Spuren ihrer segensreichen Regierung, und Maria Theresia's großer und edler Geist schreitet noch jetzt, in der erhabenen Nachfeier seines Wirkens, durch Oesterreich.

Joseph II.,

römisch-deutscher Kaiser, König von Ungarn und Böhmen.

Geboren 1741. Gestorben 1790.

Drohend, sturmbewegt, fast hoffnungsleer war für Oesterreich das Jahr, in welchem jener große, und doch so unglückliche Monarch das Licht der Welt erblicken sollte. Von französischen, bayerischen und preussischen Heeren bedrängt, schrieb damals Maria Theresia, nach deren Erbe Wortbruch und Habgier die Hände ausstreckten, ihrer Schwiegermutter, der Herzogin von Lothringen: daß sie keinen Ort wisse, wo sie ihre Entbindung ruhig abwarten könne. Eine so rauhe Wiege bereitete die Zeit dem unvergeßlichen Joseph, und auch sein Sterbelager wollte sie später nicht weicher betten! — Den 13. März 1741 wurde Joseph zu Wien geboren, der Erstlingssohn der großen Maria Theresia und des nachmaligen Kaisers Franz, der erste Sprößling des neu und herrlich erblühenden habsburg-lothringischen Stammes. Der Fürst Karl Batthyany leitete, als oberster Hofmeister, seine

Erziehung. Joseph war ein munteres, liebenswürdiges Kind, voll Leben und Bewegung, stolz und bisweilen vorlaut, aber gleichwohl gutmüthig. Sein außerordentliches Jugendfeuer ließ ihn an der mechanischen Methode des gewöhnlichen Unterrichts wenig Geschmack finden; er faßte schnell und leicht, aber langes Sitzen, wiederholtes Auswendiglernen war seine Sache nicht. In den gewöhnlichen Prüfungen stand er daher nicht immer obenan; dagegen that er sich frühzeitig durch scharfsinnige Bemerkungen, witzige Einfälle, bedeutende Fragen und Antworten aus seinem eigenen Kopfe hervor, und verrieth schon damals den werdenden Selbstdenker. In den Leibesübungen, zumal, wenn sie einige Beziehung zum Militärstande hatten, erfüllte er alle Wünsche seiner Meister, und an der Musik fand er so viel Geschmack und Vergnügen, daß er durch sein ganzes Leben sich fleißig mit ihr beschäftigte, und selbst mehrere Instrumente spielte. Den 6. October 1760 vermählte er sich mit Maria Isabella, des spanischen Infanten, Don Philipp, Herzogs von Parma, Tochter. Er liebte sie mit allem Feuer seiner Seele; doch schon am 27. November 1763 entriß sie ihm der Tod. Sie hatte ihm zwei Töchter geboren, von denen die erste, Maria Theresia (geboren am 20. März 1762), am 23. Januar 1770 starb, die zweite, Christine, den Tag ihrer Geburt (22. November 1763) nicht überlebte. Zum zweiten Male vermählte er sich (22. Januar 1765) mit Maria Josepha von Baiern, Kaiser Karls VII. Tochter, welche ihm keine Leibeserben hinterließ, und am 28. Mai 1767 verschied. Seitdem blieb er unvermählt. Am 3. April 1764 wurde er zu Frankfurt als römischer König gekrönt, und als am 18. August 1765 sein Vater starb, folgte er demselben in der deutschen Kaiserwürde. Zugleich ernannte ihn seine Mutter zum Mitregenten in den Erbstaaten, zum Chef des gesammten Militäretats, wie zum Großmeister aller Orden. Lacy ward sein Lehrer in der Kriegskunst. Joseph äußerte seinen ersten Einfluß auf die Regierung dadurch, daß er die spanische Hofetiquette und allen überflüssigen Aufwand abschaffte, die Leibeigenschaft aufzuheben und in die politischen Geschäfte mehr Ordnung zu bringen suchte. Aber, wie später in weit größerem Maßstabe, so stellten sich auch damals schon dem lebhaften Verbesserungsgeiste des jungen Monarchen bald Hindernisse entgegen, die ihm nicht erlaubten, bereits so viel Gutes zu bewirken, als er gewünscht hätte. Indessen wollte er nicht nur seine eigenen Länder, sondern auch andere europäische Staaten aus eigener Anschauung kennen lernen; daher unternahm er 1766 eine Reise durch Ungarn nach dem Temeswarer Banat bis an die türkische Grenze, besah die

Festungswerke, die Truppen, die Manufakturen, den Feldbau, den Zustand des Bürgers in den Städten und des Bauers auf dem Felde. Seine Reisen machte er mit der größten Einfachheit, von nur wenigem Gefolge begleitet, und man konnte bei jeder Gelegenheit wahrnehmen, wie Prunklosigkeit, Popularität, Arbeitsamkeit, Wißbegierde und strenge Dekonomie die Hauptzüge seines Charakters bildeten. 1769 reiste er zum ersten Male nach Italien, kam am 25. März in Rom an, als die Kardinäle eben zur neuen Papstwahl im Conclave versammelt waren, und empfahl ihnen, ohne Vorurtheil und Parteilichkeit ein würdiges Oberhaupt der Kirche zu wählen. In Portici besuchte er seine Schwester, bestieg den Vesuv, und besichtigte, nebst anderen Merkwürdigkeiten, die Schiffe im Hafen zu Neapel. Am 25. August 1769 besuchte er, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, König Friedrich II. im Lager bei Meisse. »Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt!« sagte Kaiser Joseph, und Friedrich rief: »Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens!« In einer geheimen Unterredung schlossen beide Monarchen einen Tractat, um die Ruhe und Neutralität Deutschlands zu sichern, falls es zwischen Frankreich und England neuerdings zum Bruche kommen sollte. Als Joseph auf dieser Reise durch Mähren ging, legte er, ähnlich dem Beherrscher China's, seine Achtung für den unentbehrlichsten Stand dadurch an den Tag, daß er, auf der Liechtenstein'schen Herrschaft Posoritz, auf offenem Felde den Pflug eines Bauern ergriff und mit eigenen Händen einige Furchen aderte. Die Zwischenzeit war vorzüglich der Sorge für die Verbesserung des Kriegswesens im Ganzen und im Detail gewidmet. 1770 erschien das neue Dienst- und Exercier-Reglement, und 1771 die große Anstalt der Militär-Conscription in sämmtlichen deutschen Erbstaaten. Eine der ersten Sorgen Joseph's war, den Sold mehrer Branchen zu verbessern, und die Erziehung der Soldatenkinder väterlich zu bestellen. Zum Schlusse und Beginn aller Rechnungen wurde der 1. November festgesetzt, wovon sich das sogenannte österreichische Militärjahr herschreibt. Durch Uebungslager suchte er das Heer vor Abspannung zu hüten. 1770 ging er, um den gewöhnlichen Truppenübungen beizuwohnen, wieder nach Mähren. Hier war es, wo der König Friedrich II. am 3. September ihm im Lager bei Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch machte. Seitdem war Joseph der glühendste Bewunderer und Nachahmer des berühmten Preußenkönigs, dem er an kaltblütiger Praxis nachsehen mochte, an Geisteshoheit, Großartigkeit der Entwürfe und an Gedankenflug ihn dafür weit übertraf. Bei dieser zweiten Zusammenkunft scheint Polens Schicksal entschieden

worden zu sein; denn nach zwei Jahren kam die Theilung dieses Reiches zu Stande, wodurch Oesterreich ohne Blutvergießen Galizien und Podomeren mit drei Millionen Menschen erwarb. Unmittelbar darauf bereisete Joseph diese neuen Länder und ließ sich daselbst huldigen. Als 1771 — 72 Oesterreich und Mähren, besonders aber Böhmen, von drückendem Mangel heimgesucht waren, kam Joseph in Person, um den Bedrängten beizustehen, dem Wucher und dem listigen Aufkauf der Nachbarn vorzubeugen. Den 1. April 1777 reisete er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein nach Paris, überraschte daselbst seine königlichen Verwandten, besichtigte alle Merkwürdigkeiten, entzückte Jedermann durch Herablassung und einnehmendes Wesen, und verschaffte den Parisern zum ersten Male den ungewöhnten Anblick, daß in seiner Gesellschaft der König und die Königin ohne alles Hofgepränge die Spaziergänge besuchten. Nach sechswöchentlichem Aufenthalte schied er wieder von Paris, bereisete Frankreichs Seehäfen, ging von Bordeaux bis über die spanische Gränze, und kehrte über Marseille und Eyon zurück. Wie in Paris, schlug er durchgängig allen festlichen Empfang aus. Auch die gelehrten und literarischen Notabilitäten suchte er während seiner Reisen auf; er sah Buffon, d'Alembert, Rousseau, Saussure und Haller; dagegen ging er durch Ferney, ohne Voltaire sehen zu wollen. Kaum war er nach Wien zurückgekehrt, als, durch den Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph, der baierische Erbfolgekrieg ausbrach. Glühend sehnte sich Joseph, seine Kraft mit dem Gegenstande seiner Bewunderung, seinem nunmehrigen Gegner, Friedrich II., in offener Schlacht zu messen. Aber wie er den Krieg, so begehrte Maria Theresia den Frieden, und während Joseph Anstalten zur großartigen Fortsetzung des Kampfes traf, pflegte die Kaiserin Mutter Unterhandlungen, um denselben zu beendigen. Dieser Doppelpolitik seiner Gegner verdankte Friedrich II. seine Rettung aus wiederholt gefährvoller Lage, bis die Feindseligkeiten (13. Mai 1779) durch den Frieden zu Teschen beendet wurden, der, zu Joseph's Verdrusse, Oesterreich bloß mit dem Innviertel bereicherte. Bald darauf reisete Joseph nach Rußland, sah zu Mohilow (5. Juni 1780) die mächtige Katharina II., begleitete sie nach Smolensk, eilte nach Moskau und verlebte einige Wochen in St. Petersburg und in den russischen Ostseehäfen. Er schloß mit Katharina eine lebenslängliche Freundschaft, und gewann sich auch im Norden die Herzen der Völker. Als (29. November 1780) die große Maria Theresia dahinschied, bestieg Joseph den Thron als Alleinherrscher der Erbstaaten. Erhebliche Veränderungen im Staate und in der Kirche bezeichneten gleich

die ersten Tage seiner Regierung. Er führte die Conduitenlisten ein, um die Angestellten nach ihren Fähigkeiten zu unterscheiden, erleichterte die Büchercensur, und gab, nach Friedrich's II. Muster, die Norm: »Kritiken, wenn es anders keine Schmähschriften sind, nicht zu verbieten, sie mögen nun den Landesherrn selbst, oder den letzten Unterthan betreffen.« Ungeachtet seiner großen Empfindlichkeit, ertrug er standhaft die Rügen, welche, jener Erlaubniß gemäß, sich gegen ihn selbst erhoben. Den Kammerbeutel, aus welchem Maria Theresia bisher ihren unvergleichlichen Wohlthätigkeitsinn befriedigt hatte, hob Joseph, weil mancher Unwürdige daraus gekehrt, gänzlich auf, und erließ ein Pensions-Regulativ, das allerdings manchen Tadel erfuhr. Am 11. April 1781 wurde alle Verbindung österreichischer Klöster mit auswärtigen Ordensgeneralen und Congregationen untersagt, bald darauf das Verbot erneuert, päpstliche Bullen ohne das landesherrliche Placitum anzunehmen. Der Theologie beflissene Jünglinge sollten nicht mehr in das Collegium Germanicum nach Rom oder Padua, oder in das Kroatische nach Bologna gesendet werden, welche Anstalten theils nach Pavia übertragen, theils dort durch andere ersetzt wurden. Es sollten hinfort keine Geldsendungen nach Rom Statt finden, und die Dispensen nur unentgeltlich angenommen werden. Auch geschahen Voreinleitungen zur Zerstückelung der allzu weitläufigen und reichen Pfarreien; Pölkakaplanien sorgten für das Bedürfniß der stark angewachsenen Volkszahl. Während der Reise des Kaisers in seine und in die vereinigten Niederlande (Mai 1781) schritten die Reformen im Innern unaufhaltsam fort. Es erschien die neue Gerichtsordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Den 15. October 1781 erschien das Toleranz-Edict, welches den Lutheranern, Reformirten und nichtunirten Griechen die Uebung ihres Glaubens, das Recht, Bürger zu werden, Grundstücke zu erwerben, und zu Staatsämtern zu gelangen, ertheilte. Auch das Schicksal der Juden milderte Joseph durch Satzungen, welche alle entehrenden Bezeichnungen von ihnen nahmen, und ihnen mit allen andern Unterthanen gemeinsam die Wege der Bildung, des Gewerbes, Handels, Eigenthums, und sogar der Ämter und Würden des Staates öffneten. Am 1. November 1781 hob er die, bereits von Theresien sehr gemilderte Leibeigenschaft gänzlich auf. Mit der, von ihm angeordneten Schleifung der Gränzpässe in Tyrol und der niederländischen Festungen, fiel auch der Barriere-Tractat und das, seit dem spanischen Erbfolgekriege hergebrachte Besatzungsrecht der Generalstaaten von selbst hinweg; denn Joseph wollte zuerst und um jeden Preis Herr in seinen Landen sein. In

der Lombardei revindicirte Joseph die Vergleichung aller geistlichen Pfründen, hob die Bruderschaften auf und beschloß eine Verminderung der Klöster; doch blieb die Wirksamkeit der ehrwürdigen Institute der barmherzigen Brüder, der Elisabethinerinnen, Ursulinerinnen u. ungeschmälert. Ein persönlicher Besuch des Papstes Pius VI. in Wien (März 1782) vermochte in den Entschlüssen Joseph's nichts zu ändern. Kurz darauf erfolgte die gänzliche Abwürdigung der Todesstrafe, an deren Stelle die harten Strafen des Schiffziehens und der Anschmiedung in ewigen Gefängnissen kamen, welche letztere mit ihrer Furchtbarkeit den Fehler verband, daß sie kein Beispiel gab. Mit zu strenger Gewissenhaftigkeit dehnte Joseph die entehrenden Strafen auf jeden Stand aus, ja er verschärfte bisweilen den von den Gerichtsbehörden gefällten Spruch. Für die Administration inländischer Verwaltungsgegenstände wurde eine vereinigte Hoffstelle gegründet; es erschien ein neues Ehepatent, das die Gränzen der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit hinsichtlich dieses Gegenstandes genau bestimmte. Die Ehrlosigkeit unehelicher Geburt und gewisser Beschäftigungen fiel hinweg, die Zwangsvorschriften bei den Zünften und Handwerken erloschen; für die Civilisirung der Zigeuner wurde nach Kräften gewirkt. Für das Aufkommen des Handels arbeitete Joseph mit unermüdblicher Ausdauer. Durch den Handelsvertrag mit der Pforte vom 15. März 1783 wurden die österreichischen Unterthanen ganz gleich mit den russischen, als die zumeist begünstigten im Handel und Wandel in den weiten Reichen der Pforte erklärt, welche letztere es übernahm, für Räubereien der Barbaresken an österreichischen Schiffen und Gut Entschädigung zu leisten. 1784 wurde der, sechs Jahre früher von Baiern selbst ausgegangene Vorschlag: Baiern gegen die Niederlande zu vertauschen, erneuert. Karl Theodor war dazu geneigt; der König von Preußen aber, obgleich anfangs die Miene der Bereitwilligkeit annehmend, erklärte: daß ein solcher Tausch selbst freiwillig nicht Statt haben dürfe, und schloß, um seinen Widerspruch kräftiger durchzusetzen, mit Sachsen und Braunschweig-Lüneburg am 23. Juli 1785 zu Berlin den sogenannten Fürstenbund, dem sich bald auch die Kurfürsten von Mainz und Trier und die meisten weltlichen Fürsten des deutschen Reiches anreiheten, der aber gleichwohl nichts Erhebliches leistete, und mit Friedrich's II. Tode 1786 sich wieder auflösete. Jenes Tauschproject scheiterte nicht sowohl an dem Fürstenbunde, als vielmehr an Karl Theodor's Unentschlossenheit und anderen Umständen, namentlich an dem gleichzeitig ausgebrochenen Streite mit den Holländern über die freie Schifffahrt auf der Schelde, der, nach

einigen Feindseligkeiten von holländischer Seite, durch den Tractat zu Fontainebleau (8. November 1785) beendet wurde. Die Generalstaaten leisteten Abbitte, bezahlten zehn Millionen Gulden, traten einige Gränz-districte ab, räumten oder schleiften mehrere Forts, und anerkannten die Hoheit des Kaisers über die innere Schelde von Antwerpen bis an die Spitze des Ländchens Saftingen. Da bisher ungeheure Summen für Waren in das Ausland geströmt waren, so erließ Joseph am Ende des Jahres 1784 das Verbot der Einfuhr aller Fabrikate und vieler rohen Erzeugnisse des Auslandes, und ging in den Entbehrungen ausländischer Bedürfnisse mit muthigem Beispiele voran. 1784 und 1785 schuf er das Taubstummen-Institut, welches unter die Leitung eines Schülers des Abbé de l'Epée kam, die medicinisch-chirurgische Joseph's-Akademie mit ihren trefflichen anatomischen Präparaten, das allgemeine Kranken-, das Gebärd- und Findelhaus. Um eine Gleichheit der Abgaben Aller herzustellen, beschloß er eine durchgreifende Steuerregulirung, und im April 1784 wurde durch ein Patent in allen deutschen Landen die vorbereitliche Ausmessung und die Bestimmung des Ertrages anbefohlen. Fünf Jahre dauerte diese Arbeit, und als sie, nicht ohne Uebereilung und schwere Kosten, vollendet war, waren nicht nur alle Güterbesitzer unzufrieden, sondern auch die meisten Bauern höher angeseht, als zuvor, und allenthalben Zwiespalt. Daher wurde Joseph's Verordnung gleich nach seinem Tode wieder aufgehoben, und das ganze Steuerwesen provisorisch wieder auf den vorigen Fuß gesetzt. Die Ungarn hatte es verkehrt, daß Joseph nicht, wie alle seine Vorfahren, sich in ihrer Mitte krönen ließ, und ihre großen Vorrechte nicht beschwören wollte, daß er sogar die heilige Krone von Preßburg in die Schatzkammer nach Wien bringen ließ; denn es lag in seinem Plane, Ungarn, wie alle übrigen Theile der Monarchie, durch Einführung der deutschen Sprache im Geschäftsstyl, in Verfassung und Sitte zu germanisiren und zugleich unbeschränkt zu regieren; wobei er freilich die sehr verschiedenen Privilegien der einzelnen Länder seiner Monarchie nicht genug berücksichtigte. Seine Idee, die Grundsteuer auch in Ungarn einzuführen, dieses Land, der Fundamental-Verträge unbeschadet, in Handel und Abgaben zu einem Ganzen mit seinen Staaten zu vereinigen, stieß daher im voraus auf Mißtrauen und Unbereitwilligkeit. Auch in Belgien äußerte sich theilweise Widersegligkeit, die jedoch mit eben so vieler Mäßigung als Kraft bekämpft wurde. Die Bruderschaften und verschiedene Klöster verschwanden, Priester-Seminarien wurden errichtet; die Universität zu Löwen erhielt einen verbesserten Plan.

Der souveräne Rath von Brabant wurde aufgelöst; an seine Stelle kam ein höchster königlicher Rath. Die Lande wurden in Kreise eingetheilt, und eine neue Gerichtsordnung eingeführt. In dieser Zeit geschah auch die Bearbeitung des neuen allgemeinen Gesetzes über Verbrechen und deren Bestrafung und des bürgerlichen Gesetzbuches, von welchem aber nur das Personenrecht vollendet worden. Während in Frankreich die Revolution mehr und mehr ihr Haupt erhob, erklärten Oesterreich und Rußland 9. Februar 1788 den Krieg an die Pforte. Ungeheure Armeen standen gegen einander. Vor Eröffnung des Feldzuges gründete Joseph das Ehrenzeichen der goldenen und silbernen Medaillen, mit angemessenen Löhnungszulagen, so den Ruhm mit dem Nutzen verbindend. Er selbst ging zur Armee ab, theilte alle Mühseligkeiten und Entbehrungen seiner Soldaten, und setzte sich bei Erstürmung der serbischen Feste Sabacz persönlich so sehr der Gefahr aus, daß drei Kanoniere an seiner Seite erschossen wurden. Doch die lässige Mitwirkung der Russen ließ den Erfolg dieses Feldzuges weit hinter den Erwartungen bleiben, und Joseph kehrte zu Ende des Octobers 1788 tiefbekümmert nach Wien zurück, fest entschlossen, auch den zweiten Feldzug in Person mitzumachen, woran ihn jedoch die üble Wendung hinderte, die seine Krankheit mit eintretendem Frühjahr nahm. Der folgende Feldzug 1789, der erst im Juni begann, war, obschon die Russen wiederum nichts Entscheidendes unternahmen, ungleich glücklicher und ruhmvoller für die österreichischen Waffen. Die Uebergabe von Verbir, die Siege bei Focksfany, Mehavia, Schuppaneck, Martinefje, Porzeny und Baideny, die Eroberung Belgrad's durch Loudon (9. October) und jene Semendria's, die Uebergabe Bukarest's, folgten schnell auf einander. Ein ausgedehnter Waffenstillstand wurde geschlossen. Indessen wurden die inneren und äußeren Verhältnisse Oesterreichs täglich bedenklicher und verwickelter. Preußen wirkte theils offen, theils versteckt gegen Oesterreich; es suchte das Bündniß Polens, unter der Vorpiegelung, die Rückgabe Galiziens von Oesterreich zu erzwingen. Mit Preußen war Schweden im Bunde, und Beide durften auf britische Subsidien rechnen. In Ungarn und in den deutschen Erbstaaten herrschte Mißvergnügen wegen mancher unternommenen Neuerungen, oder wenigstens wegen deren Formen. Aber in Brabant kam es zu offenen Widersetzlichkeiten, und als der Kaiser dieserhalb (6. Juni 1789) die Bestätigung der joyeuse Entrée widerrief und eine drohende Sprache führte, erfolgten Tumulte über Tumulte, Schmähschriften und Aufrufe zur Empörung, bewaffnete Versammlungen und Werbungen um auswärtigen Schutz. Das Gouver-

nement mußte den Insurgenten weichen. In dieser finstern Gestalt begegneten die Erbdinge dem sterbenden Blicke des großen, unglücklichen Kaisers. Die Mühseligkeiten des letzten Feldzuges, rastlose Anstrengungen, Schmerz über zertrümmerte Hoffnungen und Entwürfe, verjährt körperliche Uebel, hatten Joseph's Gesundheit hart erschüttert; bedenklich angegriffen, kam er im December 1788 nach Wien zurück. Zwar schien der Sommeraufenthalt in Laxenburg und Hezendorf ihm neue Kräfte zu verleihen, doch magerte er zusehends ab. Der Winter rief sein Unwohlsein zurück, und im Januar 1790 entschied sich die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes. Mit hoher Fassung überzeugte er sich von der Nähe seines Todes. Trotz des Abtrathens seiner Aerzte, verdoppelte er seine Arbeiten und Anstrengungen, und bürdete seinen letzten Tagen das schwere, selbstentsagungsvolle Werk auf: die meisten seiner neuen Einrichtungen in den Niederlanden, in Tyrol und Ungarn zurückzunehmen. Dem letzteren Lande hatte er insbesondere (18. December 1789) die Abhaltung eines Landtages verheißt, der seine königlichen Rechte und wohlgemeinten Anordnungen mit den Wünschen der Nation ausgleichen sollte, und am 18. Februar 1790 wurde die heilige Reichskrone aus der Burg zu Wien nach Ofen abgeführt. Mit Seelenstärke und Innigkeit nahm er, im Vorgefühle seines baldigen Endes, von seinen Ministern und Freunden Abschied, und dictirte bis in die vorletzte Nacht hinein seinen Cabinetssecretären. Am 20. Februar 1790, Morgens nach 5 Uhr, brach der Tod sein großes Herz. Am 22. wurde sein Leichnam in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern beigesetzt. — Joseph II. war von mittler GröÙe, sehr gut und kräftig gebaut, mehr voll, als mager. Er besaß eine schöne gewölbte Stirn, starke Augenbrauen, eine große, gebogene Nase, Augen voll lebendigen Ausdruckes und von so schönem Blau, daß es in Oesterreich eine Zeitlang Mode war, Kleider von der Farbe seiner Augen — Kaiseraugenblau genannt — zu tragen. Seine Haare waren lichtbraun. Seine Züge besaßen in jüngeren Jahren außerordentlich viel Anmuth und Würde. Mit den Jahren nahm ihre Schönheit, wie auch die Frische seiner Gesichtsfarbe ab. Sein Sprechen war meist laut, hastig und ernst, ein treuer Wiederhall seines Feuergeistes. In seinem Anzuge war er sehr einfach, doch stets nett und reinlich. Er hatte ein sehr glückliches Gedächtniß, einen schnell durchdringenden Verstand, den seine äußerst lebhaftes Phantasie bald beflügelte, bald beirrte, und eine reiche Ader von Wiß, der sich, namentlich von Paris und Potsdam aus, seines ganzen Zeitalters so vollständig, und nicht immer auf erspriessliche Weise bemächtigt hatte. In

seinen Arbeiten hatte er eine Fertigkeit erlangt, daß es ihm an Schnelligkeit, Vielseitigkeit und ausdauernder Anstrengung keiner seiner Beamten gleich that. Wenn Joseph in kühner Ungebuld häufig dem Gange der natürlichen Entwicklung zuvor eilte, wenn er bisweilen baute, ehe noch der Grund fest stand, zugleich säen und ernten wollte, und sein Ziel schneller überflog, als erreichte; so erblicken wir darin den ungleichen Kampf eines titanischen Strebens mit den ewig unverrückbaren Gesetzen der Zeit und der Dinge. Aber die große Idee seines Wirkens und Lebens ist unverloren geblieben, und unauslöschbar leuchtet Joseph's Name, das Gestirn der Humanität und Aufklärung, seinen und allen kommenden Jahrhunderten vor. Viele Gebäude mußte der große Kaiser mit eigener Hand wieder einreißen, die er mit Begeisterung entworfen, mit Schweiß und Sorge ausgeführt hatte; die Welt setzte ihm ihren trägen Rädergang, die Menschheit Gleichgiltigkeit und kalte Zweifel entgegen, und so schied er, ein unmuthiger Gott, aus einer Welt, die er mit gewaltigen Liebesarmen an sich pressen wollte, und die sich ächzend gegen seine Umarmung sträubte. Der Lichtgedanke, der ihn befeelt und geleitet, sollte erst der Nachwelt klar werden. Und sie steht weinend an seinem Grabe, Sühne flehend für den Undank und das Mißverständnis der vorangegangenen Generation, die ihn so wenig erkannte. Ja, das deutsche Volk hat ihn in das Innerste seines historischen Heiligthums aufgenommen, und die Volks Sage wollte lange nicht an seinen Tod glauben, so wenig sie an den Tod des großen Friedrich Barbarossa glauben will, des deutschen Städtefreundes, der, nach der Sage, noch immer nicht gestorben ist, sondern alt und ehrwürdig, mit endlosem Barte, mit Krone und Scepter im Kyffhäuser Berge sitzt, geweihte Sterbliche bisweilen zu sich heranwinkend und zu ihnen sprechend in bedeutsamen Worten und geheimnißvollen Zeichen. Und so thront auch Kaiser Joseph fort und fort in den Herzen der Völker, ein Held, ein Vorkämpfer, der die Menschheit ihrem Ziele näher gebracht und, ob auch im Kampfe verblutend, doch den Sieg kräftig vorbereitet hat.



Christoph Columbus.

Geboren 1447. Gestorben 1506.

Am Hofe König Ferdinand's und der Königin Isabella von Spanien erschien im J. 1484 ein Fremdling, und legte den kühnsten Plan vor, der je bis dahin einem Hofe vorgelegt worden war. Es galt nichts Geringeres, als — die Entdeckung einer neuen Welt, wovon er die Ehre und den Besitz den Herrschern anbot, die ihn in den Stand setzen würden, seinen Gedanken zur That zu machen. Schon die Alten hatten von einer, jenseits der Säulen des Herkules gelegenen, großen Insel Atlantis gesprochen, hatten sie vielleicht gekannt, und ihre Spur war in der Dämmerung des ersten Mittelalters wieder verloren gegangen. Der Gedanke aber, daß die westliche Hälfte der Erdkugel doch auch Land enthalten müsse, war nie ganz aufgegeben worden. Die glücklichen Unternehmungen der Portugiesen zur See bereiteten größere vor; und diese größern waren dem Sohne eines genuesischen Seemann's aufbehalten, der, schon als Knabe auf dem stürmischen Elemente heimisch, als Jüngling über Büchern und Karten den Plan zur Reise brütete. Er legte ihn zuerst seinem Vaterlande Genua vor, — ungläubiges Kopfschütteln war der Lohn seines reblichen Willens. Betrübt, aber unbeirrt wandte er sich an Heinrich VII. von England, — und erfuhr das gleiche Loos. Er baute seine Hoffnung auf das unternehmende Portugal; abermals vergebens! Mit jener durch nichts zu bezwingenden Beharrlichkeit, welche, wenn man Columbus Leben überdenkt, das eigentliche Wunder seines Charakters und seiner Größe ausmachte, sahen wir ihn nun am spanischen Hofe für den Gedanken seines Herzens sprechen. Nach acht Jahren bitterer Kämpfe, die ihm kleinlicher Unglaube, engherziger Neid, schlaue Dummheit und Gemeinheit bereitet hatten, erhielt er von der Königin — drei kleine Schiffe, und hundert und zwanzig Menschen zu dem riesenhaften Unternehmen! Ein feierlicher Vertrag sicherte ihm und seiner Familie (er hatte die Tochter eines portugiesischen Seemannes geheirathet) die vicekönigliche Würde in den, vielleicht erträumten, neuen Ländern, — und am 3. August des J. 1492 segelte Columbus, halb angefaunt,

halb mitleidig belächelt von der alten Welt, aus dem Hafen von Palos ab. Anfangs ging es erträglich, da man sich auf den canarischen Inseln mit frischem Wasser versehen hatte. Als man aber dann, auf einem zuvor nie befahrenen Meere, ein und zwanzig Tage lang, sich immer in derselben Richtung sah, und nichts als Himmel und Wasser ringsum, als die Nahrungsmittel knapper wurden, und der Muth des ersten Impulses verbraucht war, — da wurden die Zweifler wieder laut und lauter; sie steckten die Mannschaft durch ihre Besorgnisse an, und Columbus bedurfte all seiner Geistesgegenwart und Beredsamkeit, um sie zu beschwichtigen. Seltsame Zeichen, die auch ihn in Erstaunen setzten, vermehrten die Unruhe: Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad ab; das, wie mit Gras bedeckte Meer ließ verborgene Klippen befürchten. Die Unruhe wuchs bis zum offenbaren Aufruhr; man verlangte von Columbus die Rückfahrt: da tauschten Schwärme von Vögeln über den Masten hin. »Ihnen entgegen!« rief der unerschrockene Führer — »sie sind Boten eines nahen Landes!« — Der Muth kehrte wieder, — aber schwand auch wieder, als keine neuen Vögelshaaren erschienen. Drohend traten die Wildesten vor Columbus hin, und riefen, ihn über Bord zu werfen, wenn er die Rückkehr verweigere. »Nur noch drei Tage gebt mir Frist!« rief er ihnen zu — »und wenn auch dann noch kein Land erschienen ist, so sei es!« Demjenigen, der es zuerst erblicken würde, verhiess er eine Belohnung. In banger Erwartung vergingen die Stunden; und es war Mitternacht, als vom Mastkorbe des vorangesegelnden Schiffes der Ruf: Land! erschallte, und hundertfach wiederhallte. Columbus schwieg; er hatte schon Abends zuvor (am 11. October) seinen Vertrauten die Küste mit dem Finger gezeigt. Das Schwert in der Rechten, in der Linken die Fahne, betrat Columbus, der erste, den neuen Boden, nahm Besitz von ihm im Namen seines Königs, und nannte ihn, zum Andenken der überstandenen Gefahren — St. Salvador. Beschämt lagen seine Gefährten vor ihm auf den Knien, und die Einwohner der Insel versammelten sich, und staunten die Fremdlinge an. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß weiter nach Süden hin ein Land liege, in welchem viel Gold zu finden sei. Man segelte der Richtung nach, und entdeckte neue Inseln. Die eine ward, dem Vaterlande der Schifffahrer zu Ehren, Hispaniola, die zweite Cuba genannt. Doch allmählich würde Columbus in seiner neuen Welt zu einem Robinson geworden sein, wenn er nicht daran gedacht hätte, sich aus der alten zu erfrischen; denn er hatte von seinen drei Schiffen nur Eines mehr. Das zweite war gescheitert, das dritte hatte sich

auf dem Meere von ihm entfernt, und war nicht mehr zum Vorschein gekommen. Da baute er aus den Trümmern des gescheiterten eine Art hölzerner Festung, überließ es der freien Wahl seiner Leute, wer hier zurückbleiben wolle, und, nachdem sich dreißig dazu gemeldet, trat er mit dem Reste die Rückfahrt nach Europa an. Aber auch hier drohte das Schicksal, das schwer und kaum Errungene im Keime für ewig wieder zu vertilgen. Ein Sturm erhob sich, — und der Untergang war nahe. Für jeden Fall gefaßt, und nicht seine Rettung, sondern nur die seiner Entdeckung im Geiste bedenkend, zog sich Columbus ergeben in seine Kajüte zurück, schrieb die Geschichte seiner Fahrt auf eine Pergamentrolle, schloß sie in ein Faß, und überließ dieses den Wellen, die es wohl irgendwo an's Land treiben würden! Da legte sich der Sturm, frische Winde bliesen in die Segel, und — am 15. März des J. 1493 ward der Entdecker der neuen Welt vom Donner des Geschüßes, vom Geläute der Glocken und von tausendstimmigem Jubelrufe im Hafen von Palos begrüßt. Seine Reise an den Hof war ein Triumphzug; Staunen und Neugierde begleiteten, die Erzeugnisse der neu entdeckten Länder schmückten ihn. Achtungsvoll empfing das königliche Paar den außerordentlichen Mann; neben dem Throne war ihm sein Sessel bereitet, und sitzend stattete er seinen Bericht ab. Mit allen Zeichen königlicher Huld überhäuft, zum Grand von Spanien erhoben, bat er — wieder in sein wildes Element zurückkehren zu dürfen. Jetzt gab man ihm 17 Schiffe, und 1500 Mann, und, begleitet von den Segenswünschen seines zweiten Vaterlandes, trat Columbus im Herbst desselben Jahres seine zweite Fahrt an. Ein schlimmer Gefährte aller großen Erfolge, — der Neid, mit Allem, was sich so gerne an ihn hängt, war leider! am Ufer zurückgeblieben, und wartete der rechten Stunde. Diese blieb nicht aus. Die in Hispaniola zurückgelassene Colonie fand Columbus vernichtet; er gründete an ihre Stelle eine Stadt, die er, der Königin zu Ehren, Isabella nannte. Dann ging es rastlos neuen Entdeckungen zu. Allein es fanden sich nicht überall, wie seine neuen Begleiter thöricht gehofft hatten, ohne Mühe und Beschwerde Gold und Schätze, — und ein Murren entstand, das die getäuschte, müßige Habsucht erhob. Dazu kam, daß Columbus mitten in seinen Unternehmungen, deren Last er am schwersten trug, erkrankte. Diesen Augenblick benützten jene Unzufriedenen, und sandten nach Spanien die schwärzesten Schilderungen von der neuen Welt, mit der man Europa schmählich betrogen habe. Die Verläumdung fand dort den Neid, der sich mit ihr verband, und — Aguado, ein persönlicher Feind Columbus, ward

zur Untersuchung abgesandt. Columbus, als Vicekönig auf seinem Boden, hielt es für unwürdig, sich hier irgend einem Richterpruch zu unterzieh'n; er ernannte seinen Bruder zum Statthalter, und — segelte selbst nach Spanien zurück. Allein er hatte zuvor, seinem Zweck freilich angemessen, noch eine Maßregel getroffen, die keine Billigung verdient. Er ließ den Eingebornen alles Gold abfordern; und, obwohl er dabei keineswegs mit der Grausamkeit verfuhr, wie späterhin seine Nachfolger, so erscheint doch dieser Schritt als der erste Vorbote vieler schmerzlichen Begebenheiten. Mit den erpreßten Schätzen nun kehrte der Angeklagte zurück, — und widerlegte durch die That die Worte seiner Feinde. Allein diese ruhten nicht; und als er, um seine dritte Fahrt zu beginnen, Mannschaft aus den Gefängnissen begehrte, eilten sie schadenfroh, diesem unvorsichtigen Wunsche zu willfahren. Im Juli 1498 segelte er zum dritten Male ab, und, nach wechselnden Abenteuern und neuen, wichtigen Entdeckungen, auch am Festlande Amerika's, kehrte er in seine ursprünglich gegründete Colonie zurück. Er fand sie im Zustande der Gefeglosigkeit und des Aufruhrs. Sein Herz blutete, aber er that, was der Augenblick zu fordern schien. Unerbittliche Strenge hier, Mäßigung und Milde dort, überall Weisheit und Unermüdlichkeit, stellten den Schein der Ordnung zur Noth wieder her. Nur in diesem Sinne hatte er es gemeint, als er, zur Gewinnung von Arbeitern, die Vertheilung der Ländereien und Bewohner, anordnete, — die leider! den ersten Grund zu den Gräueln der späteren Sklaverei gelegt hat. Die Geschichte wendet furchtsam ihr Auge von jenen ersten Scenen, mit welchen die neue Welt von der alten begrüßt ward, — wie der Genius des Glücks das seine damals von Columbus Leben wandte. Denn die Verläumdung ruhte nicht. Selbst Isabella vermochte den Helden nicht länger zu schützen: Bobadilla ward abgesandt, ihn zur Rechenschaft zu ziehn. Er kam, ließ den Vicekönig zu sich laden, und, als dieser, im Gefühle seines Rechtes, erschien, — verhaften, in Ketten legen, und gefesselt nach Spanien senden. Männlich ertrug Columbus die tiefe Schmach; begehrte nur, als er den Boden Europa's betrat, Gehör vor seinem Könige, und als er erschien, als seine einfache Rede, seine Ehrfurcht einflößende Persönlichkeit die beste Erklärung seines Lebens und seiner Thaten waren, setzte ihn der beschämte Hof in alle seine Würden wieder ein. Allein das Gefühl dessen, was man ihm schuldig war, blieb nicht immer gleich warm. Zwei Jahre vergingen; und als — nicht Columbus, sondern ein Anderer nach Hispaniola geschickt wurde, die dortigen Zustände zu schlichten, da mußte er wohl fühlen, daß

es lau geworden war. Aber auch diese bitteren Erfahrungen demüthigten seinen Geist nicht. Nicht der Dank des Monarchen, — die Vollendung seines Werkes lag ihm am Herzen. Zufrieden, daß man ihm wenigstens vier elende Schiffe gegeben, segelte er im März 1502 zum vierten Male aus, um die gehoffte Durchfahrt nach Ostindien zu finden. Wider Willen trieb ihn der Wind an die Küste seiner Colonie; man verweigerte ihm den Hafen, um seine Schiffe bessern zu lassen und einen drohenden Sturm abzuwarten. Dieser kam; und der Admiral mußte seine Schiffe in einem Verstecke bergen. Ein neuer Sturm hemmte ihn auf der wieder begonnenen Fahrt. Vor seinen Augen scheiterten alle seine Schiffe, und nur mit Mühe rettete er sich mit seinen Gefährten nach Jamaika. Hier führte der unglückliche Held, ein volles Jahr durch, ein Leben voll von Drangsalen, Kämpfen und Gefahren. Die Spanier wütheten gegen ihn, der, wie sie, hier zu der kümmerlichsten Existenz verdammt war, und drohten, ihn zu ermorden, und die Einwohner, welche sie durch ihr freches Betragen empört hatten, fingen an, ihnen die Lebensmittel zu verweigern. Der Untergang Aller schien unvermeidlich, und Niemand sah Rettung und Rath — als Columbus. Er hatte eine Mondfinsterniß berechnet, und verkündete, indem er auf das Gestirn deutete, nahe Zeichen vom Jorne der Götter, wenn man die Fremdlinge nicht ehrte. Da verfinsterte sich der Mond, — und die Wilden baten auf den Knien, sie zu schonen, und gaben, was verlangt ward. Noch vergingen Monate in solchen Bedrängnissen, bis zwei Schiffer, die Columbus ausgesandt hatte, endlich mit einem größern Fahrzeuge erschienen. Columbus bestieg es, verließ am 28. Juni 1504, zum letzten Male Amerika, und erreichte, in Folge der erduldeten Leiden, schwer erkrankt, Spanien, wo seine Beschützerin Isabella inzwischen gestorben war. Vernachlässigt und vereinsamt, nur der Erinnerung an seine Thaten und Schicksale überlassen, starb hier der Entdecker Amerika's, das nicht einmal nach ihm genannt wurde, am 20. Mai d. J. 1506, im 59. Jahre seines Lebens. Sein letzter Wille ordnete an, daß sein Leichnam über's Meer auf den von ihm entdeckten Boden Amerika's gebracht, und die Fesseln, die er getragen, mit in sein Grab gelegt werden sollten. Es geschah.

Zu Columbus Ruhme ein Wort hinzuzufügen, wäre Beleidigung seines Andenkens. Seine Geschichte, selbst in den kurzen Umrissen, auf die wir hier begränzt waren, spricht lauter, als alle rhetorischen und poetischen Deklamationen; lauter, als das schimmernde Denkmal, das, wie zum Hohne der Geschichte, ihm zu Sevilla gesetzt ward. Ob denn der erste

Gedanke zu seiner Entdeckung ein so großes Verdienst gewesen? Darauf antwortet am besten seine eigene Antwort: die Geschichte vom Ei des Columbus. Ob, durch die große Entdeckung, für die neue Welt aus der Habsucht, Grausamkeit und all den Lasten der Verhüllung der alten, — und für die alte aus der Nahrung dieser Lasten durch die Schätze der neuen, aus den Giften und Krankheiten der alten, ein reiner Segen erwuchs? Diese Frage hat die Menschheit, mit so vielen andern, trüben und verhüllten, an die Weltgeschichte zu richten. Sie wendet sich vertrauensvoll an die Alles ausgleichende, richtende, führende Vorsehung; mit dem Leben des großen Mannes, das wir gezeichnet, — mit seiner Einsicht und seinem Willen hat diese Frage nichts zu schaffen. Den Menschen richtet aber nicht die Geschichte, sondern einzig und allein: seine Einsicht und sein Wollen.

C o o k.

Geboren 1728. Gestorben 1779.

Wenn nicht das, was ein Mensch besitzt oder weiß oder erträumt, seinen Werth bestimmt, sondern das, was er ist, die innerste Energie seines Wesens, — die sich in dem offenbart, was er thut, — so gehört Cook unter die ausgezeichnetsten Menschen, die je gelebt haben; und das Bild eines schlichten, aber thatkräftigen Mannes muß besonders einer Zeit frommen, welche sich in den müßigen Künsten der Verfeinerung gefällt. Reich an Handlung und Ereignissen ist seine Geschichte, — auf wenigen Blättern nicht zu erschöpfen; schlicht, wie er selbst, gedrängt, wie seine Rede zu sein pflegte, wollen wir sie erzählen.

Sohn eines Yorker Bauern, dem er am 3. November 1728 geboren ward, hatte James Cook keine weitere Erziehung, als daß er in der Pfarrschule lesen, schreiben, rechnen, und den Katechismus lernte. Vom dreizehnten Jahre an lernte er den Matrosendienst, und übte auf einem Schiffe den eines Schiffkoches, seinem Namen getreu. Auf einem andern Schiffe zum Steuermann verwendet, fühlte er, was Noth that, und es regte sich seine angeborne Energie. Er verwendete alles ersparte und erhaltene Geld

auf das emsigste Studium der Mathematik und Schiffskunst, und erwarb sich darin gründliche Kenntnisse. Er bewies sie auf mehreren kleinern Reisen; die stille Beharrlichkeit, womit er, bei der pünktlichsten und strengsten Pflichterfüllung, seine Studien betrieb, erweckte ihm Achtung; und, als man, zur Eroberung Quebec's, tüchtiger Seeleute bedurfte, ward Cook als Schiffmeister, und einige Jahre darauf, zur genauern Aufnahme der Insel New-Foundland, als Landmesser benützt. Dort that er sich durch Herzhaftigkeit, hier durch Ergebnisse des unermüdblichsten Fleißes hervor. Hier war es, wo ihm sein Pulverhorn, das Feuer fing, den Daumen der rechten Hand zerschlug; so, daß er von jener Zeit an nur mittelst des Zeige- und Mittelfingers schreiben konnte. Die strengste Enthaltksamkeit, bei den rauhesten Strapazen, ließ ihn so viel ersparen, daß er sich ein Häuschen mit einem kleinen Garten bei London kaufen konnte. Hier brachte er seine Winter zu, hier meinte er wohl, als Schiffmeister und Landmesser, seine Tage zu beschließen. Aber die Stunde seines Rufes war noch nicht gekommen. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London wünschte den Durchgang der Venus durch die Sonne i. J. 1769 auf einer Insel des stillen Meeres beobachten zu lassen. Sie wandte sich an den König, und dieser gab sogleich Befehl, ein Schiff auszurüsten, und wies eine Summe Geldes an. Die neuentdeckte Insel Otaheiti in der Südsee ward als die tauglichste zum Zwecke erkannt, und der berühmte Admiral Lord Hawke sollte den Mann bestimmen, dem ein solches Unternehmen anzuvertrauen wäre. Seine Wahl fiel auf Cook, und dieser hatte nun seinen Platz in der Welt gefunden. Joseph Banks als Botaniker, Dr. Solander und verschiedene Künstler gesellten sich mit geistigen und Geldmitteln ihm zu, und, so gerüstet, segelte Cook, als Schiffslieutenant nach Otaheiti ab. Hier kam ihm sein Umgang mit den Wilden in New-Foundland zu statten; er wußte sich auf eine merkwürdige Weise die Liebe wie den Respekt der Insulaner zu erwerben, und schützte das wehrlose Volk vor der wilden Roheit der Europäer. Zahlreiche Entdeckungen folgten nun der begonnenen Fahrt. Zahlreiche Beschwerden, welche Cook mit immer gleichem Gemüthe trug, fehlten nicht. Vier und zwanzig Stunden lang hing das Schiff auf Korallenklippen; man hörte, während der ganzen Zeit keinen Schrei der Verzweiflung; unerschrocken, wie der Führer, dessen Muth sich Allen mittheilte, arbeitete man und erwartete das Schicksal. Die weitere Fahrt von Neuhoolland ab, durch einen vor ihm nie beschifften Meeresstrich, stellte einen Triumph männlicher Beharrlichkeit und Geistesgegenwart dar. Drei Monate lang mußte man

sich, das Senkblei in der Hand, durch eine Kette von Klippen hintasten, an denen das Schiff jeden Augenblick zu scheitern drohte, während es über eine sichere, unergründliche Tiefe zu gleiten schien. Die Gefahr wuchs stündlich; so daß man einmal in eine Stelle, die man kurz zuvor für die gefährlichste gehalten, zurückkehrte, um nur dem plötzlichen Untergang zu entkommen. Das Schiff zog Wasser, die Mannschaft erkrankte, die Lebensmittel schwanden, — allem dem zu Troß führte Cook die Fahrt zum Ziele, und entdeckte die Meerenge, welche Neu-Guinea von Neu-Holland trennt. Von dieser Reise zurückgekehrt, ward Cook dem Könige vorgestellt, der ihn zum Schiffscapitän ernannte. Bald darauf munterten französische Unternehmungen auf, das unerforschte Südmeer auf Entdeckungen zu befahren. Der Mann dazu war jetzt gefunden; und im Sommer 1772 trat Cook seine zweite Weltumseglung, mit zwei Schiffen, an. Banks ging diesmal nicht mit; seinen Platz nahm Forster ein. Diesem dankte man einige Anstalten, wodurch diese Reise sehr gewann; vorzugsweise in Sanitätsbeziehung. Drei Jahre dauerte die Fahrt, und von 120 Menschen starb nur Einer an Krankheit. Cook selbst aber erkrankte auf der Südsee. Sein fester Vorsatz, nicht besser zu speisen, als der Letzte seiner Matrosen, untergrub seine Gesundheit. Lange unterdrückte er sein Leidensgefühl; als es aber nicht mehr möglich war, da war es rührend zu sehen, wie Alles trauerte, da der Mann lag, der durch Einsicht, Vorsorge, Muth und Herzlichkeit Jedem als Vater und als Bruder galt. Brühen aus dem Fleische eines treuen Otaheitischen Hundes, den Forster schlachten ließ, erhielten das Leben des Capitäns. Er genas, und durchkreuzte vielfach den südlichen Ocean, indem er theils Entdeckungen machte, theils bewies, daß keine zu machen waren. Nach seiner Rückkunft ward er zum Flottenkapitän erhoben, und nun dachte er abermals, in Ruhe die Früchte seiner Mühen genießen zu können. Während aber seine Schiffe zwischen den Eismassen des Südmeers gesegelt waren, war eine Entdeckungsreise in die nördlichen Polargewässer verunglückt. Kaum war Cook wieder daheim, so wurde eine neue Expedition angetragen, wozu man wieder den vielfach bewährten Seemann vorschlug. Eine Belohnung von 25,000 Pfund Sterling ward verheißen, wenn man sich dem Nordpole bis auf einen Grad nähern würde. Cook hatte von der vorigen Fahrt einen Mann aus Otaheiti, Omai, mit nach England gebracht, den Lichtenberg, welcher mit ihm bei Solander frühstückte, als angenehm, bescheiden und lebhaft schildert. Dieser sollte nun in seine Heimat, wohin er sich sehnte, zurückgebracht, und dann die nördliche Durchfahrt zwischen

Asien und Amerika versucht werden. Im Juli 1776 begann Cook seine dritte Reise um die Welt. Auf den Inseln angelangt, ward Omai vom Freuden-
geschrei seiner Landsleute begrüßt, und man fand nicht, daß sie ihn seines
Glückes wegen, England gesehen zu haben, beneidet hätten. Dann ging
es kühn nordwärts. Die Meerenge, welche Asien von Amerika trennt
(Cook's Straße), ward wirklich gefunden, und Entdeckungen folgten auf
Entdeckungen. Es bildet einen wohlthuenenden Contrast gegen die Geschichte
der ältern, spanischen Entdeckungen in der neuen Welt, wenn man liest,
wie Cook an den meisten Orten, die er fand, geliebt, ja fast göttlich ver-
ehrt ward. So ging es ihm auch in Owhi, wo man ihn reichlich mit
allen Erfrischungen versah. Als aber auf der Weiterfahrt ein Sturm ihn
zwang, nach dieser Insel zurückzukehren, — fand er die Gesinnung der
Einwohner verändert. Es entstanden kleine Feindseligkeiten; man stahl
eins der englischen Boote. Cook fordert es zurück, man verweigert es; er
versüß sich zum Häuptling der Wilden, man begegnet ihm mit frechem
Hohn; seine Hitze übermannt ihn, er gibt Feuer auf einen der Wilden, —
und sein Schicksal ist entschieden. Wüthend fallen sie über ihn her, und
der Unglückliche, mit vier seiner Gefährten, wird das Opfer ihrer Rache.
So fiel der größte Weltumsegler, am 14. Februar des J. 1779. Der be-
denklichste Zug seines Charakters, den man schon bei mehrern frühern An-
lässen bemerkt hatte: eine, seiner Energie angemessene, Heftigkeit, die um
so brennender losbrach, je länger er sie mit Selbstbeherrschung zurückge-
zwungen, ward seine Nemesis.

Die anziehende Schilderung, welche von seiner Persönlichkeit gegeben
wird, ist der beste Commentar zu seinem Leben. Er war ein dürrer, hage-
rer, breitschultriger Mann, von gesundem, kräftigem Knochenbau. Wie
alle Seefahrer größerer Statur, ging er stark gebückt, um nicht an die Ra-
jütendecke zu stoßen. Sein Gang war weit und derb, wie der eines Matro-
sen; sein graues, kleines Auge blickte scharf, aber nicht lebhaft. Die vortre-
tende Oberlippe sprach ein gewisses verachtendes, düstere, verschlossenes
Wesen aus. Man erkannte — sagte Lichtenberg — an den Falten des
Antlitzes den Mann, welcher der Schmied seines eigenen Glückes war, und
bei dieser Arbeit oft redlich geschwitzt haben mag! Die Eigenschaften der
Geselligkeit hatte er nicht. Man hat ihn auf einer dreijährigen Reise nur
Einmal für sich hin singen, Einmal pfeifen, aber desto öfter fluchen ge-
hört. Merkwürdig enthalten, liebte er weder den Wein noch das andere
Geschlecht. Gelehrsamkeit und Lectüre waren nicht seine Sache. Vorsichtig,

muthvoll, nur oft zu feurig in Gefahren, arbeitsam und beharrlich in der Ruhe, dürstend nach Ehre, Arbeit und Besitz, war Cook zu dem Berufe geboren, in dem er kaum seines Gleichen gehabt hat. Seine Fahrten haben mehr zur Vermehrung der menschlichen Kenntnisse beigetragen, als fast alle frühern, und sein Beispiel zeigt noch den Spätlingen einer überbildeten Zeit, deutlicher und beweisender, als die bilderreichsten Dichtungen: was der Mensch aus eigener Kraft vermag!

Anton Allegri da Correggio.

Geboren 1494. Gestorben 1534.

Außerst spärlich fließen die Nachrichten über die Lebensumstände dieses großen Malers, und befremden muß es, daß sein eigenes Zeitalter, das von seinem hohen Ruhme doch bereits durchdrungen war, es sich nicht mehr angelegen sein ließ, die Schicksale des unsterblichen Meisters aufzuzeichnen. Unglaublich wenig läßt sich mit Gewißheit von ihm erzählen; kritisch festgestellt ist Folgendes. Antonio Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Modenesischen Gebiete, geboren und, eine damals bei den Künstlern Italiens übliche Gewohnheit, auch größtentheils nach ihr benannt. Seine Eltern wollten ihn für die Wissenschaften erziehen; aber seine Liebe zur Kunst siegte und bestimmte seinen Lebensplan. Wer seine Meister gewesen, ist nicht mit Zuverlässigkeit anzugeben. Nach einer Schenkungsurkunde von 1527 scheint sein Oheim, Lorenzo Allegri, welchem eine vor mehreren Jahren noch im Dome zu Modena ersichtliche Frescoarbeit zugeschrieben wurde, ihm die erste Anleitung in der Kunst gegeben zu haben. Unerweislich ist die Behauptung, daß die beiden Mazzoli seine Lehrer gewesen, eben so daß Francesco Bianchi Frari ihn unterrichtet habe. Da man in Correggio's ersten Arbeiten eine gewisse Trockenheit wahrnimmt, die dem Mantegna eigen ist, so hat man gewöhnlich diesen als seinen Meister angegeben. Allein Jener starb 1506, da Antonio 12 Jahre alt war; jedenfalls also hätte Letzterer nur ge-

ringen Vortheil von Mantegna's Unterricht ziehen können. Ebenfalls eine bloße Muthmaßung ist: daß Correggio durch das Studium der Werke Giorgione's den ersten Begriff jener großen Massen von Licht und Schatten, und von Tizian jenen feinen und wahren Tact im Colorit, so wie den Mechanismus einer großen Behandlungsart in der Delmalerei erlangt habe, die dazu erfordert wird, um den Zauber des Lichts und der Harmonie hervorzubringen, welche man in seinen Gemälden wiederfindet. Die ihm eigene Grazie seiner jugendlichen Figuren und Köpfe hat eine große Aehnlichkeit mit jener Lieblingsphysiognomie des da Vinci, die man in vielen, besonders in weiblichen Gestalten desselben bemerkt, so daß die Vermuthung Halt gewinnt, Correggios erste Empfindung für diese besondere Eigenschaft der blühenden Jugend in der Natur sei dadurch genährt und zum Leitsaden seiner Kunst geworden. Wie aus mehreren seiner Werke zu erkennen ist, mußte Correggio auch die Baukunst studirt und einen edlen Geschmack darin erlangt haben; eben so legte er, nach der rühmlichen Gewohnheit der Maler jener Zeit, sich auf die Sculptur. Ob er den Meißel auch in Marmor geführt, ist zwar nicht mit Sicherheit bekannt; wohl aber sieht man in der Kirche St. Margaretha zu Modena an dem plastischen Werke einer Grablegung von Anton Begarelli, seinem Jugendfreunde und Gehilfen, drei Figuren in gebrannter Erde und mit Farben bemalt, für Correggio's Werk an. Daß dieser in seiner frühen Jugend schwerlich Rom und die antiken Werke dieser Stadt gesehen, und aus letzteren wesentlichen Unterricht geschöpft haben dürfte, zeigt ziemlich sichtlich der Sinn, in welchem er sich seine Gegenstände dachte, und die Art, wie er seine Farben handeln ließ. Häufig erzählt ist die Sage worden, daß Correggio beim Anblick von Rafael's Cécilia ausgerufen habe: »Anch' io son pittore« (auch ich bin ein Maler); doch beweiset dieß nichts Anderes, als des Künstlers frühes Selbstgefühl, und daß er seine Vortrefflichkeit weniger den Vorbildern des klassischen Griechenlands, als seinem eigenen Werke zu danken habe. Ob er später nach Rom kam, ist vielleicht eben so ungewiß; er malte fast immer zu Parma und in der Lombardia. Die Erstlinge seiner Kunst führte er in Modena aus, kam aber schon 1518 nach Parma und begann kurz darauf die Arbeit im Nonnenkloster St. Paulo, wo er eine Reihe poetischer Compositionen vollendete, die den reinen Geist des Alterthums athmen. 1520 begann er die berühmte Kuppel der dortigen St. Johanneskirche zu malen und vollendete sie 1524. Durch dieses Werk wurden nun auch die Vorsteher der Domkirche angereizt, ihre Kuppel ebenfalls von Correggio gemalt zu sehen, und schloßen mit ihm 1522

für diese Arbeit einen Contract von ungefähr 1000 Schinen. Indessen scheint er dieselbe erst 1526 angefangen, und nicht vor 1530 vollendet zu haben. Mengs nennt sie die schönste aller Kuppeln, welche vor und nach Correggio gemalt worden. Aus seinem Privatleben weiß man nur noch, daß er sich zweimal verheirathete und in beiden Ehen Kinder zeugte. Die oft erzählte, auch von Dehlenschläger seinem Trauerspiele: »Correggio,« zu Grunde gelegte Sage: der Künstler habe die Zahlung von 60 Scudi für Frescobilder in der Kirche St. Giovanni in Parma, in lauter Kupfermünze erhalten, und da er sie aus Freude sogleich nach Correggio, seinem Geburtsorte, habe tragen wollen, sei er, unter der Last erliegend, erkrankt und gestorben — ist, so wie überhaupt das Gerücht von des Künstlers drückender Armuth, längst widerlegt. Die erwähnte Zahlung erhielt er 1524, also zehn Jahre vor seinem Tode. Wahr ist es, daß er anfänglich für geringe Preise arbeitete; doch mit seinem Rufe stieg auch sein Lohn, und überdies erwarb er durch Erbschaften einiges Vermögen, so daß also von seiner Dürftigkeit nicht die Rede sein kann. Mit den großen italienischen Meistern theilte er die Fruchtbarkeit, und man muß bewundern, wie viele Werke er in seiner kurzen Lebenszeit erschuf. Mengs hat ausführlich auf die Eigenthümlichkeiten und hohen Verdienste Correggio's hingewiesen. Drei Eigenschaften sind es, die man stets an demselben bewundert: Grazie, Harmonie und die Führung des Pinsels. Es ist eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen seiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdruck derselben, die sich durch einen unsäglichsten Reiz des Gemüthes bemächtigt. Er ist unübertrefflich im Helldunkel, d. h. in der ästhetischen Vertheilung des Lichtes, in der Geschicklichkeit, seinen Figuren Rundung zu geben und sie vor- und zurücktreten zu lassen, und der Schöpfer einer magischen Harmonie, worin er alle andern Meister übertraf und unerreichbar bleibt. Seine Zeichnung ist mehr elegant und reizend, als correct; seine Färbung markig, fest und bewunderungswürdig in den Halbtinten. Der Geschmack in seinen Draperien ist idealisch, und Alles auf die Wirkung des Halbdunkels berechnet. Sein vorzüglichstes Augenmerk richtete er auf die Verkürzung, da sein Geist, allem Rauhen und Harten abgeneigt, sich eine beständige Abwechselung zur Regel machte, indem gerade durch die Verkürzung die Stellungen sich beseelen, und die Grazie mit der Leichtigkeit der Bewegungen wächst. Unübertrefflich ist er im Nackten. Seine Behandlung verbindet Glanz mit Größe und Wahrheit; sie ist leicht, ungemein zart und reizend. Dann gelang es ihm auch nicht weniger in der Zusammenstellung der Theile,

sie durch wohlgeordnete Licht- und Schattenmassen und deren stufenweise Verstärkung nach dem Grade der Nähe oder Entfernung des Gegenstandes, verständig aus einander zu halten und wieder in Eines zu verbinden durch den Zauber einer wunderbaren Harmonie. Der Luft bediente er sich durchaus dabei als eines der wirksamsten Mittel, jene Wirkung von Deutlichkeit und Zusammenhang hervorzubringen. Allenthalben läßt er sie spielen, und bald dichter, bald durchsichtiger zwischen seine Gegenstände treten, um die verschiedenen Grade ihres Abstandes genau zu bezeichnen. Er war ein Meister in der Luftperspective, und, wie Mengs richtig bemerkt, der Erste, der es zum einzigen Zweck der Malerei machte, den Sinn und das Gemüth des Betrachters zu erregen. Die herrlichsten und bedeutsamsten Gemälde Correggio's befinden sich in Parma und Dresden; in letzterer Stadt auch die weltberühmte „Nacht,“ ein Meisterstück ohne Gleichen in der Abstufung vom höchsten Licht bis zum tiefesten Dunkel, und zugleich hochpoetisch durch die darin ausgeführte Idee, alles Licht in dem Gemälde, nur von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu lassen, das mit vollkommener Sonnenhelle die Gruppe neben sich, wie auch die über ihm, auf einer durchsichtigen Wolke ruhenden und anbetenden Engel beleuchtet.

Paul Rembrand van Rijn.

Geboren 1606. Gestorben 1670.

In einer Mühle unweit Leyden, dem klappernden Herrensitz seines Vaters, wurde dieser vielbekannte niederländische Maler und Kupferäger den 15. Juni 1606 geboren. Der alte Müller hatte große Dinge mit seinem Söhnlein vor; er wollte es zum Gelehrten erziehen lassen, doch das Schicksal machte es anders. Mit der Feder wollte es dem jungen Paul nicht gelingen; aber mit Bleistift und Pinsel wußte er desto besser zu schalten. Sein erster Lehrer in der Malerei war ein gewisser Jakob von Zwanenburg; nach drei Jahren nahm ihn Peter Lastmann in Amsterdam in die Lehre, und später gaben sich noch andere Meister mit ihm ab. Tüchtig ausgebildet, zog er wie-

der in die Heimath und die Natur vollendete in ihm, was die Schule der Kunst begonnen. Um 1630 siedelte er nach Amsterdam über, wo er seitdem bis an seinen Tod verblieb, wie oft er auch aussprengte, er werde Holland verlassen. Er sagte dies nur, um seine Bilder im Preise hinaufzutreiben, wie er denn überhaupt aus Geiz zu mancherlei unwürdigen Mitteln griff und die Kunst nicht selten zum Handwerke herabzog. So ließ er durch seine vielen Schüler, die ihm obendrein den Unterricht mit schwerem Gelde zahlen mußten, Bilder oder Kupferplatten ausführen, die er dann retouchirte und als seine eigenen Arbeiten verkaufte. Auch verkaufte er Platten zu drei bis vier verschiedenen Malen, indem er sie anfangs unvollendet hingab, dann, nachdem er sie zu geringem Preise wieder an sich gebracht, weiter ausführte, wieder vermarkte, wieder zurückkaufte, daran änderte und als neue an den Mann brachte. Ja er ging so weit, daß er solche Arbeiten durch seinen Sohn, als hätte sie dieser seinem Vater entwendet, unter der Hand verkaufen ließ, um dadurch die Begierde der Kunstliebhaber höher zu spannen und die Preise hinauf zu treiben. So trugen Talent, Berühmtheit, Schlaueit und guter Haushalt, seiner unersättlichen Habgier ein ansehnliches Vermögen zusammen; dieses, doch nicht des Vaters Geist und Fähigkeiten, erbte sein Sohn Titus, dem es nie gelungen ist, sich in der Kunstwelt einen Namen zu erringen. Verheirathet hatte sich Rembrand mit einer hübschen Bäuerin aus Rarep, die er häufig portrairt hat. Unter den Schülern, die er zog, sind Dow, Bol, Edhout, Poorter, Koning, Flink, Bramer bekannt und theilweis berühmt geworden. Rembrand's Gemälde und Figuren treten fest und massiv auf; eine derbe Sinnlichkeit, gesättigt in Kraft und eigenthümlichem Behagen, zieht sie tief zur Erde herab und verwehrt jeden Ausflug zum Idealen. In gemeinen Kreisen bewegte sich ihr Schöpfer, und auch seine Werke ließ er nirgend über diese Sphäre hinaus. Wenn daher kein höherer Geist der Kunst aus ihnen spricht, so ist ihnen eine um so größere physische Wahrheit eigen; daher die scharfe Bestimmtheit seiner Portraits, die massige Durchdrungenheit seiner Gestalten. In der Zeichnung macht man ihm mancherlei Anstände, seine Hände und Füße sind plump, seine Draperie schwer und ungeschällig; aber eine merkwürdige Praktik in der Farbengebung, die er fett und breit behandelt, eine wunderbare, treffliche Mischung der Tinten, die selbst durch das Bräunliche seines Colorits licht und frisch hervorglänzt, wiegt seine Fehler auf und stellte ihn in die Reihe der ersten Meister. Er gefiel sich in grellen Contrasten der höchsten Lichter und der tiefsten Schatten, die er mit kühner Originalität unmittelbar neben einander zu



What was? A Britishman's Port

What was? A Britishman's Port

stellen wußte, daher er die Beleuchtung auch immer von oben nahm. Seine radirten Blätter sind gesucht und geschätzt; seine Gemälde, unter denen man die Portraits obenan stellt, in allen bedeutenden Gallerien zerstreut.

Torquato Tasso.

Geboren 1544. Gestorben 1595.

Scheint es doch, als ob erst das Unglück den Menschen zum höchsten Ausdruck seiner Wesenheit erhebe, und als ob die Todes Schmerzen einer schönen Seele ihr die reinste Weihe der Verklärung brächten. Darum steht auch der eble, unglückliche Dichter Torquato Tasso, über dessen Haupt das Mißgeschick alle seine Pfeile ausleerte, der Nachwelt mit seinen Schmerzen fast noch näher, als mit seinen lieblichen Gesängen, und wie er aus seinem Grabe heraus noch immer den Zauberstab über unsere Fantasie schwingt, so ist er zugleich der Freund und Vertraute unsers innersten Gefühls geworden, und sein klagendes Geschick lebt in unsern Herzen fort, wie die Klänge seiner Lieder in den Sphären der Unsterblichkeit forttönen. Torquato Tasso, den 11. März 1544 zu Sorrento geboren, stammte aus einer alten adeligen Familie und war der Sohn jenes trefflichen epischen und lyrischen Dichters Bernardo Tasso (geb. 1493, gest. 1569), den im lebenvollen Ausdrucke der Leidenschaft, im Wiedergeben der Natur und in der Darstellung romantischer Vorgänge nur der große Ariost übertrifft. Ernst und Würde waren schon dem Knaben Torquato eigen; frühzeitig machte er große Fortschritte in den Wissenschaften, wie auch in ritterlichen Uebungen; doch blieben Philosophie und Poesie seine Lieblingsstudien. In Padua sollte er die Rechte studiren; aber schon im 17. Jahre trat er mit einem epischen Gedichte: »Rinaldo« hervor, das in ganz Italien Bewunderung erntete, und jetzt gab er, mit Bewilligung seines Vaters, die Rechtsstudien auf, und widmete sich ausschließend literarischen und philosophischen Studien. Schon in Bologna ging er an die Ausführung seines großen epischen Gedichts, das die Eroberung Jerusalem's unter Gottfried von Bouillon verherrlichen sollte, und welche Arbeit,

bei häufigen Unterbrechungen, stets das Hauptziel seines Wirkens blieb. Später machte ihn der Cardinal Lodovico von Este zu seinem Hofcavalier und ließ ihn 1565 der Vermählung seines Bruders, des Herzogs Alfonso, mit der Erzherzogin von Oesterreich, in Ferrara bewohnen. Des Herzogs geistreiche und schöne Schwestern, Lucrezia und Leonore, nahmen lebhaften Antheil an dem jungen Dichter; der Herzog selbst nahm ihn mit größtem Wohlwollen auf und ermunterte ihn, an seinem Epos fortzuarbeiten, welches Tasso seinem hohen Gönner zu widmen beschloß. Auch in Frankreich, wohin er den Cardinal von Este begleitete, wurde er von dem Könige Karl IX. auszeichnungsvoll aufgenommen, und trat mit dem Dichter Ronsard in ein inniges, auf geistigen Austausch gegründetes Freundschaftsverhältniß. Nachdem der Cardinal ihm wegen einiger zu rücksichtlosen Aeußerungen seine Gunst entzogen, trat Tasso, unter ehrenvollen Bedingungen, in die Dienste des Herzogs Alfonso von Ferrara, und dichtete sein, damals mit Enthusiasmus aufgenommenes, jedoch später durch Guarini's »treuen Schäfer« übertrroffenes dramatisches Idyll: »Aminta«, das der Herzog mit großem Glanze aufführen ließ und seitdem seine Gunst für den Dichter steigerte. Sein Glück wurde von Vielen beneidet und nun an seinem Untergange gearbeitet. Von einem langwierigen Fieber genesen, beendigte er im Frühjahr 1575 sein großes Gedicht »Goffredo«, die Quelle seines Ruhmes wie seiner Leiden. Aber die abweichenden und widersprechenden Urtheile, die er darüber von denen hören mußte, welchen er es mittheilte, verwirrten ihn dergestalt, daß er in eine vorübergehende Krankheit fiel. Er nahm Aenderungen daran vor; der Herzog erwies ihm noch größere Huld, als früher, und seine Gönnerin, Lucrezia von Este, die sich von ihrem Gemahle getrennt hatte und nach Ferrara zurückgekehrt war, hielt ihn stets in ihrer Nähe. Neue Ehren erwarteten ihn in Rom, wohin er im November 1575 reisete, um befähigte Stimmen über sein Gedicht zu vernehmen. Der Cardinal Ferdinand von Medicis, unterrichtet, daß Tasso mit seiner Lage in Ferrara nicht in jeder Hinsicht zufrieden sei, bot ihm eine Anstellung bei seinem Bruder, dem Großherzoge von Toscana, an. Dennoch entschied sich Tasso, aus Dankbarkeit für den Hof von Ferrara, dorthin zurückzukehren. Hier erregte ihm sein Verhältniß zu der reizenden Gräfin Leonore Sanvitale, Gemahlin des Grafen von Scandiano, welcher seine Muse rückhaltlos huldigte und deren Gunst er in hohem Grade genoß, abermaligen Neid und vermehrten Haß, besonders da der Herzog ihn zum Historiographen des Hauses Este ernannte. Seinen gereizten Seelenzustand steigerte die Nachricht, daß

sein Gedicht, welches er noch nicht reif zur Veröffentlichung achtete, und dessen Früchte er für sich selbst zu ernten hoffte, in einer Stadt Italiens gedruckt worden. In seiner Melancholie sah er auch da Gefahren und Mißgunst, wo er sie nicht zu suchen hatte, und zog eines Tages in den Gemächern der Herzogin von Urbino den Degen gegen einen ihrer Diener. Der Herzog Alfonso ahndete dies durch einen kurzen Hausarrest, ließ ihn mit gutem Erfolge ärztlich behandeln und suchte durch die Tröstungen der Religion ihm den innern Frieden zurückzugeben. Aber Tasso's Seelenleiden wuchs immer mehr; in einem Anfälle höchster Schwermuth entfloß er (am 20. Juli 1577) plötzlich aus Ferrara und eilte nach Sorrento zu seiner verwitweten Schwester Cornelia. Ihre liebevolle Pflege schien ihn zu beruhigen; der Hof von Ferrara vergaß des Vorgefallenen, und Tasso kehrte dorthin zurück. Doch bald erneuerte sich sein trauriger Zustand; er ergriff zum zweiten Male die Flucht und erhielt, nach längerem planlosen Umherirren, eine ehrenvolle Stellung in Turin bei dem Herzoge Victor Emanuel. Er schien wieder aufzuleben; aber bald faßte ihn eine ungestüme Sehnsucht nach Ferrara. Er kehrte dorthin zurück, wurde aber mit Kälte und Geringschätzung aufgenommen, von dem Herzoge und den Prinzessinnen gar nicht vorgelassen. Da schmähete der erbitterte Dichter öffentlich den Herzog und den Hof, und Alfonso, ohne erbarmende Rücksicht auf Tasso's Seelenstimmung, ließ ihn (März 1579) in das St. Annenhospital bringen und dort als einen Verrückten halten. Da man ihm so die Rolle eines Rasenden aufdrang, artete seine Schwermuth auch wirklich zuweilen in vorübergehenden Wahnsinn aus, wozu seine, obschon edle und reine Liebe zu der Prinzessin Leonore wohl beigetragen haben mag. Aber in ruhigen Augenblicken setzte er seinem Gesichte würdevolle Fassung entgegen. Sein Gedicht wurde mittlerweile, ohne seine Zustimmung, in vielfältigen Auflagen, theilweise in sehr verstümmelter Art gedruckt, was ihn tief bekümmerte, mit welcher Bewunderung auch die Welt es aufnahm. Durch den unzeitigen Eifer mancher Freunde, die ihn auf Kosten Ariosto's erhoben und dadurch die Akademie der Crusca zu den bittersten Ausfällen gegen Tasso und dessen Gedicht veranlaßten, wurde seine Lage noch verschlimmert; er antwortete mit Ruhe und Anstand auf diese Angriffe. Endlich, nach siebenjähriger Gefangenschaft, öffnete, zufolge der für ihn auftretenden einflußreichen Vermittler, im Juli 1586 sich Tasso's Kerker. Mit hohen Ehrenbezeugungen wurde er in Mantua vom dortigen Fürsten Vincenzo von Gonzaga aufgenommen, wo er längere Zeit verweilte. Dann trieb seine innere Unruhe und sein krankhafter Argwohn

gegen Welt und Menschen, dem das Scheitern mancher Plane und Lieblingswünsche fortwährend neue Nahrung gab, ihn von Ort zu Ort. Doch war er dabei nicht müßig; er gab seinem zweiten Gedichte: »Jerusalem,« die letzte Feile und schrieb sein Gedicht von den sieben Tagen der Schöpfung. Auf die wiederholten Einladungen des Papstes ging er endlich nach Rom, wo nebst dem heiligen Vater ihm besonders der Cardinal Cintio Aldobrandini mit der äußersten Liebe und Sorgsamkeit begegnete. Letzterem widmete Tasso aus Erkenntlichkeit sein »erobertes Jerusalem.« Dafür bewirkte ihm derselbe bei dem Papste die feierliche Krönung auf dem Capitole. Die Feierlichkeit sollte, um an Schönheit zu gewinnen, im Frühjahr Statt finden. Aber während des Winters erkrankte Tasso ernsthafter, als je. Im Vorgefühle seines nahen Todes ließ er sich in das Kloster von St. Dnufrio bringen, und in derselben Zeit, wo man seine Krönung vorbereitete, schied er den 25. April 1595 aus dem Leben, der höchsten irdischen Ehre entziehend, um den ewigen Ruhm zu gewinnen. Mit Dante und Ariosto bildet er das große Kleeblatt italienischer Dichtkunst, und wenn auch sein Gedicht: »das befreite Jerusalem,« den höchsten epischen Zweck nicht vollständig umfaßt, so hat er in der acht dichterischen Ausführung einzelner Scenen, in dem romantisch-süßen Zauber des Ganzen, das Herrlichste, Unübertrefflichste geleistet, und in der Klaufe des Gelehrten, wie im sangeskundigen Munde seines Volkes, lebt er ewig, unsterblich fort.

John Milton.

Geboren 1603. Gestorben 1674.

Dieser erhabene Dichter Englands, dessen Muse, von den Stürmen einer wilden Zeit eingeschüchtert und geschreckt, zu jenem reinen, untrübbarren Urquell zurückflüchtete, von welchem alle Poesie ausgeht: zur Gottheit selbst, wurde den 9. December 1603 zu London geboren, und war der Sohn eines Notars. Durch Privatunterricht und dann auf der St. Pauls-schule vorbereitet, ging er 1624 auf das Christ-College zu Cambridge,

erwarb sich vielseitige Kenntnisse, und erhielt 1628 die Grade eines Baccalaureus und Magisters. Sein poetischer Drang machte sich zuerst in lateinischen Gedichten Luft; 1634 versuchte er sich in einer Farce: »the mask of Cosmus,« welche auf dem Privattheater des Grafen von Bridgewater zur Aufführung kam, und 1638 erweiterte er auf Reisen seine Weltanschauung und Menschenkenntniß. In Paris machte er die Bekanntschaft des Hugo Grotius, und vertiefte sich dann an Ort und Stelle in die Literatur Italiens, die auf seine eigene Richtung großen Einfluß nahm; den großen Galilei besuchte er im Kerker. Seinen Plan, von Neapel nach Sicilien und Griechenland zu gehen, unterbrach die mittlerweile in seinem Vaterlande auflodernde Revolution. Nach fünfzehnmonatlicher Abwesenheit kehrte er nach London zurück, wo er seitdem blieb. Von einem unbestimmten Feuer getrieben, stürzte er sich mitten in die Brandungen seiner Zeit, und ließ ihr seine äußere Ruhe, seinen Seelenfrieden zum Opfer. Er gab seine Stimme bei den ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten; doch leuchteten mitten in diesen düsteren Kämpfen seine schönen »juvenile Poems« auf. Vielleicht hoffte er durch die Revolution eine erhöhte Stufe im bürgerlichen Leben zu gewinnen; darum schloß er sich ihren Grundsätzen eifrig an, und setzte durch seine, in diesem Geiste verfaßten Schriften sich dergestalt im Vertrauen der republicanischen Partei fest, daß Cromwell ihn zum lateinischen Secretär des Staatsrathes ernannte. Er verfaßte 1651, als Widerlegung der 1649 von Salmasius veröffentlichten »Vertheidigung des Königs,« die berühmte »Vertheidigung für das englische Volk,« die vom Parlament mit 1000 Pfund belohnt wurde. Ihr folgten mehrere ähnliche Schriften, die er kränkelnd und erblindet ausarbeitete. Nach Carl's II. Rückkehr auf den englischen Thron verlor Milton seinen Posten, und hatte, nachdem seine »Vertheidigung für das englische Volk« durch den Henker verbrannt worden, sogar für seine persönliche Sicherheit zu fürchten, als er unerwartet in die Vergessenheitsacte begriffen wurde. 1665 vollendete er sein unsterbliches Gedicht: »Das verlorene Paradies,« das von der Gegenwart völlig verkannt, mit einem Schmachthonorar von 10 Pfund belohnt und erst von einer gerechteren späteren Zeit gewürdigt wurde. Da dieses Gedicht Symbolisches in Begebenheiten zu verwandeln strebt, so entbehrt es natürlich jenes allumfassende Leben, das des größeren Dante »göttlicher Komödie« eigen, ebenso jenes Element des Historisch-Heiligen, welches den »Messias« des deutschen Klopstock durchweht. Dennoch bleibt es eines der erhabensten Gedichte, welche die europäische Literatur aufzuweisen hat. Sein zweites Epos,

das jenem zur Ergänzung dienen sollte: »das wiedergefundene Paradies,« erhob sich nicht zu gleichem Werthe. Der arme blinde Dichter lehrte seine Töchter die lateinische, griechische und hebräische Sprache, und ließ sich dann von ihnen bei seinen gelehrten Arbeiten helfen. Von Charakter war er aufrichtig und redlich; sein Urtheil zeugte von großem Scharfblicke, sein Wiß war treffend. Nach einem Leben voll Unruhe und harter Prüfungen schied er den 10. November 1674 aus der Welt, die seinen Blicken schon längst erloschen war. In der Westminster-Abtei wurde ihm in neuerer Zeit ein Denkmal errichtet.

Lord Palmerston.

Geboren 1784.

Henry John, Baron Temple, Viscount Palmerston, den wir an den neuesten Weltereignissen so großen Antheil nehmen sahen, zum irländischen Hochadel gehörig und ein Nachkomme des berühmten Staatsmannes Sir William Temple, ist den 20. October 1784 geboren. In Cambridge gebildet, trat er 1805 in das Haus der Gemeinen, und neigte sich hier mit Entschiedenheit auf die Seite der Regierung. 1809 ward er Staatssecretär für das Kriegsdepartement, in welcher Stelle er sich unter verschiedenen Verwaltungen bis zum Jahre 1828 behauptete. In früherer Zeit sich mehr den Grundsätzen der Torypartei anschließend, bekannte er sich später zu Canning's liberalen Ansichten und, nach dessen Tode, zu Huskisson's politischen Grundsätzen. Als Mitglied des Ministeriums, stimmte er zwar gegen Russell's Antrag auf die Zurücknahme der Test- und Corporationsacten (April 1828), erklärte aber dennoch sich selbst gegen jene unbilligen Geseze, deren Aufhebung er nur aufgeschoben wissen wollte, bis das größere Uebel, die Rechtsbeschränkung der Katholiken, gehoben sei. Im Mai 1828 trat er mit Huskisson aus dem Ministerium, und vertheidigte im Parlamente das von Letzterem im Streite mit Wellington beobachtete Verfahren. Als durch die öffentliche Stimme die Minister genöthigt wurden, den Katholiken die

geforderten Rechtswohlthaten zu gewähren, vertheidigte Palmerston die Ansprüche dieser Religionspartei in einer Rede, welche eine der vortrefflichsten ist, die bei den Verhandlungen über die Emancipation gehalten wurden. Mit Grey kam er im November 1830 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in das Kabinet, vertheidigte bei den Verhandlungen über die Parlamentsreform den Antrag des Ministeriums im März 1831 mit Nachdruck und Gewandtheit, und erklärte sich, die Macht der öffentlichen Meinung anerkennend, nachdrücklich gegen die Grundsätze der Tories. Als Grey im Juli 1834 seine Entlassung nahm, blieb Palmerston unter der darauf folgenden Verwaltung des Lord Melbourne auf seinem Posten. Als der König Wilhelm am 14. November 1834 das Kabinet als aufgelöst erklärte, und Sir Robert Peel an die Spitze der Verwaltung trat, wurde Palmerston jener Stellung entrückt. Da aber im April 1835 Peel sich zurückziehen genöthigt wurde, und Melbourne, das Haupt der alten Whigverwaltung, den Auftrag erhielt, das neue Kabinet zu bilden, trat Palmerston von Neuem als Minister des Auswärtigen ein. Als solcher faßte er seit Juli 1839 besonders die Beruhigung des Orients in's Auge, und weil Frankreich den in dieser Beziehung gefaßten europäischen Beschlüssen beizutreten zögerte, legte er dem britischen Kabinet einen Plan vor, diese Angelegenheit ohne Frankreichs Zuziehung in Uebereinstimmung mit den übrigen Mächten zu erledigen. Am 15. Juli 1840 schloß er mit Oesterreich, Rußland und Preußen die bekannte Uebereinkunft, und setzte den kriegerischen Drohungen Frankreichs eine feste Beharrlichkeit entgegen, indem er — was auch der Erfolg bestätigte — überzeugt war, daß Frankreich nicht zum Ernste schreiten würde, auch diese Ueberzeugung gegen den französischen Gesandten in London offen aussprach. Die würdige und gemessene Stellung der Mächte nöthigte Frankreich, zur Politik des Friedens zurückzukehren. Die kriegerischen Unternehmungen gegen China, durch die Opiumfrage herbeigeführt, und die zweideutigen Verhältnisse zu den vereinigten Staaten, durch Gränzirungen und durch die Gefangennahme des McLeod veranlaßt, waren Probleme, welche Palmerston seinem Nachfolger zur Lösung hinterließ; denn als im August 1841 durch die toryistische Stimmenüberlegenheit das Ministerium Melbourne zum Weichen gebracht wurde, schied auch Palmerston aus seiner bisherigen Wirksamkeit, und schloß sich im Parlamente der Opposition an.

Lord Melbourne.

Geboren 1779.

William Lamb, Viscount Melbourne, ist der älteste Sohn des 1828 verstorbenen Sir Peniston Lamb, der schon 1770 zum Lord Melbourne erhoben und 1815 Pair des vereinigten Königreichs ward, und kam den 15. März 1779 zur Welt. Seine früheste Bildung erhielt er in Eton, ging dann nach Oxford und machte ausgezeichnete Fortschritte in den Wissenschaften. Im Parlamente bekannte er sich zur Whigpartei und entwickelte in seinen Reden große dialektische Fertigkeit; seine Geschäftskenntnisse bereicherte er ansehnlich während der zwei Jahre, in denen er das Amt eines ersten Secretärs für Irland bekleidete. Lord Grey's Berufung an die Spitze des Kabinetts verschaffte Melbourne das Ministerium des Innern (November 1830). Seine Grundsätze waren immer so gemäßigter Art und jedem Factionssinne so fremd, daß keine Partei ihn unbedingt den ihrigen nennen konnte und seine Anhänger bisweilen an ihm irre wurden. Mit Entschiedenheit drang er in seinen Reden auf die Veränderung des Wahlgesetzes, die als ein laut ausgesprochener Volkswunsch gewährt werden müsse. Uebrigens brachte er damals, in dem ihm anvertrauten wichtigsten und schwierigsten Theile der Staatsverwaltung, keine Maßregel von hervorragender Wichtigkeit zur Ausführung. Als Graf Grey, nach den Verhandlungen über die irische Zwangsbill, sich am 9. Juli 1834 von der Verwaltung zurückzog, wurde Melbourne, in welchem man einen Staatsmann von eben so festem Charakter, als hellem politischem Blicke erkannt hatte, zum Premierminister ernannt. Der erste Schritt seines neuen Kabinetts war die Zurücknahme jener irischen Zwangsbill, statt deren ein ungleich milderer Gesetzentwurf dem Parlamente vorgelegt und von demselben genehmigt wurde. Dies aber weckte den heftigsten Widerstand der protestantischen Partei, und schon am 14. November 1834 erklärte der König Wilhelm plötzlich, daß er das Kabinet durch den Austritt Lord Althorps als aufge-

löset betrachte. Sir Robert Peel trat an Melbourne's Stelle. Aber bald darauf unterlag Ersterer den planmäßigen Angriffen der Whig's hinsichtlich des irischen Kircheneinkommens (30. März 1835) und trat von der Verwaltung zurück. Der König sah sich genöthigt, sich den Whigs, die er erst vor Kurzem ihres Einflusses beraubt, wieder in die Arme zu werfen, und Melbourne, als Haupt dieser Partei, trat von Neuem an die Spitze des Kabinet's. Wegen Melbourne's milderer Gesinnungen gegen Irland wurde im Hause der Lords die Regierung geradezu beschuldigt, einen geheimen Bund mit dem irischen Aufwiegler O'Connell geschlossen zu haben, und Melbourne, um nicht zu den gehässigten Berunglimpfungen Anlaß zu geben, sah sich zu der Erklärung genöthigt, daß er weit entfernt sei, O'Connell's revolutionäre Ansichten zu theilen, und von keiner Verabredung mit demselben wisse. Mit großer Beredsamkeit vertheidigte er den Vorschlag der neuen englischen Städteordnung und setzte denselben gegen das Haus der Lords durch. Mit dem Regierungsantritte der Königin Victoria (20. Juni 1837) schien die Macht der von ihr begünstigten Whig's sich noch mehr zu befestigen. Als der ministerielle Gesetzentwurf, nach welchem die Verfassung der Insel Jamaica auf drei Jahre außer Kraft gesetzt werden sollte, im Hause der Gemeinen eine Mehrheit von nur fünf Stimmen erhielt, kündigte Melbourne (7. Mai 1839) im Hause der Gemeinen an, daß die Minister ihre Entlassung gegeben hätten, weil sie fürchteten, das Vertrauen des Hauses der Gemeinen nicht mehr zu besitzen, auf welches ihre Verwaltung sich gestützt habe, und rieth der Königin, sich wegen Bildung einer neuen Verwaltung an den Herzog von Wellington zu wenden. Als aber der von Letzterem vorgeschlagene Sir Robert Peel noch vor Bildung des neuen Kabinet's den Hofstaat der Königin im Sinne seiner Partei umgestalten wollte und, zufolge der entschlossenen Weigerung der Monarchin, seine Vollmacht zurückgab, konnte Melbourne, von Neuem zu der Königin berufen, den dringenden Bitten derselben, in ihrer Verlassenheit ihr seine Dienste nicht zu entziehen, keine kalte Weigerung entgegensetzen. Er und sämmtliche Minister behielten ihre Stellen. Doch in dem 1841 eröffneten Parlamente behielten die Tories durch Stimmenmehrheit die Oberhand, und nöthigten, vermöge eines durchgesetzten Nichtvertrauensvotums, die Whigverwaltung zum Rücktritte. Melbourne, von Natur nicht ehezig, legte die Gewalt mit einem, selbst von seinen Gegnern anerkannten Gleichmuth nieder. Er hatte dieselbe auch früher nur behalten, um dem Wunsche der Königin zu entsprechen, welche mit der Liebe einer Tochter

an ihm hängt, und die in der Kenntniß der Verfassung und der Rechtszustände Englands seinen belehrenden Unterricht genoß, was selbst sein toynsischer Nachfolger, Sir Robert Peel, ehrend zur Sprache gebracht hat.

Raffael Sanzio.

Geboren 1483. Gestorben 1520.

Von Zeit zu Zeit pflegt der erhabene Schöpfer der Natur dem Menschengeschlechte, als Marksteine seiner Entwicklung, einzelne Genien zuzusenden, die, unerreichbar, nimmer wiederkehrend, dem anstrebbenden Geiste ein »Nicht weiter!« zuwinken, die so groß, so außer allem Maße menschlicher Leistungen, daß es fast scheinen könnte, als hätten sie aufgehört, bloße Mittel und dienende Kräfte des Ganzen zu sein, und als wären nicht sie vorhanden der Kunst wegen, sondern die Kunst nur da zum Siege und zur Verherrlichung jener. So schlang auch Raffael alle früheren Keime der Malerschulen des mittleren Italiens in sich, um sie, zur höchsten Vollkommenheit, in einem einzigen majestätischen Stamme zu vereinigen, und die Kunst einer Höhe zuzuführen, wodurch sie in den kommenden Jahrhunderten den Jüngern immer mehr aus den Augen entrückt wurde. So einzig und wunderbar, so dem Früheren ein Schlußpunct und dem Spätern ein Vorbild, so das Ganze durchbringend und durch fast überirdische Vollendung wiederum von dem Ganzen sich lösscheidend, steht er da, daß er noch jetzt unsere Classificatoren von Profession, die nun einmal Alles in wohlgeordnete Rubriken und Tabellen bringen müssen, in Verlegenheit setzt, ob sie ihn den größten Maler der neueren, oder den letzten der alten Kunstperiode nennen sollen. Ueber den Tag, ja selbst über das Jahr seiner Geburt ist man nicht einig; an einem Charfreitage soll dieser Geist das Dasein begrüßt, und wiederum an einem Charfreitage die Erde verlassen haben, die, wie reich sie ihn auch an Ruhm und Freuden ausstattet, ihm doch um so

viel weniger zu spenden vermocht hat, als er ihr. Wir folgen, ohne auf weitere Erörterungen einzugehen, hier den geprüftesten Angaben, welche bisher über ihn aussindig gemacht worden sind. Giovanni Santi oder Sante (welcher Name nach der Zeit fälschlich, aber allgemein, in Sanzio verwandelt worden), ein Mann von geringer Herkunft, doch wohlerefahren als Maler und Dichter, aus Colbordolo, einem Castelle unweit Urbino, gebürtig, vermählte sich kurz nach 1480 mit Magia Ciarla, einer schönen Kaufmannstochter. Die Frucht dieser Ehe war Rafael und somit die Meinung Derer grundlos, die ihn für ein sogenanntes Kind der Liebe ausgeben. Sein Geburtstag war wahrscheinlich der 28. März 1483, ein Charfreitag. Noch steht zu Urbino, wenige Schritte von der Locanda della Stella, das kleine, von Backsteinen erbaute Haus, in welchem Rafael das Licht der Welt erblickte; über dem Eingange hat man eine Marmortafel mit einer Inschrift folgendes Inhalts angebracht: »In diesem kleinen Gebäude wurde Rafael, der unssterbliche Maler, geboren. Gib, o Fremdling, dem Namen und dem Schutzgeiste dieses Ortes die Ehre, und wundere dich nicht, daß die göttliche Weisheit mit menschlichen Dingen bisweilen zu spielen scheint und Großes im Kleinen einzuschließen pflegt.« Giovanni Santi, obgleich durch eine Feuersbrunst um sein Habe gebracht, that dennoch, was möglich, für des Knaben Erziehung. Venturini, der auch Michel Angelo's Lehrer, unterrichtete ihn im Lateinischen; in der Malerkunst aber ward Giovanni, dessen noch vorhandene Bilder auf einen verständigen Meister schließen lassen, selbst der erste Lehrer seines Sohnes. Wesentlichen Nutzen mag Rafael auch aus den Lehren seines Oheims Bramante Lazzari, der in der Folge Baumeister der Päpste Julius II. und Leo X. ward, gezogen und sich durch ihn namentlich in der perspectivischen Vorstellung von Gebäuden vervollkommen haben. Man erzählt, daß Rafael noch fast als Kind es versucht habe, auf die Hofwand im väterlichen Hause eine Madonna mit dem göttlichen Sohne zu malen, die man später ausgefägt hat und jetzt in einem Zimmer desselben Gebäudes aufbewahrt. Mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet und seines Berufes schon einigermaßen versichert, verließ er das väterliche Haus, um als Schüler oder Gehilfe bei dem berühmten Maler Pietro Vanucci zu Perugia, von diesem seinen Aufenthalte Perugino genannt, einzutreten. Er schloß sich diesem Meister in der, damals durch Einfachheit und strenge Führung der Umriffe sich charakterisirenden Zeichnung, so wie in der Haltung und Anordnung der Gewänder, im Farbenton und im leichten Auftrage an, und trug die jener Schule eigenthümliche Zartheit,

Empfindung und ernste, stille Größe auf seine Gemälde über. Sein Vater, der sich nach dem Tode seiner ersten Gattin, Rafael's Mutter, zum zweiten Male verehelicht hatte, starb 1494, und Mißhelligkeiten mit seiner Stiefmutter trübten Rafael's Jugend. Von Perugia ging Rafael um 1500 nach Citta di Castello. Hier entwickelte sich sein jugendlicher Geist bereits in vielen herrlichen Werken, um so bewundernswürdiger, da er bis dahin Alles nur seiner eigenen Kraft zu danken hatte; denn jene hohen Schöpfungen, die in Florenz später so begeisternd auf ihn einwirkten, hatte er damals noch nicht gesehen. Sein Ruf war bereits so weit gediehen, daß der ungleich ältere, treffliche Meister Pinturichio ihn zu sich nach Siena berief, um sich seiner bei den umfassenden Arbeiten in der Libreria des Domes zu bedienen, da er selbst nicht in so erhabenem Geiste zu componiren verstand, wie der Ort es erforderte. Pinturichio sollte nämlich die Thaten des Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmaligen Papstes Pius II., in Gemälden darstellen. Rafael, dieser Einladung folgend, kam um 1503 nach Siena, und fertigte die Entwürfe zu diesen Gemälden, führte auch einige Cartons und Zeichnungen selbst aus. Florenz war damals durch den hohen Sinn der Medicäer zu einer Weltstadt der Künste geworden. Dort wirkten Leonardo da Vinci und Michel Angelo; dorthin zog es daher den Jüngling Rafael mit mächtigem Drange. Seinen ersten Ausflug nach Florenz unternahm er gegen das Ende des Jahres 1504. Hier, auf dem Boden, wo in vielverzweigten Ästen die Kunst am kräftigsten Ursamme immer neue Blüten trieb, hier entzündete er seinen Geist an vorher noch nie gesehenen großen Mustern, und während er bisher, obschon stets mit vorwaltendem höheren Streben, seiner früheren Schule mit gläubig ausschließender Liebe angehangen, ging von da an jene künstlerische Umwandlung mit ihm vor, die ihn in wenigen Jahren das Höchste, Herrlichste erschaffen ließ. Jetzt trat, nachdem er seinen Styl durch das Studium der Werke Leonardo's geläutert hatte, seine zweite Periode ein. Nachdem er unterdessen längere Zeit in Urbino und Perugia verweilt und gewirkt hatte, kehrte er nach Florenz zurück. Bei diesem zweiten Aufenthalte fand sein unaufhörlich nach Vervollkommenung ringender Geist erst volle Befriedigung; doch nicht mehr in der Formlichkeit einer neuen Schule oder Akademie, sondern in der freien geistigen Anschauung der Werke fremder Meister und im Genuße der Seelenverwandtschaft mit ihnen. Mit Giotto, Angelico da Fiesole, den beiden Gaddi und Anderen mag er sich wohl, bei eigener besserer Form und freieren Umrissen, im Besitze gleicher Zartheit der Empfindung und Tiefe des Ausdrucks

gefühlt haben; aber in den Werken Ghirlandajo's und vorzüglich in jenen des Masaccio, fand er, wonach er am meisten strekte: einen durchgängig größeren Styl in den Formen, Gewändern und Umrissen. Ein zartes Freundschaftsverhältniß, auf geistigen Austausch und gegenseitige Belehrung begründet, verband ihn mit dem frommen Fra Bartolomeo; er lernte von ihm in der Färbung und im Style der Gewänder, wogegen Bartolomeo durch Rafael sich in der Perspective vervollkommnete. Noch mit andern ausgezeichneten Künstlern befreundete er sich in Florenz. Ridolfo Ghirlandajo, Cesare da Sesto, mit dem er immer im Wettstreit stand, Bastiano da San Gallo waren es, mit denen er sich verband. Nicht gleicher Weise vermochte er die Gunst des schwer zugänglichen Michel Angelo zu erlangen; denn dieser Gewaltige stimmte nicht zu Rafael's zartem, sinnigen Gemüthe. Was er übrigens in ihm selbst nicht finden konnte, das suchte er in dessen Werken; die Derbheit der Form hatte er von ihm. Rafael verschmähte aber auch das Studium am Plastischen nicht; er fühlte dessen Schönheiten, und Donatello's wie Ghiberti's große Werke waren es, nach denen er eifrig studierte. Es war dies seine zweite Schule, aber die Hochschule, wo er Alles mit seinem regeren Gefühle, mit seiner reiferen Wissenschaft, auf die ihm eigene Weise verbinden und doch Rafael bleiben konnte. Im Jahre 1507 kam Rafael zum dritten Male nach Florenz. Auch diesmal waren seine Stunden der Kunst geweiht, die er bei Ab Laufe seiner zweiten Periode bereits mit gebiegender Vollendung begrüßte; unaufhaltsam schritt er von dürftigen Anfängen durch Richtigkeit der Umrisse, natürliche Lagen der Figuren und Gewänder, durch Schicklichkeit der Anordnung und lebendige Darstellung, zur höchsten Fülle von Anmuth und Schönheit fort. Bis zur Mitte des Jahres 1508 hatte Rafael für verschiedene Städte Italiens viele und treffliche Werke, doch nur von geringerem Umfange, gefertigt. Gern hätte er nun die Resultate seines Studiums durch ein öffentliches, umfassenderes Denkmal dargelegt, und auch dazu sollte sich ihm nunmehr die Gelegenheit darbieten. Papst Julius II., der in Rom die vorzüglichsten Künstler versammelte, um durch ihre Werke seinen Namen zu verewigen, berief ihn nach Rom, und Rafael folgte diesem Rufe in der zweiten Hälfte des Jahres 1508. Der Papst, der ihn mit Auszeichnung empfing, trug ihm auf, einige Zimmer und einen Saal des alten päpstlichen Palastes mit Malereien zu verzieren, von denen drei mit dem erwähnten Saale zu Stande kamen. Die Gemächer führen den Namen Stanzo di Raffaello. Rafael setzte diese Arbeit unter Leo X. fort, wurde aber durch den Tod verhindert, sie völlig

zu Stande zu bringen, und konnte daher zu den Gemälden der sogenannten Sala di Costantino nur Zeichnungen hinterlassen, die von seinen Schülern unter Clemens VIII. ausgeführt worden sind. In diesen Gemälden wächst Raffael's Genius gleichsam vor dem Auge des Beschauers; denn mit Bewunderung nimmt man in der Folgereihe dieser Werke wahr, wie er mit jedem neuen derselben an Hoheit, Kraft und Ausdruck gewinnt. Die Hauptbilder, welche Raffael im Vatican gemalt, sind folgendermaßen charakterisirt worden: in der »Disputa« sei die Natur am getreuesten und gewissenhaftesten nachgeahmt; im »Parnass« habe er am schönsten gedichtet; in der »Schule von Athen« den feinsten Geschmack und den weitesten Umfang seiner Gedanken gezeigt; im »Heliodor« sei der Styl größer und der Schwung der Gedanken erhabener; die »Messe von Bolsena« hingegen habe unter allen das schönste Colorit, die kühnste Behandlung. Um diese Zeit wirkte auch Michel Angelo auf ihn ein, nur daß Raffael alle Eindrücke selbstständig aufnahm und als Originalität und Eigenthümlichkeit zurückgab, wobei nie auch nur der Schein einer Nachahmung aufkommen konnte. So kam es, daß Michel Angelo's muskelreiche Formen, seine kühnen Umriffe und kraftvollen Stellungen sich unter Raffael's Hand in gestaltenvolle Anmuth und in ein reiches Leben der Schönheit verwandelten, und so ward Raffael der Erfinder und Stifter des neuen, vollkommeneren malerischen Geschmacks. Als der Papst Julius II. das Gemälde der Theologie (Disputa) betrachtete, fühlte er sich von dem Anblicke hingerissen und rief staunend aus: »Wie! Dieser Knabe?« Der bescheidene Jüngling Raffael, der daneben stand, war bis zu Thränen gerührt, und in tiefer Demuth niederknien, empfing er den Segen des heiligen Vaters. Für jedes der großen Wandgemälde erhielt er 1200 Goldscudi oder etwa 2000 Piafter. Der »Heliodor« ist das erste Gemälde, in welchem Raffael momentane heftige Bewegungen anbrachte, während, nach der Art der älteren Maler, in seinen früheren Werken alle Stellungen entweder ruhig, oder ruhig bewegt sind. Wahrscheinlich bald nach Vollenbung der Gemälde in der dritten Stange erhielt Raffael von Leo X. den Auftrag zur Verrfertigung der Cartons zu den berühmten Tapeten, welche der Papst zu Uras in Flandern verrfertigen ließ. Obgleich diese Teppiche, wie sie jetzt gesehen werden, nur der Schatten ihrer Urbilder sind, und wie viel auch die Darstellungen unter den geistlosen Händen der Teppichwirker eingebüßt haben, so geben sie, nach dem Urtheile Sachverständiger, doch einen höheren Begriff von Raffael's Kunst, als selbst die Stanzengemälde, ja die Kunst soll, wie Sanzi behauptet, darin ihr Höchstes

erreicht und die Welt gleich Schönes seitdem nie wieder gesehen haben. Nach Herstellung der Stanza d'Eliodoro erblicken wir Raffael in einem ganz neuen Wirkungskreise, nämlich als Baumeister. Die großen Künstler jener Zeit pflegten sich nicht auf eine der bildenden Künste einzuschränken; fast alle geschickten Maler beschäftigten sich auch mit der Baukunst. Raffael studirte dieselbe schon in seiner Jugend unter seinem Oheim Bramante, stand in technischen Kenntnissen keinem seiner Zeitgenossen nach, und übertraf sie sogar in Ansehung des Geschmacks. So konnte denn Bramante, als Baumeister des Peterdomes zu Rom, bei seinem Tode Raffael als den Einzigen erklären, den er für fähig hielt, den Bau der Kirche zu leiten. Raffael wurde daher beauftragt, einen Plan und ein Modell des Baues zu verfertigen, das die vollkommene Zufriedenheit des Papstes Leo X. erlangte, worauf Letzterer in einem Breve vom 1. August 1514 dem Künstler die oberste Leitung des Baues übertrug. Da Raffael in diesem und andern Werken seine Tüchtigkeit in der Architektur erprobt hatte, so gab ihm der Papst auch den Auftrag, die schon unter Julius II. von Bramante angefangenen Loggien, eines der schönsten Bauwerke des neuen Roms, zu vollenden. Da Leo auch dieser Arbeit seine Anerkennung nicht versagen konnte, und er wünschte, daß der äußeren Pracht der innere Schmuck entsprechen möchte, so übertrug er dem Künstler jetzt auch die Ausführung des Letzteren. Es führt daher die erste Arcadenreihe im zweiten Stockwerke dieses Gebäudes den Namen der Raffaelischen Loggien, weil ihre sämmtlichen Zierrathen nach der Erfindung und Angabe Raffael's ausgeführt sind. In Hinsicht der harmonischen, aus Einem Geiste hervorgegangenen Vereinigung der Baukunst, Malerei und Plastik gewährt kein Ort in Rom einen so vollkommenen Begriff, wie dieser. Die berühmten Gemälde dieser Loggien ließ Raffael nach seinem Entwurfe durch seine vorzüglichsten Schüler, die historischen namentlich durch Giulio Romano, ausführen. In einem Breve vom 27. August 1515 ernannte ihn der Papst zum Präfecten über die Ausgrabungen und über Alles, was die Alterthümer betraf. Von dieser Zeit an beschäftigte ihn der glänzende, alle bekannten früheren, gleichzeitigen und späteren Unternehmungen übertreffende Plan zur Wiederherstellung der alten Stadt. Dadurch aber erregte er die Bewunderung des Papstes und aller Römer in solchem Grade, daß man ihn wie ein höheres Wesen betrachtete, vom Himmel gesendet, um die Majestät der ewigen Stadt zu erneuern. Er hatte die Gebäude mit der Magnetnadel ausgemessen und, nach dem Berichte eines Zeitgenossen, die

Verhältnisse, Formen und Verzierungen der alten Gebäude Rom's so klar dargestellt, daß man das alte Rom nicht gesehen zu haben brauchte. Der frühe Tod des Künstlers hintertrieb die Ausführung des großen Werkes. Doch rettete er viele alte Denkmäler, sammelte mit liebevoller Sorgfalt die Werke der alten Sculptur und schützte sie vor dem Verfall; ihm verdanken wir die Erhaltung des Pantheons und vieler anderer, in christliche Kirchen verwandelter, alter Tempel. Zu bewundern ist es, wie Rafael so vielen Unternehmungen zugleich vorstehen konnte: aber so unerschöpflich, wie der Reichthum seiner Fantasie, war seine Thätigkeit. Sie erstreckte sich sogar auch auf die Plastik, eine Kunst, in welcher er jedoch nur gezeigt hat, was er hätte leisten können, da wir nur von der Figur eines Kindes wissen, die er trefflich in Marmor ausgeführt. Wenn Rafael als Maler heiliger Gegenstände seinen höchsten Ruhm erreicht, so tritt uns in den Gemälden der Farnesina (einer kleinen römischen Villa in Travestere, nach ihrem Besitzer, dem Cardinal Alexander Farnese benannt) eine neue Welt entgegen, worin er das Heitere und Gefällige mit einer nicht minder umfassenden Einbildungskraft zu schildern vermochte, als das Große und Erhabene. Hier malte er in der gegen den Garten gerichteten Loge die reizende Fabel von Amor und Psyche in einer großen Anzahl von Compositionen, in denen Anmuth und Liebreiz um den Vorrang streiten; ein ähnlicher Geist spricht aus der sogenannten Darstellung der Galathea, in der gegen die Tiber gerichteten Loge der Villa Farnesina. Sein letztes Werk war die, in vielen Copien verbreitete, berühmte Transfiguration, ein Meisterstück des Ausdrucks und der poetischen Erfindung, das er jedoch nicht mehr vollenden konnte und welches daher von seinem Freunde und Erben seiner Bilder, Giulio Romano, vollends ausgeführt wurde. — Man unterscheidet in Rafael's Wirken drei Hauptepochen seiner Bildung und Entwicklung. Die sogenannte erste Manier beginnt von der Schule des Perugino und reicht bis zu Rafael's Abschied aus derselben. Man bemerkt in den Gemälden dieser Periode, sowohl in der Zeichnung, als in der Färbung, die Art seines Meisters. Die Formen sind mager und unvollkommen, das Colorit blaß und dürrig. Die Werke, welche in Rafael's zweiter Manier entstanden, fallen in die Zeit seines ersten Aufenthalts in Florenz bis zu seiner Abreise nach Rom, oder bis zum Gemälde der »Disputa.« In dieser Zeit entwickelte Rafael mehr Großartigkeit der Form und größere Farbenkraft. Die dritte Manier ist in den römischen Bildern herrschend; die »Schule von Athen« macht den Uebergang. Hier wird Rafael in der Zeichnung und in der

Behandlung freier, und entwickelt Großartigkeit und Majestät, so wie Kraft des Kolorits. Diejenigen, welche auf Innigkeit und Naivetät, Frömmigkeit und Anmuth sehen, werden den Bildern der ersten und zweiten Manier den Vorzug geben; diejenigen aber, welchen Klarheit, Großartigkeit und Majestät das Liebste, ziehen die Bilder aus der dritten Manier allen übrigen vor. In diesen herrscht weniger Innigkeit und weniger Tiefe des Ausdrucks. — Rafael blieb unvermählt. Der feurige Künstlergeist, der in süßer Flatterhaftigkeit das weite Reich der Schönheit durchschwärmte, sträubte sich gegen die Fessel der Ehe. Sein Freund, der Cardinal Davizio da Bibiena, wünschte ihm seine Nichte Maria zu vermählen. Rafael hatte keinen Vorwand, diese ehrende und vortheilhafte Heirath geradewegs auszusprechen; aber er wußte diese Angelegenheit hinauszuziehen, und die holde Maria Bibiena starb noch vor ihm als seine Braut. Man hat gesagt, zu wenig Maß im Genuße der Liebe habe Rafael's frühen Tod herbeigeführt; doch sind keine Beweise dafür vorhanden, und die Wahrscheinlichkeit widerspricht dem sogar. Zwar weiß man, daß Rafael in zärtlichem Verhältnisse mit einer schönen jungen Italienerin, die wir unter dem Namen der Fornarina kennen und deren Bildniß er uns in vielen Gemälden hinterließ, gestanden; doch diese Flamme war rein, denn sie leuchtete dem Künstler eine Reihe von Jahren mit ungetrübtem Glanze und begeisterte ihn zu herrlichen Werken. Fornarina diente ihm häufig zum Modell, und Rücksichten für das Wesen, welches sich ihm ganz anheimgegeben, mochten ihn auch von jeder andern Heirath abziehen. Mit Achtung müssen wir der Jungfrau gedenken, die nur ihm lebte und in deren edlen Formen ihm eine Welt der Schönheit aufging. Nicht Unmäßigkeit im Genuße, sondern geistige Anstrengung riß Rafael so frühzeitig in die Gruft hinab. Wir haben gesehen, welch' eine Last von Arbeiten der Künstler auf sich gebürdet; sein zarter und nerveußer Körper erlag der zu schweren Bürde. Mit einem Fieber kam er eines Tages nach Hause; ein unzeitiger Ueberlaß machte das Uebel tödtlich. Als er sein Ende nahen sah, schickte er seine Fornarina aus dem Hause, um, durch keinen irdischen Gedanken mehr abgezogen, als Christ zu bereuen und sich vorzubereiten. Er machte sein Testament, verordnete, auf seine Kosten einen Tabernakel in S. Maria Rotonda und einen Altar mit der Statue der heiligen Jungfrau zu errichten, und wählte sich dort seine Ruhestätte. So starb er, nach zweiwöchentlicher Krankheit, zu Rom an seinem Geburtsfeste, dem Charfreitage, den 6. April 1500, erst 37 Jahre alt. Ganz Rom versank in Schmerz, als der edle Geist entfloh, durch dessen Schöpfungen sich die

Gottheit so herrlich offenbart hatte. Seine Freunde und Schüler jammerten laut; selbst der greise Papst konnte seiner Trauer nicht gebieten. Sein Leichnam wurde auf einem prächtigen Katafalk in seinem Studiensaale, im Angesichte seines letzten erhabenen Werkes, der Transfiguration, die über seinem Haupte hing, öffentlich ausgesetzt, und von dort in die Rotunda, das alte Pantheon, zur Ruhe gebracht. Unter dem Altare mit Lorenzetti's Statue der heiligen Jungfrau, senkrecht unter derselben, unter einem eigens dazu construirten Bogen, schlummert Rafael, und die Statue der Madonna selbst dient ihm zum Grabmal. Bei einer Nachsichtung am 16. September 1833 fand man dort sein wohlerhaltenes Skelet mit dem Schädel; so daß also, wie sich auch durch Documente erwiesen, die Akademie von S. Luca bisher einen fremden Schädel, als diesem Künstler angehörig, verwahrt hatte. Unter Feierlichkeiten, die vollkommen jenen einer päpstlichen Beisehung gleichkamen, wurden die ehrwürdigen Ueberreste am 18. October ihrem Grabe zurückgegeben. Rafael war feurig, aber sanft, heiter und harmlos, wohlwollend, gefällig und leicht einzunehmen. Er war mittler Statur; sein Skelet, wie man es 1833 fand, maß nicht mehr als $7\frac{1}{2}$ Palmen oder Spannen. Seine Züge, in denen er seiner anmuthigen und edelgestalteten Mutter ähnelte, waren von regelmäßiger Schönheit; sein Auge klar, rein und seelenvoll, die Form des Kopfes oval und die Haare anfangs blond, bis sie sich mit den Jahren leicht zum Bräunlichen hineigten. So ging er jung und herrlich, schön und lächelnd durch das Leben, frühzeitig erbleichend, wie die Lieblinge der Götter. In der kurzen Lebenszeit von 37 Jahren hatte er die Welt mit seinem Ruhme und seinen Werken erfüllt, in jeder Sphäre der bildenden Kunst das Höchste geleistet, als Maler das Heilige und Ewige in göttlichen Formen abgespiegelt und einen Tempel gegründet, dessen Dauer nicht bloß für diese Zeit.



Bartolomeo Esteban Murillos.

Geboren 1618. Gestorben 1682.

Lange hatte die Malerei in Spanien demselben unfreien, in eine stehende Manier abgesperrten, nationalen Typus gehuldigt, wie die dortige Poesie. Die großen Muster Italiens bleiben ungekannt, wenigstens unbeachtet, da der Spanier Allem, was nicht in das Costum seiner Nationalität gekleidet war, mit eigensinnigem Stolz den Rücken kehrte und alles Nichtspanische als ein modificirtes Barbarenthum betrachtete. Die Malerei war so ziemlich bei der längst abgeschiedenen byzantinischen Schule stehen geblieben; höchstens daß sie deren starren und gespreizten Formen einige süßliche Glut einhauchte und sie mit süßlicher Anmuth belebte. Erst Diego Velasquez entzündete in Madrid den Sinn für die hohen Kunstschöpfungen Italiens; aber der hier erweckte Sinn konnte nicht so schnell in die übrigen Theile des großen Reiches bringen, bis ein jenen großen Mustern verwandter Geist endlich ganz Spanien für die Herrschaft der neuen, verjüngten Kunst eroberte, und dieser Geist war Murillos. Derselbe war aus Sevilla gebürtig; sein großes Talent für die Kunst offenbarte sich schon in früher Jugend. Einer seiner Anverwandten, Juan del Castillo, ertheilte ihm den ersten Unterricht im Zeichnen. Murillos schritt rüstig auf seiner Künstlerbahn vorwärts, und als nach einiger Zeit sein genannter Meister nach Sevilla übersiedelte, bedurfte er desselben schon nicht mehr, sondern arbeitete fleißig weiter ohne fremde Anleitung. Er hatte sich bereits große technische Routine angeeignet, und in der Farbengebung, obschon sie nicht frei von Manier war, übertraf er die meisten Maler Spaniens. Sevilla hat mehrere Gemälde aus dieser seiner ersten Periode aufzuweisen. Einen Hauptplatz für den Absatz seiner Heiligengemälde aber hatte er sich in der neuen Welt gegründet. Dies brachte ihm eine hinlängliche Summe ein, um, zu seiner vollkommeneren Ausbildung, 1643 sich nach Madrid zu begeben, wo der berühmte Velasquez ihn mit bereitwilliger Güte empfing, ihm Gelegenheit gab, die Werke Tizian's, Rubens, Van Dyk's zu copiren, und ihm zugleich durch seine eigenen Werke ein Vorbild ward. Hier veredelte Murillos

seinen Styl und erweiterte die Gränzen seines Wirkens. Die Vielseitigkeit der Niederländer entfaltete auch die Schwingen seines Talents für ein größeres Feld. Er blieb nicht mehr bei Heiligenbildern allein stehen; auch die profane Welt, die in ihrer Lebenswahrheit sich unmittelbar an das Ideale anschließt und den nothwendigen Uebergang zu diesem bildet, lieferte ihm Gestalten und Stoff. Er versuchte sich nun in jenen ländlichen und bürgerlichen Szenen, die, in seinem Vaterlande neu, erst die ganze Größe seines Genies zeigten. Die Niederländer waren ihm dabei Vorbilder; aber er erhob das Gedrückte, Unbedeutende oder Dabköne, zu welchem dieselben häufig herabstiegen, durch spanischen Adel, strebte selbst in seinen Bambociaden den Gesetzen der Schönheit in der Form und Darstellung nach, gewann dadurch den Sinn seiner Landsleute für ein ausgedehnteres Gebiet der Kunst, als man bisher dort hatte wollen gelten lassen, und bewirkte auf solche Weise, der Idylle und dem Genre, das Bürgerrecht in seinem stolzen Vaterlande, indem er ihnen den höhern Typus der Nationalität verlieh. Als er daher 1643 nach Sevilla zurückkehrte, ernteten seine Gemälde im Kloster S. Francisco ungetheilte Bewunderung. Ein neuer, vorher unbekannter Geist leuchtete aus denselben heraus; die Vorzüge eines Van Dyk, Spagnoletto, Velasquez schienen sich in ihnen zu vereinen, Rubens großartige Conception, gemildert durch südliche Anmuth und spanischen Anstand, darin aufzuleben. Er galt mit Recht als Spaniens Rubens und ward der Fürst, der Schöpfer der Schule von Sevilla. Alles bemühte sich um Werke von seiner Meisterhand. Seine glänzendste Epoche war die von 1670 — 1680, innerhalb deren er, nebst manchen anderen, acht große Werke für die Kirche des Hospitals S. Jorge della Caridad malte. Der Ausdruck seiner Köpfe, die Gediegenheit der Zeichnung, die selbst in der schwierigsten anatomischen Durchführung sich nicht verläugnete, die vollendete Kraft und Schönheit seines Colorits, die Lebendigkeit und Leichtigkeit der Gruppierung, stellten ihn Rubens an die Seite, während seine Meisterschaft und Sinnigkeit in der Anwendung und Vertheilung des Lichtes, an Correggio zu erinnern schien. Wie sein großes Muster der Malerkunst in Spanien einen neuen Aufschwung gab, so förderte er dieselbe auch noch kräftig durch eine Akademie zu Sevilla, deren Gründung er gegen alle Schwierigkeiten durchsetzte und derselben seit 1660 vorstand. Leider verließen, nach seinem Tode, seine Schüler sehr bald die ruhmvolle Bahn, die er ihnen vorgezeichnet hatte, und versanken in Manier und Unbedeutendheit, so daß die spanische Malerschule überhaupt von keiner langen Dauer war.

Murillos war eben zu Cadix mit Vollendung eines großen Altarblattes für den Orden der Capuziner beschäftigt, als er an einem unglücklichen Falle lebensgefährlich erkrankte. Er wollte in Sevilla sterben, wo der Tag seines Lebens, der Morgen seines höhern Ruhmes zuerst angebrochen. Dorthin ließ sich der franke Meister bringen, und gefaßt erwartete er im Schooße der Heimat die Stunde, die seine Augen für die Erde schloß.

William Wilberforce.

Geboren 1759. Gestorben 1833.

Im Pantheon der Freunde der Menschheit hat sich William Wilberforce durch seine eifrige Bekämpfung des Sklavenhandels einen unvergänglichen Ehrenplatz gesichert. Er stammt aus Hull, trat zu Cambridge, wo er studirte, mit dem großen Pitt in ein enges Freundschaftsverhältniß, und gelangte 1780 in's Parlament. Schon 1785 hatte die Stadt Bridgewater, auf Antrieb George White's und John Cubb's, an das englische Parlament die erste Bittschrift um Abschaffung des Sklavenhandels gerichtet, denen später hunderte von Bittschriften aus allen Districten folgten, und 1787 kündigte Wilberforce seine erste Motion im Unterhause an, welche von Pitt unterstützt wurde. Da jedoch mannigfaltige Interessen dabei auf dem Spiele standen, so erfuhr die Angelegenheit auch vielseitigen Widerspruch und konnte lange nicht zur Entscheidung kommen. Aber ungeachtet aller Hindernisse ermüdete Wilberforce nicht, diesen Gegenstand im Parlamente wiederholt zur Sprache zu bringen; Männer, wie Pitt, Fox, Grenville u. A., unterstützten sein menschenfreundliches Bemühen. Endlich, nach beinahe zwanzigjährigem Kampfe, erreichte er wenigstens für England seinen Zweck; denn am 25. Februar 1807 erfolgte die gefeierte Acte, welche den britischen Sklavenhandel unverzüglich abschaffte. In Frankreich, Spanien und Portugal währte dagegen der Menschenhandel noch immer fort; doch erklärte die erstgenannte Macht im Pariser Frieden 1814, diesen Handel innerhalb fünf Jahren aufhören lassen zu wollen. Der englische Gesandte, Lord Castlereagh,

nahm nun diesen Gegenstand beim Wiener Congresse auf, und Wilberforce veröffentlichte ein denkwürdiges Schreiben an Talleyrand, als Congreßgesandten, worin er alle Gründe der Nothwendigkeit der Abschaffung des Sklavenhandels mit Geist und Scharfsinn entwickelte. Wilberforce versäumte keine Gelegenheit, für jenes große Ziel zu wirken. Er rügte 1815 im Parlamente öffentlich die fortbauernde Einführung von Sklaven in den britischen Colonien, und beantragte später, obschon erfolglos, die Freilassung der schwarzen Sklaven in den Colonien; wiewohl er sich 1807 einem ähnlichen Antrage Lord Percy's widersezt hatte, weil eine falsche Maßregel ihm damals gefährlich und ungerecht gegen die Pflanzer dünkte. Die Registrierung der auf den Colonien vorhandenen Sklaven, welche auf Trinidad, als einer neuen Erwerbung, 1812 eingeführt, auf Jamaica 1817 versucht wurde, konnte, ungeachtet aller Bemühungen des rastlosen Wilberforce, nicht zu einer allgemeinen Maßregel gemacht werden. Aber eine Frucht seines Eifers war es, daß Spanien in einem am 23. September 1817 mit England geschlossenen Vertrage, den Sklavenhandel vom 30. Mai 1820 an in der ganzen spanischen Monarchie aufzuheben sich verpflichtete, wogegen England den bisher mit diesem Handelszweige beschäftigten spanischen Unterthanen eine Entschädigung von 400,000 Pf. St. zahlte. Mit Portugal wurde 1818 ein ähnlicher Vertrag geschlossen. Als aber dennoch von Franzosen und Portugiesen der Sklavenhandel fortbetrieben wurde, sezte Wilberforce im Juni 1821 im Unter- und Oberhause den Beschluß zu einer Vorstellug durch: »daß die britische Regierung bei der französischen auf die Erfüllung der, wegen gänzlicher Abschaffung des Sklavenhandels eingegangenen Verpflichtungen dringe.« Da übrigens Wilberforce seit 1817 sah, wie wenig die Bill gegen den Sklavenhandel zum Besten der Colonien fruchtete, und da er mit seiner Register-Bill nicht durchbringen konnte, begann er zu dem letzten und entscheidenden Schritte Anstalt zu machen. Mehrere Jahre hindurch waren die politischen Verwickelungen, der Prozeß der Königin und andere große Sorgen des Parlaments hinderlich. Aber 1823 trat Wilberforce mit einem Manifeste auf, welches den traurigen Zustand der Sklaven schilderte und die Stimmung des Landes für eine allmähliche Umwandlung der Sklaven in freie Bauern zu gewinnen suchte. Selbst westindische Sklavenbesitzer wurden durch diese Schrift erschüttert und zu freiwilliger Entlassung ihrer Sklaven bewogen. Doch vergingen noch anderweite zehn Jahre, bis, daß die öffentliche Meinung so entschieden für die Sache der Sklaven sich kundgab, daß vom Ministerium selbst die Durch-

führung einer Emancipationsmaßregel ausgehen mußte. Am 25. August 1833 erhielt eine Bill die königliche Genehmigung, welche die Entschädigungssumme für die Pflanzler feststellte und allen Kindern unter sechs Jahren vom 1. August 1834 an die Freiheit gab, die Erwachsenen aber der sogenannten Lehrlingszeit unterwarf, welche für die Hausflaven bis zum 1. August 1838, für die Feldflaven bis zum 1. August 1840 dauern sollte. Wilberforce sollte diesen vollständigeren Erfolg seines dreißigjährigen Strebens nicht ganz erleben. Schon 1826 hatte eine Krankheit ihn genöthigt, sich aus dem Unterhause zurückzuziehen. Zwar trat er später wieder ein; aber am 28. Juli 1833 verschied er zu London. Alle Parteien vereinigten sich in seinem Lobe und bewirkten seine Beisetzung in der Westminster-Abtei. Ueber dem Grabe des edlen Mannes trieb der Baum, den er so rastlos gepflegt, endlich die schönste Frucht: seit dem 1. August 1838 besitzet Großbritannien keine Sklaven mehr, und gegen das Ende des Jahres 1841 wurde zwischen den fünf Großmächten Europa's ein Vertrag zu Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen.

Reginald Heber.

Geboren 1783. Gestorben 1826.

Unter den freundlichsten Gestirnen der Menschheit glänzt der Name Reginald Heber's, des Weisen, des Wohlthäters, des Freundes des sterblichen Geschlechtes, dessen ewige Güter er als treuer Priester verwaltete. Er erblickte das Licht den 21. April 1783 in Yorkshire; seine Familie war angesehen und mit Glücksgütern gesegnet. Fleißig, lernbegierig, und milden Herzens zeigte er sich schon als Knabe; seine Mutter war, wie man erzählt, genöthigt, ihm die Banknoten in der Tasche festzunähen, damit er sie nicht jedem Bittenden hingäbe. Sieben Jahre alt, übersehte er die Fabeln des Phädrus in englische Verse, und um bei'm Arbeiten nicht vom Schlafe übermannt zu werden, pflegte er sich bisweilen den Kopf mit nassen

Lüchern zu umwinden. Durch sein religiöses Gedicht: „Palästina,“ erwarb er 1803 auf der Universität zu Orford einen Preis; dasselbe fand in ganz England den lebhaftesten Anklang, wurde in die wälische Sprache übersetzt, und, als Dratorium componirt, bei vielen geistlichen Festen in England aufgeführt. 1806 unternahm er eine Reise durch Schweden, Norwegen, Finnland, Rußland und Deutschland, brachte erweiterte Ansichten und schätzbare Materialien zurück und gewann eine besondere Anhänglichkeit an die deutsche Sprache, in welcher er sogar, und zwar nach Boß's Vorbilde, zu dichten versuchte, während seine englischen Poesien Walter Scott zum Muster nahmen. Mit hoher Gewissenhaftigkeit und Berufsliebe verwaltete er von 1807 — 22 das Pfarramt zu Hodnet in Shropshire. In jeder Hütte, mit jedem Kinde bekannt, Allen ein Rath und Helfer, war er in ganz England als warmer, vorurtheilsfreier Kämpfer für seine Kirche, als geistlicher Dichter, als Forscher in der Schrift und in der Geschichte verehrt. Da erhielt er den Ruf zum Bisthum Calcutta. Doch geschah dies nur, um ihn zu ehren; man wünschte und glaubte nicht, daß er, dem die höchsten Stellen in England offen standen, diesen Ruf annehmen und in das »mörderische Tropenland“ gehen würde. Aber Heber sah dies als einen Ruf des Himmels an, und allen Freuden und Bequemlichkeiten der Heimat, allen glänzenden Ausichten entsagend, segelte er, nachdem er in einem eben so rührenden, als meisterhaften Hirtenbriefe von seiner Gemeinde Abschied genommen, 1823 nach Indien. Im Besitze aller nöthigen Mittel und der möglichsten Kenntniß der orientalischen Sprachen, voll Liebe und Ausdauer, trat er im Juni 1824 seine erste Reise an, besuchte die westlichen flachen Theile Bengalens bis Dhaka, schiffte den Gangesstrom hinauf, besuchte das Gebirgsvolk der Puharri, sah das alte Patna und das uralte heilige Benares. Von Allahabad wandte er sich nördlich abwärts vom Ganges in das den Engländern verbündete Königreich Dubh, und drang bis Almora, der äußersten britischen Besetzung, wo er die majestätischen Eisgipfel des Himalaya sah. Dann südwärts einbiegend, besuchte er die Kaiserstadt Delhi, und durch die Staaten von Radschputana über Jagerit nach Bombay reisend, segelte er im August 1825 nach Ceylon. Von dort kaum nach Calcutta zurückgekehrt, trieb sein rastloser Eifer ihn zur zweiten Visitationstour nach der Küste von Coromandel, wo in Tritschinopoli den 3. April 1826 ihn, eine Folge seiner Anstrengungen, ein frühzeitiger Tod ereilte. Tief und allgemein war der Schmerz um seinen Verlust, Alles strebte sein Andenken zu feiern; denn wo immer er erschienen, bei Hinduß,



Printed by A. Bartlett at No. 1.

Published by W. & A. Groombridge at No. 2.

Moslems und Christen, war er als ein Bote des Friedens und der Versöhnung gekommen; der Sektengeist verstummte in der Bewunderung dieses Edlen und Weisen. Für das Christenthum in Indien wollte er nur durch Ausdehnung des Schulunterrichts, nicht durch Eiferersinn wirken. Seine Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand Indiens (*„Narrative of a journey through the upper provinces of India“*), die sich durch wahrheitgetreue Auffassung und edlen Vortrag, wie durch poetisches Gemüth auszeichnen, werden lange als Quelle und als Muster dienen. 1829 wurde ihm in der Kirche zu Hobnet ein Denkmal errichtet.

Turenne.

Geboren 1611. Gestorben 1675.

Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne, einer der größten Feldherren Frankreichs, war ein Sohn Henri's de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und Elisabeth's von Dranien. Zu Sedan kam er auf die Welt. Schon als Kind äußerte sich seine Liebe zum Kriegerstande, für welchen sein Oheim, der berühmte Prinz Wilhelm von Nassau, ihn bildete. 1634 erhielt er ein französisches Regiment, zeichnete sich bei der Belagerung von Sarnthe in Lothringen aus, und wurde, auf des Marschalls la Force Empfehlung, zum Marechal de Camp ernannt. Wegen seiner bei der Belagerung von Breisach bewiesenen Tapferkeit, wollte ihn der Cardinal Richelieu mit einer seiner Nichten vermählen. 1639 nach Italien gesendet, hob er die Belagerung von Casale auf und siegte bei Montcaillier. 1643 vollführte er die wichtige Eroberung von Roussillon, empfing 1644 den Marschallsstab von Frankreich, und das Obercommando über die Armee in Deutschland, für deren Bedürfnisse er aus eigenen Mitteln sorgte. Nachdem er den Rhein überschritten, schlug er Mercis Bruder, unterstützte Enghien's Operationen, erlitt 1645 bei Mergentheim eine Niederlage, tilgte sie aber drei Monate später durch den Sieg bei Nördlingen. Im fol-

genden Jahre stieß er, nach einem weiten Marsche, zu dem schwedischen Heere unter Wrangel, siegte mit diesem gemeinschaftlich über die Baiern bei Zusmarshausen, drang in Baiern vor, nöthigte den Herzog, um Frieden zu bitten, und als derselbe den Vertrag brach, schlug er dessen Armee und verjagte ihn aus seinem Lande. Als 1649 die Partei der Fronde gegen das Ministerium Mazarin's in Frankreich den Bürgerkrieg entzündete, trat Turenne, auf Veranlassung des Herzogs von Bouillon, den Gegnern der Regierung bei, wurde aber 1650 durch den Marschall du Plessis Praslin bei Rhetell geschlagen, und gestand mit Freimüthigkeit das von ihm begangene taktische Versehen ein. Die von dem spanischen Hofe ihm übersendete Geldsumme, die ihn zur Fortsetzung des Krieges aneifern sollte, lehnte er ab, weil er sich mit der Hospartei auszusöhnen hoffte, was auch 1651 wirklich geschah, worauf er zum General der königlichen Armee ernannt wurde. Ihm stand, auf spanischer Seite, der berühmte Herzog von Enghien, nachmals Prinz von Condé, entgegen. Durch die Einnahme Dünkirkens und des größten Theiles von Flandern, führte Turenne den Abschluß des pyrenäischen Friedens herbei. Als 1667 ein abermaliger Krieg gegen Spanien losbrach, wollte Ludwig's XIV. Eitelkeit sich selbst mit den Vorbeern bekleiden, welche fremde Tapferkeit erkämpfen würde; daher machte er Turenne mit dem Titel eines Generalfeldmarschalls der französischen Armeen zu seinem Unterfeldherrn. Die Eroberung von Flandern und Franche-Comté krönten diesen Feldzug. Damals fühlte Turenne durch innere und äußere Gründe sich bewogen, von der reformirten Confession, in welcher er erzogen worden, und der er früher sehr eifrig angehangen hatte, zur katholischen Religion überzutreten. 1672 richtete Ludwig XIV. sein Augenmerk auf die Eroberung Hollands und übertrug zu diesem Zwecke den Oberbefehl an Turenne, welcher im nächsten Jahre den, mit den Holländern verbündeten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Abschlusse des Friedens von Woffen zwang. Er vertheidigte die Gränzen der eroberten Franche-Comté, setzte 1674 bei Philippsburg über den Rhein, brachte Singheim in seine Gewalt, und drängte die von Caprara und dem Herzoge von Lothringen geführte kaiserliche Armee bis an den Rhein zurück. Auch der Prinz von Bournonville wurde von ihm besiegt, und dessen Vereinigung mit der feindlichen Hauptarmee vereitelt. Als ein kaiserliches Heer von 70,000 Mann in das Elsaß einfiel und Breisach und Philippsburg belagerte, zog Turenne mit seinen 20,000 Mann, zu denen jedoch Condé's Verstärkungen stießen, über Eis- und Schneegebirge, und stand plötzlich mitten unter den

überraschten feindlichen Heeren im Ober-Elfaß, da diese ihn noch in Lothringen glaubten. Ohne sich in eine bedeutende Schlacht einzulassen, zerstreute er durch geschickte Manoeuvres die ihm gegenüber stehende große Heeresmacht, deckte das Elfaß und drängte die Deutschen über den Rhein zurück. Diese glänzenden Waffenthaten wurden ihm durch das unbedingte Vertrauen erleichtert, das er bei seinen Soldaten genoß, und der Ruhm dieses Feldzuges blieb ihm ungeschmälert, da er, ohne auf die besonderen Anordnungen des Königs Rücksicht zu nehmen, sich dabei lediglich von seinem eigenen Genie leiten ließ. Dagegen kam die unbarmherzige Verwüstung der Pfalz, die er gestattete, wahrscheinlich auf Rechnung der Befehle des Ministeriums. Der Kurfürst von der Pfalz, trostloser Zeuge der Verheerung seines Landes, sendete voll Zorn und Schmerz eine Ausforderung an Turenne. Dieser schickte sie dem Könige zu, welcher die Annahme des Zweikampfes verbot, und Turenne antwortete dem Kurfürsten in einem Briefe von unbestimmtem Inhalte, wie er überhaupt sich nüchtern und zweideutig zu erklären pflegte. Um die Feinde dem Mangel preiszugeben, ließ er auch die Getreidefelder des Elfaßes verwüsten, und überdies durften seine Reiter ein Gleiches in Lothringen thun. Von kaiserlicher Seite wurde dem sieggewöhnten Turenne 1673 ein Feldherr hohen Verdienstes, Montecuculi, am Rheine entgegengestellt, und beide große Kriegskünstler übten sich nunmehr mit wechselnden Vortheilen, in Märschen und Stellungen. Montecuculi gewann den Fürstbischöf von Würzburg für seine Partei, wofür Turenne sich durch unmenschliche Verwüstung des armen Landes rächte, drang bis Koblenz vor und nahm Bonn. Auch in dem Feldzuge 1675 entwickelten Turenne und Montecuculi wieder die ganze Fülle ihres taktischen Genies, in künstlichen, aber beschwerlichen Gegenmärschen, bald um sich des neutralen Straßburg, und damit einer Basis zur Eroberung oder Deckung des Elfaßes zu versichern, bald Philippsburg zu nehmen, bald die Pfalz zu decken oder zu verwüsten. Nachdem beide Theile in den verschanzten Lagern zu Offenburg durch Mangel an Lebensmitteln zum Aufbruche genöthigt waren, Montecuculi aber seinen Plan auf Straßburg durchaus nicht aufgeben wollte, bot er den Franzosen eine Schlacht an, zu welcher sich Turenne auch geneigt zeigte. Aber während Letzterer eine wichtige, dem kaiserlichen Lager nahe Höhe bei Sasbach im Badenschen recognoscirte, wurde er (27. Juli 1675) durch eine Kanonenkugel, die einen Baumast auf ihn niederwarf, getödtet. Sein Leichnam wurde mit den höchsten Ehrenbezeugungen zu St. Denis beigesetzt. — Turenne hatte

eine raue und gewöhnliche Außenseite, welcher seine Härte im Kriege entsprach. Aber er besaß einen großen, unternehmenden Geist, und bei großer Bescheidenheit ein thatkräftiges Selbstvertrauen. Uneigennützig, wie er war, verschmähte er häufig die Gelegenheit, sich zu bereichern, und während er seinen Soldaten Beute und Ausschweifung gestattete, war er gewissenhaft und anspruchlos für seine eigene Person. 1800 wurden seine Ueberreste mit großer Feierlichkeit in den Marstempel übertragen.

Sully.

Geboren 1559. Gestorben 1641.

Maximilien von Bethune, Baron von Rosny, Herzog von Sully, in welchem Frankreich einen seiner Helden und größten Staatsmänner aller Zeiten verehrt, war zu Rosny aus einem alten und berühmten Geschlechte geboren. Von seinem eilften Jahre an genoß er mit dem Kronprinzen Heinrich von Navarra gemeinsamen Unterricht, und begleitete denselben 1572 nach Paris, wo er, ein eifriger Reformirter, Zeuge der schrecklichen Bartholomäusnacht war. Tapfer stand er dem jungen Könige von Navarra in mehrern Gefechten und bei verschiedenen Belagerungen zur Seite und wurde bei dem Siege bei Ivry (1590), an welchem er wesentlichen Antheil hatte, verwundet. Wie der Muthigste im Felde, so war er der Besonnenste, Erfahrenste und Redlichste im Kabinete. 1583 erhielt er eine Sendung nach Paris, um die Gefinnungen des dortigen Hofes zu erforschen; 1586 warb er seinem Könige schweizerische Hilfstruppen, und zu Florenz betrieb er später die Vermählung Heinrich's mit Maria von Medicis. Nach dem Tode Elisabeth's von England ging er als außerordentlicher Gesandter nach London und zog den König von England in Heinrich's Interesse. Sein dankbarer Monarch machte ihn für diese Dienste 1594 zum Staatssecretär, 1596 zum Mitgliede des Finanzconseils, 1597 zum Oberauffseher der Finanzen, 1601 zum Großmeister der Artillerie, 1602 zum Gouverneur der

Bastille, auch vertraute er ihm die oberste Leitung der Befestigungen an. Sully gab Frankreich die, während der Bürgerkriege zerrüttete innere Sicherheit wieder, tilgte in einem kurzen Zeitraume die beträchtliche Staatsschuld und sammelte noch bedeutenden Ueberschuß. Seine Sparsamkeit im Staatshaushalte war natürlich den Höflingen unbequem; sie belegten ihn, weil das Wort »Ja« nie von ihm ausgesprochen wurde, mit dem Spottnamen: »das Negativ.« Er nahm das Volk kräftig gegen die Bedrückungen der Großen in Schutz, und begünstigte mit Eifer den Ackerbau, wogegen die Künste des Lurus, die ihm als entnervend erschienen, seinen Beifall weniger hatten. Der heitere und lebensfrohe König, dem Sully's Ernst bisweilen störend entgegen trat, war nicht selten anderer Ansicht, als er; schätzte und ehrte ihn aber stets nach Gebühr, wie wenig auch Sully's hartnäckige Redlichkeit sich zur Schmeichelei, ja auch nur zur Nachgiebigkeit in Dingen bequemte, die seiner Ansicht zuwiderliefen. Heinrich, dem schönen Geschlechte sehr zugethan, hatte in einem schwachen Augenblicke der Marquise von Verneuil, seiner Geliebten, die Ehe versprochen. Sully, dem er den Ehevertrag zeigte, zerriß denselben. »Ich glaube, Sie sind ein Narr!« fuhr der König auf. »Ich glaube es selbst«, erwiderte Sully trocken, »und wollte Gott, ich wäre der einzige Narr in Frankreich.« Heinrich's großes Herz vergaß schnell solche kühne Widersprüche des ernststen Freundes, wenn sie ihn auch für den Augenblick verletzten. Er gab ihm das Gouvernement von Poitou, sowie die Oberaufsicht über Frankreich's sämtliche Häfen und Landungsplätze, und erhob 1606 dessen Gut Sully an der Loire zum Herzogthum und zur Pairie. Sully billigte Heinrich's IV. Uebertritt zur katholischen Kirche, weil nur dieser Schritt denselben mit seinen Unterthanen ausöhnen konnte, hielt aber für seine Person fest zum protestantischen Glauben. Heinrich's Tod beraubte ihn seiner Wirksamkeit; der große Staatsmann, der Frankreich's Sicherheit und Credit gegründet, wurde entlassen. Doch nach einigen Jahren bedurfte Ludwig XIII. seines Rathes. Sully wurde wieder an den Hof berufen und erhielt 1634 den Marschallsstab von Frankreich, entsagte aber dafür der Würde als Großmeister der Artillerie und schied den 21. December 1641 auf seinem Gute Billebon aus dem Leben. Sully's hinterlassene Memoiren sind ein höchst interessanter Beitrag zur Geschichte seiner Zeit.



Leo X.

Geboren 1475. Gestorben 1521.

Dieser merkwürdige Papst, der von seiner Höhe herab die größten Schicksale der Zeit, und zugleich alle Wunder der Kunst und des Schönheitsfinnes erstehen sah, war ein Sohn Lorenzo's von Medici des Prächtigen, zu Florenz geboren und ursprünglich Giovanni genannt. Durch den Einfluß seines Vaters gelangte er unter Innocenz VIII. schon in seinem dreizehnten Jahre (1488) zur Cardinalswürde; sein großer Sinn und die vollendete Erziehung, welche er erhielt, machten ihn zu derselben geeignet. Doch unterzog er sich, ehe er (1492) förmlich mit dem Purpur bekleidet wurde, erst durch drei Jahre den geistlichen Studien zu Pisa, und ließ sich dann, als Mitglied des heiligen Collegiums, zu Rom nieder. Später lebte er in Florenz, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nach Bologna zu fliehen zwang. 1499 unternahm er eine Reise durch Italien, Deutschland und Frankreich, und kehrte dann nach Rom zurück, wo die höhern Kreise der Gesellschaft, vor allen aber Künste, Musik und schöne Literatur ihn anzogen. Vom Papste Julius II. wurde er zum Statthalter von Perugia ernannt und 1511 mit dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze des päpstlichen Heeres im heiligen Bunde gegen Frankreich gestellt. Bei Ravenna fiel er 1512 in die Hände der Franzosen, fand aber kurz darauf Gelegenheit, ihnen zu entfliehen, und ging wieder nach Bologna, um die Verwaltung als Legat zu übernehmen. Er hatte großen Antheil an der Wiedereinführung seiner Familie in Florenz, wo er seitdem sich aufhielt. Nach Julius II. Tode wurde er unerwartet zu dessen Nachfolger erwählt, und bestieg, noch nicht 38 Jahre alt, den Stuhl St. Peter's. Der bisherigen römischen Politik treu, wirkte er nach Kräften dem ausländischen Einflusse in Italien entgegen, setzte die Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande durch, stellte dem Zwiespalte in der Kirche ein Ziel und brachte es dahin, daß Ludwig XII. sich förmlich unterwerfen mußte. Er hatte noch kaum ein Jahr regiert, und schon war durch ihn die äußere Ruhe gesichert. Sein hochgebildeter Geist strebte nun, Literatur, Wissenschaften und Künste zur schönsten Blüthe zu bringen; er stellte die Universität zu Rom in ihrem alten Glanze wieder her und begabte sie

auf das Großmüthigste. Um das Studium der griechischen Sprache zu beleben, errichtete er ein besonderes Collegium zur Herausgabe griechischer Schriftsteller. Er bewirkte eine Aussöhnung der Könige von Frankreich und England, um einer Allianz zwischen Frankreich, Spanien und Oesterreich vorzubeugen; und verfolgte den Plan, seiner Familie das Königreich Neapel und die Herzogthümer Ferrara und Urbino zuzuwenden. Doch wechselte er seine Politik, als ein französisches Heer sich an seinen Gränzen zeigte; er verstärkte durch den Ankauf Modena's vom Kaiser Maximilian seine Macht, und suchte die Republik Venedig dem Bündnisse mit Frankreich zu entziehen, was jedoch fehlschlug. Als Franz's I. Thronbesteigung in Frankreich einen Krieg in Aussicht stellte, trat Leo dem Bündnisse mit dem Kaiser, dem Könige von Arragonien, den Staaten von Florenz, Mailand und der Schweiz bei, schloß sich aber nach der Schlacht von Marignano von demselben wieder aus, und ging ein Concordat mit Franz I. ein. Begierig, das Haus Medici in seinem Neffen Lorenzo zu verherrlichen, belehnte er denselben 1516 mit dem Herzogthume Urbino, dessen Herrn er unter gewissem Vorwande entsetzt hatte. Zwar brachte Lexterer 1517 durch Waffengewalt sein Herzogthum wieder an sich, aber Leo schickte ein starkes Heer gegen ihn, und zwang ihn, unter ehrenvollen Bedingungen zu entsagen. Gleichzeitig wurde eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes entdeckt, und blutige Strafe über die Theilnehmer verhängt. Leo zierte Rom mit den herrlichsten und großartigsten Denkmälern der Kunst, und verstand seine Leute mit vorzüglicher Umsicht zu wählen. Er zog Rafael's göttliches Genie an sich, übertrug ihm 1514 die oberste Leitung des Baues der St. Peterskirche und die Vollendung der unter Julius II. von Bramante begonnenen Loggien, in deren Ausführung der vollkommene Geschmack und Schönheitsinn Leo's sich klarer, als irgendwo, ausspricht. Doch erschöpften diese kostspieligen Unternehmungen seine Casse; durch den Verkauf von Ablassbriefen suchte er sie wieder zu füllen. Dieses Verfahren veranlaßte Luther's Widerspruch und ward die Ursache der Reformation. Leo sah Luther's Disputationen anfangs als einen gewöhnlichen Mönchsstreit an, ohne besondere Aufmerksamkeit darauf zu wenden. Erst später leuchtete ihm der Ernst dieser Angelegenheit allmählig ein, und da seine anfangs versuchten mildern Maßregeln nicht fruchteten, so lud er Luther nach Rom vor und gestattete dann, daß derselbe sich zu Augsburg vertheidigen sollte. Da dies zu keinem Resultate führte, so erließ er im November 1518 jene Bulle hinsichtlich des Ablasses, gegen welche Luther an eine allgemeine Kirchenversammlung appel-

lirte. Während dieser kirchlichen Streitigkeiten war Leo bemüht, die christlichen Fürsten zu einem großen Kreuzzuge gegen die Pforte zu gewinnen, der jedoch nicht zu Stande kam. Italien blieb bei all' diesen Stürmen im Zustande des Friedens, und Leo durfte unbesorgt die Wissenschaften und Künste in seinen Schuß nehmen und seiner Vorliebe für glänzende Schauspiele genügen. Um Frankreich's Einfluß in Italien zu schwächen, vereinigte er sich 1521 mit dem Kaiser zur Wiedererhebung der Sforza in Mailand, nahm schweizerische Söldner in seinen Dienst und schlug, bei dem glücklichen Beginn des Krieges, Parma und Piacenza zu dem Kirchenstaate. Die Verbündeten besetzten Mailand und das Gebiet des Herzogs von Ferrara, der, wegen seiner Allianz mit Frankreich, vom Papste in den Bann gethan wurde. Aber mitten unter den Vorbereitungen zur Siegesfeier in Rom, überraschte den Papst Leo am 1. December 1521 der Tod. Sein Leben hat Roscoe trefflich beschrieben.

William Roscoe.

Geboren 1732. Gestorben 1831.

Dieser hochverdiente englische Schriftsteller stammt aus Liverpool. Seine wenig bemittelten Eltern vermochten ihm nur eine dürftige Erziehung zu geben. Auch verwendete er als Knabe wenig Mühe auf die Erlernung des Schreibens und Lesens; desto eifriger aber las er alle Dichtungen, deren er habhaft werden konnte. Bald darauf als Schreiber bei einem Advocaten in seinem Geburtsorte angestellt, legte er mit großem Fleiße sich auf das Studium der lateinischen Sprache, später auch auf das der französischen und italienischen, in welcher letzteren er bedeutende Fertigkeit erlangte. Sechzehn Jahre alt, schrieb er ein malerisches Gedicht: »Mount pleasant,« welches von hohem Dichterberufe zeugte. Er ward nach dieser Zeit wirklicher Gehilfe eines Advocaten, und errichtete, im Vereine mit mehreren Freunden, 1773 zu Liverpool eine Gesellschaft zur Ermunterung der Maler-



und Zeichnerkunst. Mit Begeisterung und Beredsamkeit nahm er sich auch der, durch Clarkson beantragten Abschaffung des Sklavenhandels an, und trat zu diesem Zwecke 1788 mit einem schönen Gedichte: »The wrongs in Africa« hervor. Aber auch die französische Revolution zog seinen glühenden Geist an, und er schrieb mehrer Volksgesänge und andere Gedichte zur Verbreitung des Freiheitsfinnes. Von ihm ging ferner die Entstehung der Liverpool institution, so wie andere Stiftungen zur Emporbringung der dortigen Gewerbsamkeit aus. 1797 legte er seine Advocatur nieder, und stand dann einem Bankiergeschäfte in Liverpool vor, welches jedoch durch mißliche Zufälle zu Grunde gerichtet wurde und ihn in solche Verlegenheit stürzte, daß er 1816 seine ausgezeichnete Bibliothek veräußern mußte. Ueberdies saß er kurze Zeit als Repräsentant von Liverpool im Parlamente und trat daselbst in Verbindung mit der Forischen Partei. Sein Tod erfolgte am 30. Juni 1831. Außer den angeführten und einigen anderen Schriften von geringerer Wichtigkeit, hat er als historischer und biographischer Schriftsteller durch seine beiden Werke: »das Leben Lorenzo's von Medici, des Prächtigen,« und »Leben und Pontificat Leo's X.,« sich dauernden Ruhm erworben.

J. G. Seume.

Geboren 1763. Gestorben 1810.

Mit Behmuth blickt Deutschland auf das verworren bewegte Leben eines seiner edelsten Söhne, das alle Hoffnungen zu Ruhm und Größe erregte und begründete, — und leider! theils durch die Unbeugsamkeit des Geschicks, theils durch die des Charakters in sich zerfallen, nur den Schmerz gerechter Theilnahme hinterließ. Es gibt Menschen, die wenn gleich durch Thaten und Werke nicht in die Reihe der großen gestellt, durch das eigen-

thümliche Ganze ihres Wesens, welches zum Symbole gewisser Denkweisen, Nationalitäten oder Stände wird, sich einer Theilnahme in engeren Kreisen erfreuen, wie sie selbst die Berühmtesten im Großen und Allgemeinen nicht finden. Zu diesen gehört Seume. Allenhalben in Deutschland leben Einzelne, die sein Andenken mit besonderer Liebe und Verehrung hoch und werth halten, — weil sie ihre Gefühle, ihre Gesinnung, ihre Erlebnisse, ... sich selbst, in seiner Geschichte wieder finden.

Sohn eines wohlhabenden Bauers in dem Dorfe Poserne bei Weissenfels, traf ihn schon im Knabenalter der erste Schlag des Geschicks. Unverschuldetes Unglück raubte seinem Vater die Habe, und Kummer das Leben. Ein menschlich fühlender Mann nahm sich des Verwaisten an, ließ ihn des Schulunterrichts genießen, und ward durch die schnellen Fortschritte des begabten Jünglings belohnt. Mit schönem Feuer warf sich dieser auf das ernste Studium der Alten und sog hier mit den ersten, frischen Lebenszügen jene Lust der Unabhängigkeitsliebe und eines idealen Strebens ein, die späterhin zur Quelle seines Glücks und seiner Leiden wurde. Nicht so gefiel ihm das Studium der Theologie, zu dem man ihn bestimmte. Jeder Art von Zwang unfähig, — faßte er, ein achtzehnjähriger Jüngling, einen kühnen Entschluß. Nachdem er sein Schulgeld auf den Tisch gelegt, und seine Schulden bezahlt, — entfloh er. Am dritten Tage traf er mit Werbern für Amerika zusammen. Er schlug ein, — und auf gut Glück ging's über's weite Meer hinüber! Zwei Jahre lang focht und litt er, theils in Canada, theils auf der Rückfahrt, theils in Bremen, wo er, aus Furcht an die Preußen verkauft zu werden, entsprang, und nur auf die dringende Fürbitte seiner Freunde der Todesstrafe entging. Allein frühe ermüdet von den Wirren eines sich überjagenden, gehaltlosen Treibens, sehnnte sich sein Herz nach friedlichem Genuß, und sein Geist nach stiller, dauernder Wirksamkeit. Er bezahlte aus dem Honorar für die Uebersetzung eines englischen Romans eine Auslösungssumme, und, entschlossen, nie mehr in das Kriegesleben, das seinem bessern Selbst nichts geboten hatte, zurückzukehren, wendete er sich wieder in sein Vaterland, das er mit kindlicher Treue liebte, und weihte sich den Musen. Allein das Geschick läßt diejenigen, die es einmal in's Auge gefaßt, nicht so schnell wieder ihren Wünschen und Neigungen über. Als Sekretär eines russischen Generals, mit diesem in Warschau angelangt, als die polnische Revolution ausbrach, faßte ihn der alte Dämon der Unruhe wieder; er stand bald als Offizier in den kämpfenden Reihen, — und sah sich eben so bald als Gefangenen in den Händen der Feinde. Befreit,

hieß ihn die Kaiserin Katharina einen schwer verwundeten russischen Major nach Leipzig geleiten. Eine ansehnliche Belohnung harrete sein, — allein die Kaiserin starb. Hier endete die zweite Periode von Seume's Irrfahrten, und er sah sich wieder, in dem friedlichen Leipzig, unter seinen Büchern und Schriften. Die schönen Träume eines jugendlichen Sinnes von Heldenthum und Siegen endeten mit — Unterrichtsstunden und einer Correctorstelle in Götschen's Buchdruckerei. Aber auch hier litt es ihn nicht; die Monotonie dieser Beschäftigungen schien ihm drückender als Sorgen und Entbehrungen; der Geist der Unruhe bemächtigte sich seiner abermals, und die dritte Periode seiner Irren begann. »Ich will,« sagte er, »den Theokrit da lesen, wo er gedichtet hat!« Gesagt, gethan. Seume ergriff den Wanderstab, und, abgehärtet wie er war, pilgerte er zu Fuße über Oesterreich, Italien, Sicilien und die Schweiz nach Frankreich; eine Reise von 600 Meilen, die er in neun Monaten vollbrachte, und in seinem »Spaziergange nach Syrakus,« dem Werke, das eigentlich seinen Ruhm als Schriftsteller veranlaßte, und in kurzer Zeit vier Auflagen erlebte, beschrieb. Kaum ausgerastet trieb es ihn wieder fort, und er ging, abermals zu Fuße, über Petersburg, Moskau, durch Finnland, nach Schweden. Zurückgekehrt, traf ihn der tiefe Schmerz, sein geliebtes Vaterland in der Epoche der traurigsten Erniedrigung wiederzusehen. Kummer ergriff sein edles Gemüth; allein er verschloß ihn in sein Innerstes. Da nagte die unwillige Trauer am Kerne des, von so manchen bitteren Erfahrungen, von so manchen harten Enttäuschungen ermüdeten Lebens; es fochte immer mehr und mehr, und in Leipzig, wo es genesen sollte, schwand es — am 13. Juni des Jahres 1810. Hier ruhte denn der rastlose Wanderer endlich aus, und fand den Frieden, den sein bewegtes Herz irrig zu erjagen und zu erkämpfen gehofft hatte. Ein Denkstein, den junge Eichen beschatten, bezeichnet sein Grab. Er endete seinen Lebensgang, wie er ihn geführt, — in der Irre.

Sein Leben hat er selbst beschrieben, und auch seine übrigen Schriften sind eigentlich nichts Anderes, als eine fortgesetzte Selbstbiographie. Denn die Gesinnung, der Charakter des Verfassers ist es, was an ihnen interessiert, und in der Achtungswürdigkeit dieser, und der Treue ihrer Darstellung, liegt deren Werth. »Ein Glück ist es — sagt Seume selbst — daß die Vorsehung Gefühl und Leidenschaft mit in's Menschenwohl verslochten! Aus reiner Vernunft wird der Mensch, wie er ist, wenig Gutes wirken!« Dieses Resultat hatten ihm seine Erfahrungen ergeben. Und ihm gemäß,

handelte und schrieb er. Warmes, redliches Gefühl ging ihm über verständige Besonnenheit. Möchten die, welche mit letzterer prahlen, ersteres nicht entbehren!

Friedr. Max. v. Klinger.

Geboren 1753. Gestorben 1831.

Klinger's Charakter und Leben gehören zu dem Denkwürdigsten der Geschichte, — denn es wird dadurch eines der schwierigsten Probleme gelöst; ein Problem, an welchem die edelsten Kräfte verbluteten, die schönsten Herzen brachen. Ich meine den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, die Sehnsucht, die jedem bessern Menschen unabweislich im Busen lebt, und die rauen Forderungen, die, eben so unerbittlich, das kalte Leben ihr entgegenstellt. Wie viele Existenzen sind schon an diesem Zwiespalte gescheitert, und scheitern noch täglich! Entweder suchen sie, im schönen Glauben an's Unmögliche, das Ideale unmittelbar zu verwirklichen, und fallen, — traurige Opfer der bittersten Enttäuschung; oder sie verzweifeln an jenem Glauben, stürzen sich, wie die übrige Welt, in elenden Genuß und flache, nichtige Thätigkeit, und verlieren darüber — sich selbst; ein Verlust, den keine Welt ersetzen kann! Klinger war Einer der Wenigen, welche diese unvereinbar scheinenden Pole zu vereinen wußten, welche den Knoten lösten, der nun einmal nicht zu zerhauen ist. Nach langen, inneren Kämpfen gelang es ihm, die Forderungen der Welt zu befriedigen, ohne je die höhern Pflichten zu vergessen, — und sein Leben wie seine Schriften sind nur veranschaulichende Variationen über das Thema dieser Betrachtung.

Zu Frankfurt am Main geboren, ein Jugendgespieler Goethe's, fiel seine Entwicklungsepoche, man darf wohl sagen in die seines Vaterlandes. Wer erinnert sich nicht mit Freude jener hoffnungsvollen Zeit, da in frischer Gährung alle jugendlichen Kräfte sich regten, und ein geistiger Frühling tausend schlummernde Keime herrlich in's Leben rief? Shakespeare's Genius hatte eben damals, zuerst auf deutschen Boden verpflanzt, mit ursprüng-

licher Gewalt die Gemüther ergriffen, — Klinger's erstes Werk, das zur Deffentlichkeit gelangte, das Trauerspiel: »die Zwillinge,« war aus dieser Begeisterung entsprungen, und erregte sie — weil es sie vorfand. Und hier gab Klinger das erste Zeichen seines Charakters: rauschender, übertriebener Beifall, wie keiner vor ihm, krönte dieses erste Produkt des Jünglings; und er — verließ unmittelbar darauf die betretene Bahn, weil er erkannte, daß Ueberschwenglichkeit nicht Kraft sei und fremdes Feuer nicht heimische Früchte reife. Ruhig schlug er den bessern Weg der Besonnenheit und praktischen Intention ein, widmete sich aber noch, jener schönen Hoffnungen voll, die Schiller'n und nach ihm so manchen deutschen Jüngling beseelten, und die Goethe im Wilhelm Meister so scharf analysirte, — ein Jahr lang, als Sekretär bei Seyler's Gesellschaft, dem Theater. Illusionen, die er hier erfuhr, machten ihn nicht etwa verzweifelnd und müßig; nein — er raffte sich auf, und, da der bayerische Erbfolgekrieg ausbrach, trat er in's Walter'sche Freicorps ein. Bei den höhern Aufgaben, die er sich männlich für eine öffentliche Laufbahn setzte, vergaß er der stilleren Pflichten nicht, die ihm die Menschlichkeit auflegte. Er hatte, mit seiner schönen und edlen Schwester, für eine Mutter zu sorgen, die als Witwe — wie ein Jugendfreund von ihm sagte — solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Als, nach Wiedereintritt des Friedens, das Freicorps aufgelöst ward, ging Klinger, nach einigen Reisen, nach Petersburg, wo ihn Großfürst Paul als Flottenoffizier anstellte. Der drohende Krieg gegen die Türken rief ihn in's Lager, — als aber der Krieg nicht ausbrach, kehrte er in die Hauptstadt zurück, wo er, unter Katharina's Regierung, bis zum Obersten avancirte. Heterogene Beschäftigungen, denen er mit Gewissenhaftigkeit oblag, machten ihn der idealen Richtung nicht untreu; er weihete die Mußestunden der Muse, die er, nach einem großen Grundsatz, nicht als Führerin, wohl aber als Begleiterin betrachtete. In einer Reihe philosophischer Romane, die ein innerer Faden zu einem Ganzen verbindet, suchte er, auf verschiedenen Stufen und in verschiedenen Formen, jene Kämpfe darzustellen, die das Ideale, hier mit dem Stoffe, hier mit dem Bösen, da mit der Thorheit, dort mit den dunklen Mächten in der eigenen Brust des Streiters zu bestehen hat, ehe es zum Reellen zu werden vermag. Diese Werke haben in Deutschland eine große Wirkung ausgeübt, aber der »Weltmann und Dichter« ist, wie überhaupt das Gediegenste, so auch dasjenige, welches Klinger's ganzes Wesen auf's Umfassendste und Bestimmteste ausspricht, und als eine verhüllte Selbstbiographie, auf zwei Personen ver-

theilt, betrachtet, und so am besten verstanden werden kann. Die schwierige Bahn, die er darin schildert, und mit Gerechtigkeit aber Klugheit gehen lehrt, war die seine. Kaiser Paul bestieg den Thron; gleich beim Beginne seiner Regierung ernannte er Klinger'n zum General und zum Director des Cadetencorps. Der Dichter ward dem Monarchen näher gerückt, der Weltmann mußte seine Rolle spielen, und der Mensch seine höhere Bestimmung im Auge behalten. Man kennt die schwierigen Verhältnisse am Hofe jenes Regenten; Verhältnisse, denen so Wenige gewachsen waren, denen so Manche als Opfer fielen; hier galt es nun, zu bewähren, was Wahrheit und Energie, mit Besonnenheit verbunden, vermögen, und hier war es auch, wo es Klinger bewährte. Die allgemeine Achtung war sein Lohn, und es reicht hin, daß Einer seiner Biographen sagen darf: »selbst Kaiser Paul verzieh ihm seine männliche Geradheit.« Aber Klinger'n war es beschieden, noch eine Regierung zu erleben. Alexander folgte, und dem Vielerproben wurden neue Geschäfte anvertraut, neue Beweise der Anerkennung zu Theil. Die Universität Dorpat, das Pagen-corps, ja die Verwaltung des Fräuleinstifts und des St. Katharinen-Ordenshauses wurden ihm aufgetragen; dabei stieg er von Stufe zu Stufe. Er ward General-Lieutenant. Orden folgten auf Orden, und die Renten eines Kron-gutes auf Lebenszeit gewährten die Aussicht auf ein heiteres Alter. Dieses ward ihm denn auch; von der Spannung einer vielfachen Thätigkeit ausruhend, in fruchtbarer Betrachtung einer reichen und bewegten Vergangenheit, deren Ergebnisse er in einem Buche niederlegte (»Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur«), gab er seinen Jugendfreunden, Goethe und Georg Schloffer, manches Zeichen dankbarer Erinnerung, und starb, geachtet und geliebt, am 25. Februar 1831.

Man mag sich von einem bedeutenden, besonders entschiedenen Charakter gerne auch ein sinnliches Bild entwerfen, und ist doppelt erfreut, wenn dieses dann dem Innern entspricht. Bei Klinger'n ist dies glücklicherweise der Fall, und so mag sein Bild hier erscheinen, wie es der erste jener beiden Freunde gezeichnet hat: »Klinger's Aeußeres war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt, und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben. Er hielt auf seine Person, trug sich nett, und sein Betragen war weder zuvorkommend, noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm

Zutrauen. Alles was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Große Anlagen, leichte Fassungskraft, treffliches Gedächtniß, Sprachengabe, besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich in ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten."

So wird uns der Mann geschildert, der, in der Jugend ein enthusiastischer Jünger Rousseau's, im reifen Alter selbst aus dem Labyrinth des Hof- und Weltlebens die Maxime abstrahirte: Wahrheit sei die größte Klugheit; der Mann, dessen Geschichte den schönen Trost gewährt, daß das Sittliche auch auf dem rauhen Boden dieser Welt wurzeln und blühen könne, wenn es kräftige Nahrungsstoffe stärken und das Licht des Verstandes bescheint. Freilich, nicht jeder solchen Blüte gewährt das Schicksal Gedeihen; manche welkt unerkannt und vergessen; — oft auch ist der Kampf gegen die Gewalten der Welt zu mächtig, — und da gilt dann das große Wort: »Was halfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und litte Schaden an seiner Seele?"

Lorenzo von Medici.

Geboren 1448. Gestorben 1492.

Dieser berühmte Staatsmann und Kunstmäcen aus dem erlauchten Geschlechte der Medici, das zuerst gegen den Anfang des 14. Jahrhunderts auftrat, war ein Enkel des Cosimo und Sohn des Pietro, welche beide die höchste Gewalt in der florentinischen Republik bekleideten. In Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder, Giuliano, genoß er den Unterricht der ersten Gelehrten der damaligen Zeit, und machte solche Fortschritte, daß seine Beredsamkeit frühzeitig allgemeine Bewunderung erntete und auch seine Versuche in der Dichtkunst nicht unbeachtet blieben. 1469 vermählte er sich mit Clarissa Orsini, und noch in demselben Jahre übernahm er, nach dem Tode seines Vaters, gemeinsam mit Giuliano die Staatsleitung in Florenz. Er richtete einen prachtvollen Hof ein, und die dort gefeierten Feste übertrafen

an Glanz und Geschmacl Alles, was seine Zeit bisher gesehen hatte. Durch die Eroberung des aufrührerischen Volterra 1472 begründete Lorenzo auch seinen Ruhm als Krieger. Doch bekräftigte seine und seines Bruders Jugend den Papst Sixtus IV. in seinen feindseligen Absichten. Zu dem beschlossenen Angriffe verband sich letzterer mit Ferdinand von Neapel, mit dem Herzoge von Urbino und mit Siena; während die Brüder Medici sich Bundesgenossen in Venedig und Mailand warben. Unter Mitwirkung jener gegen Florenz verbündeten Mächte, und des den Medici grollenden Erzbischofs von Pisa, Francesco Salviati, führte nun das mächtige Geschlecht der Pazzi, das schon seit länger mit den Medici um den höchsten Einfluß in Florenz rang, den 26. April 1478 in der Kirche S. Reparata einen furchterlichen Mordanschlag gegen seine Nebenbuhler aus. Giuliano blutete unter den Dolchen der Pazzi, doch den Lorenzo rettete sein glückliches Gesticirn; das ergrimmte Volk übernahm seine Rache, und die Pazzi sammt dem Erzbischofe wurden Opfer derselben. Giuliano's Mörder, Bernardo Bandini, wurde in Konstantinopel, wohin er sich geflüchtet, eingeholt und an Lorenzo ausgeliefert, der ihn hinrichten ließ. Doch die Hauptgefahr war in dem Blute der Verschworenen nicht ertränkt; denn der Papst und Neapel rüsteten drohend zum Kriege, wogegen Mailand und Venedig die versprochene Hilfe versagten. Zwar schlug Lorenzo's Feldherr, Malatesti, bei Perugia das päpstliche Heer; aber bei Paggibonzi erlitten die Florentiner durch Alfonso von Calabrien eine empfindliche Niederlage. Da verwandelte Lorenzo's Klugheit das ihm feindliche Neapel in einen Freund und Anhänger; auch fügte es ein günstiger Zufall, daß 1480 die Türken in Italien landeten und Otranto eroberten. Der hierdurch bekrüzte Papst schloß Frieden, und sein Nachfolger, Innocenz VIII. ward Lorenzo's Gönner. Ohne Kämpfe und Unruhen verfloß Lorenzo's fernere Regierung, und mit seltener Weisheit, Kraft und Milde stand er der Republik vor. Durch Großmuth und unversiegbare Freigebigkeit, durch eine umsichtige und zeitgemäße Politik, genügte er allen Parteien, gab dem Volke einen dauernden Frieden, und brachte alle Mächte Italiens in ein sicheres Gleichgewicht. Künste und Wissenschaften fanden an ihm einen ergebenen Zünger und großmüthigen Beschützer. Er erregte die Florentiner durch glänzende Volksfeste, und bildete sich im Umgange mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Cristoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und seine fürstliche Frei-

Julius II.

gebigkeit belohnte. Er eröffnete den aus dem byzantinischen Reiche vor dem siegreichen Halbmonde fliehenden griechischen, wie auch den italienischen Gelehrten, eine schützende Freistatt, beförderte das Studium der vorher nur sparsam und in schlechten Uebersetzungen bekannten Klassiker des Alterthums, stiftete eine neuplatonische Akademie, und vermehrte die von Cosimo gegründete, an Handschriften reiche medicaische Bibliothek. In einem mit alten Statuen und trefflichen Malereien ausgeschmückten Palaste eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künste, und die gefeiertsten Künstler jener Zeit verherrlichten seinen Hof durch ihre Werke. Alle, die sich in diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, sind, nach Fiorillo's Ausspruche, unter Lorenzo's Gönnerschaft erzogen worden. Von allen Monarchen Europa's geschätzt, von den Florentinern vergöttert, starb er an einem Gichtübel. Mit ihm verschwanden seinem Vaterlande auf längere Zeit der Ruhm und das Glück, und vorübergehend trübte sich auch der Stern seines Hauses.

Julius II.

Römischer Papst.

Geboren 1442. Gestorben 1513.

Wenige Päpste haben so mannigfach in die Angelegenheiten Deutschlands, Italiens und selbst Frankreichs eingegriffen, als Julius II. Er hieß ursprünglich Giuliano della Rovere, stammte aus Albisola und betrieb in seiner Jugend das Fischerhandwerk. Später widmete er sich dem geistlichen Stande, wurde von seinem Oheime, dem Papste Sixtus IV., zum Bischof und Cardinal erhoben, dann als päpstlicher Legat nach Frankreich gesendet, und bestieg den 1. November 1503, nach Alexander's VI. Tode, den päpstlichen Stuhl. Sein Augenmerk in weltlichen Dingen war vornehmlich darauf gerichtet, alle früheren Besitzungen und Zugehörungen des Kirchen-

staates demselben von neuem zuzuwenden. Da die mächtige Republik Venedig zu jener Zeit offenbar nach der Oberherrschaft über Italien strebte, welche Julius, da er sie nicht für sich selbst zu erringen vermochte, wenigstens keinem Anderen gönnen wollte, so trat er mit dem Kaiser Maximilian I. und den Königen von Frankreich und Arragonien der berühmten Ligue von Cambray (20. December 1508) bei, welche den Verbündeten wieder gewinnen sollte, was die Republik ihnen entriß. Doch kaum war die Bundesurkunde besiegelt, als Julius derselben schon wieder abwendig wurde. Er fürchtete nachtheilige Folgen für sich und das ganze mittlere Italien, wenn im unteren, Spanien, im oberen, Frankreich und Oesterreich die ungetheilte Herrschaft gewannen. In dieser Besorgniß entdeckte er dem venetianischen Gesandten zu Rom das heimliche Bestehen der Ligue, mit dem Anerbieten, das ganze Bündniß rückgängig zu machen, wenn ihm die Venetianer dasjenige freiwillig einräumten, was ihm der Theilungsvertrag zugesichert hatte. Die stolze Signorie von Venedig würdigte ihn nicht einmal einer Antwort, und der hierüber erbitterte Papst that (27. April 1509) die Venetianer als Unchristen in den Bann. Mit 10,000 Mann nahm er die ihm bestimmten Plätze weg; während das französische Heer über die Alpen herab an die Adda zog und in der großen Schlacht zwischen Baila und Agnadello die Truppen der Republik auf's Haupt schlug. Durch diese Niederlage geschreckt, räumten die Venetianer jene Plätze im Kirchenstaate, die bisher von ihnen besetzt gewesen, und der Papst, der hiermit sein Ziel erreicht zu haben glaubte, suchte jetzt den Frieden zu vermitteln, um nicht durch fortgesetzten Krieg den Einfluß seiner Bundesgenossen zu weit um sich greifen zu lassen. Am 24. Februar 1510 hob er, gegen Abtretung der Städte in Romagna und im Ferraresischen, wie auch gegen ansehnliche Handelsvorthelle für seine Unterthanen, den Bannfluch auf, und schloß mit Venedig einen einseitigen Frieden. Auf die bitteren Vorwürfe des Kaisers und des französischen Königs antwortete er bloß: als Statthalter Christi könne er Niemand zurückweisen, der sich ihm mit werththätiger Bußfertigkeit und Reue nahe. Aus allen Kräften arbeitete er nun dem Einflusse des, früher ihm verbündeten Frankreichs entgegen, und suchte zu diesem Ende, wiewohl vergeblich, den Kaiser mit Venedig auszuföhnen. Je mehr das zunehmende Alter ihn niederbeugte, desto rastloser entwickelte sich die Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes. Wenn er im Herzen dem Kaiser Maximilian vielleicht eben so wenig geneigt war, als dem Könige Ludwig von Frankreich, so hielt er doch Letzteren

für gefährlicher, und richtete daher hauptsächlich gegen ihn alle seine Schritte, welche Italiens Unabhängigkeit bezwecken sollten. Zu eben der Zeit, als er selbst Truppen warb, um sie demselben entgegen zu stellen, reizte er die Genueser zum Abfalle, suchte den König von Aragonien, den König Heinrich VIII. von England und die Schweizer zu bewegen, daß Jener von Spanien, Dieser von England aus, die Letzteren aber auf mailändischem Gebiete die Franzosen angriffen, und schickte sogar Abgeordnete auf den Reichstag zu Augsburg, um die Reichsstände zu bereben, dem Kaiser die zugesicherte Hilfe an Volk und Geld wieder zu verweigern. Der Kaiser und Frankreich sahen sich, bei diesen Gesinnungen des Papstes, zu einem noch engeren Bündnisse bewogen; dem Papste wurde ein Concilium zu Pisa entgegengesetzt und die Absicht nicht verborgen, ihn mit Gewalt abzusetzen. Nach einer allgemeinen Versammlung der Kirchenhäupter zu Tours wurde beschlossen, dem Papste zuvörderst eine Erweiterung des Concordates von 1438 abzubringen, wogegen Julius eine Synode im Lateran zusammenrief, die eben so aus lauter Italienern bestand, wie das pisanische Concilium aus Franzosen. Der günstige Fortgang der venetianischen Angelegenheiten bewog den Papst, mit seinen Absichten immer deutlicher hervorzutreten; den Herzog Alfons von Ferrara suchte er, als seinen Vasallen, durch geistliche und weltliche Waffen von dem Vertrage von Cambray zu trennen, und am 4. October 1511 stiftete er, im Gegensatze zu jenem Vertrage, mit Aragonien und Venedig die sogenannte heilige Ligue, welcher später (9. Februar 1512) auch König Heinrich VIII. von England beitrug, und die besonders dahin zielte, den Kaiser von der französischen Allianz abzuziehen, und die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Der Krieg gegen Frankreich brach los. Der gefeierte Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ging mit dem Plane um, den Papst gefangen zu nehmen, vermochte aber nicht ihn auszuführen. Als hierauf ein Verräther sich ihm erbot, den Papst zu vergiften, verwarf des Helden edles Herz mit Abscheu einen so schmählischen Antrag. Die französischen Waffen führte Gaston von Foix zu entscheidenden Siegen. Vergebens stellte der greise Papst sich selbst an die Spitze seines Heeres; trotz seiner Kanonen mußte er vor Bayard fliehen, und die Schlacht von Ravenna (11. April 1512) endigte sich für das spanisch-päpstliche Heer mit einer blutigen Niederlage. Sorgen und Mißgeschicke trübten den Lebensabend des Papstes. Da er die Venetianer nicht zu bewegen vermochte, auf die von ihm vorgeschlagenen Bedingungen mit dem Kaiser Maximilian Frieden zu schließen, so verglich er

sich mit Letzterem insbesondere, und versprach, seine geistlichen und weltlichen Waffen gegen die Venetianer zu gebrauchen, bis sie den Kaiser zufrieden gestellt haben würden. Am meisten beunruhigte und beugte ihn das Gerücht, daß die Venetianer sich nun mit den Franzosen aussöhnen und sie wieder nach Italien rufen würden. Unter diesen neuen Gefahren überraschte ihn, den letzten allgemeinen Hirten der abendländischen Christenheit, am 12. Februar 1513 der Tod, und über seinem Grabe tobte noch eine Weile der Kampf fort, den er bald zu entzünden, bald zu löschen getrachtet hatte.

Wilhelm III.

Erbschatthalter von Holland, König von England.

Geboren 1650. Gestorben 1702.

Dieser kriegsgeübte und staatskluge Monarch war der Sohn Wilhelm's II. von Nassau, Prinzen von Oranien, und der Tochter des unglücklichen Karl I., Henriette Maria Stuart. Er kam erst nach dem Tode seines Vaters, den 14. October 1650, zur Welt, und wußte sich bei dem Volke dergestalt beliebt zu machen, daß er 1672, als die Heere Ludwig's XIV. in die Republik einzufallen drohten, zum Generalcapitän der Union ernannt wurde und die, vier Jahre früher aufgehobene Statthaltertschaft übertragen erhielt. Zum verzweifeltsten Widerstande bereit, ließ er die Dämme durchstechen, täuschte durch seine Bewegungen den Feind, bewerkstelligte dadurch seine Vereinigung mit der kaiserlichen Armee und nöthigte die Franzosen zum Rückzuge. Die oranische Partei gewann nach diesen Erfolgen neuen Einfluß, und so geschah es, daß die Staaten von Holland, verbunden mit noch vier Provinzen, den 2. Februar 1674 die Statthaltertschaft in dem Hause Oranien für erblich erklärten. Ungeachtet der verlorenen Schlachten von Senef und St. Omer (1674 und 1677), verstand Wilhelm den Feind zu halten und durch staatskluge Maßregeln das Reich, Spanien und

Brandenburg in ein so enges Bündniß mit Holland zu ziehen, daß es 1678 zum Frieden von Nimwegen kam. Jetzt war sein ganzes Streben darauf gerichtet, Ludwig's XIV. begieriges Umsichgreifen zu hemmen. Zu diesem Zwecke, vielleicht auch zu Gunsten seiner eigenen geheimen Absichten auf England, brachte er (29. Juli 1686) die Ligue von Augsburg zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland zu Stande, welcher noch Dänemark und einige deutsche Fürsten beitraten. Er hatte sich 1677 mit Maria Stuart vermählt, welche Jakob's II. von England Tochter und Thronerbin war. Als nun Jakob's zweite Gemalin 1688 unerwartet einen Prinzen gebar, argwöhnte der größte Theil des Parlaments und der Nation, Jakob beabsichtigte die Wiederherstellung des Katholicismus und den Umsturz der Verfassung; auch raunte man sich zu, der Prinz sei untergeschoben. So machten denn in England die Episkopalen und die Presbyterianer gemeinschaftliche Sache, um, mit Holland's Beistande, Marien die Thronfolge zu sichern. Wilhelm, der Jakob's Anschluß an Frankreich vorausah, schloß seinerseits sich an die Mehrheit der britischen Nation an, und die Generalstaaten beschloßen, ihn zur Vertheidigung der britischen Freiheit und der protestantischen Religion, mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. Den 5. November 1688 landete Wilhelm mit einer, vorgeblich gegen Frankreich ausgerüsteten Flotte von 500 Segeln und mit 14,000 Soldaten unerwartet zu Torbay. England's Adel und Truppen, der einflußreiche Lord Churchill, nachmalige Herzog von Marlborough, ja endlich selbst Jakob's zweite Tochter, Anna, mit ihrem Gemahle, dem Prinzen Georg von Dänemark, gingen nach einander zu ihm über, König Jakob mußte nach Frankreich entfliehen, und Wilhelm hielt seinen Einzug in London. Der von Letzerem berufene Nationalconvent erklärte, nachdem Jakob II. den Grundvertrag zwischen dem Könige und dem Volke gebrochen habe, und dadurch der Thron erlebigt sei, den 13. Februar 1689 Marien zur Königin, und ihren Gemahl Wilhelm, der mittlerweile zur englischen Kirche übergetreten war, zum Könige, und zwar sollte Letzerem allein die Führung der Verwaltung zufallen. Zugleich wurden durch die Bill of rights die Gränzen der königlichen Gewalt, die Thronfolge, später auch die Civilliste festgesetzt, durch welche Regierungsveränderung sonach die, so oft erschütterte alte Verfassung Englands wieder hergestellt wurde, und die Staatsverwaltung eine den Verhältnissen des Landes angemessenere Form erhielt. Dies war die sogenannte Revolution von 1688, welche jedoch keinen Tropfen Blut kostete. Schottland schloß sich derselben an;

nur in Irland, wo Jakob II. mit einem Heere Ludwig's XIV. erschien, erhob sich die Mehrheit der Katholiken für den vertriebenen legitimen König. Doch Wilhelm's Siege am Boynefluß und bei Aghrim (1690 und 1691), und seine Mäßigung gegen die unterliegende Partei, brachten auch Irland unter sein Scepter. Wilhelm selbst hatte in der ersten genannten Schlacht gleich einem gewöhnlichen Krieger gefochten, selbst nachdem er verwundet worden war. Zwar war er auf dem festen Lande weniger glücklich; bei Steenkerten und Nerwinden (1692 und 1693) mußte er dem Marschall von Luxemburg den Sieg überlassen; aber durch geschickte Märsche und Rückzüge vereitelte er den Franzosen die Vortheile dieser Siege, und Namur's bemächtigte er sich im Angesichte der überlegenen Feinde, so daß Ludwig im Frieden zu Ryßwik 1697 ihn als König von England anerkennen mußte. Nachdem Karl II. von Spanien in seinem Testamente den Enkel Ludwig's XIV. zum Erben seiner Monarchie eingesetzt hatte, Wilhelm aber, zu Erhaltung des Gleichgewichts (welche Idee durch ihn in die europäische Staatskunst eingeführt wurde), diese Monarchie zu Gunsten Oesterreichs getheilt wissen und Belgiens Abhängigkeit von Frankreichs Politik verhindern wollte, so brachte er durch die große Allianz zu Haag (7. September 1701) ganz Europa in Rüstung wider Ludwig XIV. Obgleich schon schwer erkrankt, traf er dennoch mit all seiner Umsicht die nöthigen Maßregeln zur Eröffnung des Feldzuges. Als nun Ludwig nach Jakob's II. Tode, dessen Sohn Jakob III. als König von England ausrufen ließ, ließ sich das dadurch empörte englische Parlament um so williger finden, dem Bündnisse mit dem Kaiser, Holland, Dänemark und Schweden sich anzuschließen und bedeutende Streitkräfte auszurüsten. Während dieser kriegerischen Vorbereitungen brach Wilhelm, durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, das Schlüsselbein. Seine Ungebuld hinderte ihn, die Wunde zu pflegen und sich ruhig zu verhalten. Dadurch lösete sich sein Verband, und er zog sich (16. März 1702) den Tod zu. — Wilhelm war ernst, streng und stieß die Engländer durch sein holländisches Phlegma ab, unter welchem die Leidenschaften der Ruhm- gier und Herrschsucht sich verbargen. Aber er war ein umsichtiger, besonnener, gleichwohl tapferer und unternehmender Krieger; seine Politik weithinblickend, wachsam und klug. Er gründete die britische Continentalpolitik, dadurch aber auch das Subsidien- und Anleihsystem und die Nationalschuld. Durch die Niederlage der französischen Flotte bei la Hogue (1692) wurde Englands entschiedene Uebermacht zur See bewirkt. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer völlige Gewissens-

freiheit; die Pressfreiheit wurde festgesetzt, und 1694 zu London die Bank von England mit einem Fonds von 1,200,000 Pf. St. errichtet.

Heinrich IV.

König von Frankreich und Navarra.

Geboren 1553. Ermordet 1610.

Wie Deutschland seinen Maximilian, so mag Frankreich den guten König Heinrich, unter welchem Namen er dort noch im Volke fortlebt, seinen letzten Ritter nennen. Er war der Sohn Anton's von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanne d'Albret, Tochter des Königs Heinrich von Navarra, und den 13. September 1553 zu Pau in Béarn (Departement des Basses Pyrénées) geboren. Seine Erziehung, auf welche sein Großvater, der König von Navarra, ein besonderes Augenmerk hatte, war nicht die eines Prinzen, sondern er wurde wie ein junger Spartaner gewöhnt und mit den größten Speisen genährt. Seine ersten Jahre verlebte er in den Bergen von Béarn, und die Kinder der Bauern waren seine Gefährten. Diese kräftige Abhärtung bereitete ihn für seine Heldenbestimmung vor; zugleich aber sorgte seine Mutter für einen ausgezeichneten Lehrer, Namens La Gaucherin, nach dessen Tode ein Protestant, Florent Chretien, seine Erziehung übernahm. Als er, elf Jahre alt, dem Hofe von Frankreich vorgestellt wurde, machte die plumpe Freimüthigkeit des kleinen Prinzen aus den Bergen von Béarn den Höflingen viel Vergnügen; aber sein Witz und seine Anmuth gewannen ihm die Liebe Katharina's von Medici, welche ihn immer um sich behielt. Das Interesse für ihn vermehrte eine gescheitene Verschwörung, deren Zweck gewesen war, ihn und seine Mutter zu ergreifen und in die Hände des Königs Philipp II. von Spanien auszuliefern, der das Reich der Königin von Navarra an sich zu bringen trachtete. Zum Glück wurde der Plan entdeckt und vereitelt. Nachdem in der Schlacht von Jarnac (13. März 1569) die hugenottische Armee durch die katholische geschlagen worden, und ihr Führer, der Prinz von Condé, gefallen war,

wurde der sechzehnjährige Heinrich von seiner Mutter an die Spitze des hugenottischen Heeres gestellt, empfing den Eid der Treue, und schwur seinerseits, die Religion zu vertheidigen und für die gemeinsame Sache zu stehen, bis Tod oder Sieg ihnen die verlangte volle Freiheit verschafft. Ungeachtet die Protestanten bei Montcontour eine abermalige Niederlage erlitten, so wurde doch Katharina von Medici durch die Furcht, daß der Kampf sich in die Nähe von Paris ziehen und so Alles auf's Spiel gesetzt werden könne, nicht minder durch die Besorgniß vor den Anschlägen des spanischen Hofes bewogen, den Protestanten den vortheilhaften Frieden von St. Germain (15. August 1570) zuzustehen. Dieser Vertrag wurde anfangs vom französischen Hofe mit vieler Gewissenhaftigkeit beobachtet, und den Hugenotten, um den Schlag gegen sie um so entscheidender ausführen zu können, mancherlei Zugeständnisse gemacht. Ja, um sie vollkommen sicher zu machen, wurde der Königin von Navarra der Antrag gemacht, ihren Sohn Heinrich mit Karl's IX. jüngster Schwester, Margaretha von Valois, zu vermählen. Man hoffte, bei Gelegenheit dieser Vermählungsfeierlichkeiten alle vornehmsten Hugenotten in Paris zu versammeln und sie so mit einem einzigen Streiche zu vernichten. Während der Vorbereitungen zu der Vermählung starb Heinrich's Mutter (9. Juni 1572), und dieser nahm nun den Titel eines Königs von Navarra an; seine Vermählung wurde den 18. August 1572 vollzogen; aber die Nacht vom 24 — 25. August sah das gräßliche Ereigniß der Pariser Bluthochzeit (Bartholomäusnacht); alle Hugenotten, deren man habhaft werden konnte, wurden ermordet. Heinrich selbst stand auf der rothen Liste, wie sie es nannten, und besonders trachtete der Herzog von Guise, ihn der Zahl der Todesopfer beizugesellen. Aber Katharina von Medici und die Anderen hatten einen Abscheu, ihre Hand in königliches Blut zu tauchen, und überdies warf sich Heinrich's Gemahlin, Margaretha, dem Könige Karl IX., ihrem Bruder, zu Füßen, und flehte um das Leben ihres Vatten und Herrn. Karl ließ nun am Morgen des Bartholomäustages Heinrich zu sich kommen und forderte ihn, bei Gefahr seines Lebens, auf, dem protestantischen Glauben zu entsagen. Um sein Leben zu retten, erfüllte Heinrich des Königs Gebot, und mußte auch eine von ihm verlangte Erklärung bekannt machen, welche die Ausübung der reformirten Religion in seinen Staaten verbot. Er wurde jetzt am französischen Hofe unter scharfer Aufsicht gehalten, alle bedeutenden Hugenotten von ihm entfernt; auch schmeichelte ihm Katharina von Medici mit der Hoffnung, die Stelle eines Generallieutenants zu erhalten, während sie zu-

zugleich ihn mit verführerischen Vergnügungen umgarnte und seine Schwäche für das weibliche Geschlecht benutzte, ihn von andern Entwürfen abzu ziehen. Endlich entriß ihn einige treue Diener seiner Unthätigkeit, und seine Gemahlin warnte ihn vor den wiederholten Anschlägen ihres Bruders gegen seine Person. Heinrich täuschte die Wachsamkeit seiner Aufpaffer, und benutzte eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen (1576). In Alencon sammelte er Anhänger um sich, und in Tours entsagte er, gegen den erzwungenen Uebertritt von 1572 protestirend, dem katholischen Glauben. Mehrere wichtige Plätze öffneten ihm ihre Thore, und die Hugenotten geboten bereits wieder über eine Streitmacht von 50,000 Mann. Dadurch beunruhigt, schloß Katharina mit den Hugenotten einen Vertrag, welcher ihnen in sehr vielen Städten die freie Ausübung ihrer Religion gestattete, die Erbschließung ihrer Häupter widerrief, und bestimmte, daß zur Sicherheit der Hugenotten in den Gerichten die Richter aus Personen beider Religionen zusammengesetzt werden sollten; auch sagte sich in diesem Edicte der Hof von den Blutszenen des 24. August und der folgenden Tage los. Erbittert über diese den Hugenotten gemachten Zugeständnisse, errichtete die katholische Partei eine Ligue, deren Seele der mächtige Herzog von Guise, und welcher der König Heinrich III. beizutreten genöthigt war. Da man hierauf Anstalten traf, den Hugenotten ihre Begünstigungen wieder zu entreißen, so brach 1577, unter den ungünstigsten Aussichten für die Protestanten, der Krieg von neuem aus. Gleichwohl wurde im September desselben Jahres, gegen den Wunsch der Ligue, schon wieder ein Friede zwischen den Königen von Frankreich und Navarra geschlossen, welchem unmittelbar das, den Hugenotten äußerst vortheilhafte Edict von Poitiers folgte. Auch dieser Friede machte, nachdem er nur dem Namen nach bestanden, bald erneuerten Feindseligkeiten Raum. Nach hartnäckigem Widerstande brachte Heinrich die Stadt Cahors in seine Gewalt; er selbst focht dabei, weder seiner Wunden, noch der Abmahnungen seiner Freunde achtend, wie ein gemeiner Soldat. Zum siebenten Male wurde der Friede in Frankreich hergestellt. Durch den Tod des Herzogs Franz von Anjou (10. Juni 1584) ward Heinrich der wahrscheinliche Thronerbe Frankreichs, wogegen die Ligue den Cardinal von Bourbon als gesetzlichen Erben der Krone zu erklären suchte. Heinrich III., die Macht Guise's und der Ligue mit Grund fürchtend, suchte in Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra zu treten, ihn zur Rückkehr zur katholischen Kirche und zur Mitwirkung zur Unterdrückung der Ligue zu bereben; doch Heinrich's IV. hugenottische Anhänger wußten diese

Verbindung zu hintertreiben. Wieder hob die Ligue ihr Haupt; Heinrich III. sah sich genöthigt, sich ihr in die Arme zu werfen und gegen die Hugenotten den Krieg zu erklären. Wie unvorbereitet auch der Kampf die Hugenotten fand, so war ihnen doch das Glück bei verschiedenen Gelegenheiten günstig, worauf Mangel an Einheit ihnen neue Verluste bereitete, bis die Rückkehr des schon todtgeglaubten Condé nach Rochelle ihre Angelegenheiten wiederum hob, zumal die protestantischen Staaten Deutschlands ihnen Beistand zusagten. Den häufig wiederholten Einladungen des Königs von Frankreich und der Königin Mutter zur Rückkehr zur katholischen Kirche trat Heinrich stets mit der unveränderlichen Antwort entgegen, daß er sich dem Beschlusse einer freigewählten Kirchenversammlung unterwerfen wolle. Am 28. October 1587 schlug Heinrich mit einer der Zahl nach geringeren Macht bei Coutras die königliche Armee mit großem Verluste, und verherrlichte seinen Sieg durch seine Milde gegen die Ueberwundenen. Doch benutzte er seinen Vortheil nicht vollständig. Guise's Siege vermehrten jedoch den Einfluß und den Troß der Ligue, welche dem Könige Heinrich III. selbst verderblich werden sollte, da Guise heimlich nach dem Throne strebte. Dieser erregte einen Aufstand in Paris, der nichts weniger, als die Entthronung des Königs bezweckte. Aber die List und Entschlossenheit der Königin Mutter rettete den König, dem es gelang, heimlich aus dem empörten Paris nach Chartres zu entfliehen. Nach einer scheinbaren Aussöhnung ließ Heinrich III. den Herzog von Guise ermorden, und am 5. Januar 1589 starb auch des Königs Mutter, Katharina von Medicis. Die Ermordung des vom Volke angebeteten Guise erregte heftige Erbitterung; der Pöbel wüthete, und ein Decret der Sorbonne entband Frankreich seiner Verpflichtungen gegen den König. Heinrich von Navarra, um seine Pläne auf die Thronfolge zu unterstützen, suchte den bedrängten König von Frankreich an sich zu ziehen. Daher erließ er den 4. März 1589 ein Manifest an die drei Stände Frankreichs, in welchem er sie aufforderte, die Ligue zu verlassen, da er, wenn sie in ihrer Empörung verharrten, dem Könige beistehen werde. Am 30. April 1589 kamen Heinrich von Frankreich und Heinrich von Navarra in Tours zusammen; sie vereinigten ihre Streitkräfte, und die Belagerung von Paris wurde beschlossen. Aber am 1. August 1589 wurde Heinrich III. durch einen Fanatiker, Clement, im Lager von St. Cloud ermordet. Sterbend erklärte er den König von Navarra zu seinem Nachfolger und ermahnte ihn, die protestantische Religion aufzugeben, da er außerdem den Thron nie mit Sicherheit einnehmen werde. Heinrich IV. wurde nunmehr von seinen An-

hängern zum Könige ausgerufen; aber der katholische Adel bestand auf Heinrich's Bekehrung, ehe man ihn anerkennen werde. In Paris wurde durch die Ligue der alte Cardinal von Bourbon als Karl X. zum Könige ausgerufen, und, da derselbe sich als Gefangener in den Händen Heinrich's IV. befand, der Herzog von Mayenne mit dem Titel und der Gewalt eines Lieutenantgenerals der Krone und des Reiches von Frankreich besetzt. Heinrich IV. schlug die Armee der Ligue bei Arques und unternahm dann einen Angriff auf die Vorstädte von Paris, nahm Vendome ein und verfolgte seine Vortheile mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Doch der Mangel an Geld lähmte ihn in seinen Operationen und verlängerte den Krieg um mehrere Jahre. Der wichtige Sieg, welchen er (14. März 1590) bei Ivry über Mayenne errocht, setzte ihn in den Stand, Paris zu blokiren. Die Hungersnoth stieg in dem eingeschlossenen Paris zu einer so fürchterlichen Höhe, daß man gemahlene Menschenknochen unter Kleien und Spreu mischte und Brod daraus buk; dennoch widerstrebte die Ligue hartnäckig jeder Capitulation. Als die Hungersnoth sich mehrte, wurden Abgeordnete an Heinrich IV. geschickt, um dessen Erlaubniß zu erhalten, daß eine Anzahl alter und schwacher Personen die Stadt verlassen dürfe. Viele ratheten ihm, diese Forderung abzuschlagen, da es der einzige Weg zur Unterwerfung der Stadt sei, daß man das Volk zu einem Aufstande gegen die Ligue treibe; aber Heinrich erwiderte: »Ich wundere mich nicht, daß die Häupter der Ligue und die (derselben verbündeten) Spanier so wenig Mitleid mit dem armen Volke haben; sie sind bloß seine Tyrannen; aber ich, der ich sein König und Vater bin, kann die Erzählung seiner Drangsale nicht hören, ohne im Grunde meiner Seele gerührt zu werden und mich zu bestreben, ihm zu helfen. Ich kann diejenigen, welche von dem Geiste der Ligue beseelt sind, nicht abhalten, mit dieser zu Grunde zu gehen; aber diejenigen, welche meine Gnade anrufen, können den Verbrechen der Anderen nicht abhelfen; ich will ihnen meine Arme reichen.« Gegen 4000 Personen verließen mit seiner Erlaubniß die Stadt. Der Herzog Alexander Farnese von Parma, welcher mit spanischen Truppen der Hauptstadt zu Hilfe eilte, nöthigte endlich den König, die Belagerung aufzuheben. Nachdem der Bürgerkrieg noch längere Zeit fortgeführt wurde, sah Heinrich endlich ein, daß er, bevor er in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehre, nie auf allgemeine Anerkennung rechnen dürfe; daher schwor er den 25. Juli 1593 zu St. Denis den Protestantismus ab, worauf mehrere wichtige Städte ihm ihre Thore öffneten, und er (27. Febr. 1594) sich zu Chartres krönen ließ. Durch Einverständniß wurde ihm endlich auch

Paris geöffnet, wo die Mehrzahl des Volkes ihn mit Enthusiasmus aufnahm. Großmüthig verschmähte er, an irgend einem seiner Feinde Rache zu nehmen; die Macht der Ligue war gebrochen, und selbst der Herzog von Guise leistete ihm den Huldigungsseid. Ein junger Mann, Johann Chatel, unternahm (27. Dec. 1594) einen Mordversuch gegen den König, verwundete ihn aber nur am Munde. Am 17. Sept. 1595 wurde Heinrich auch vom Papste losgesprochen, und erhielt den Titel des christlichen Königs zurück. Hierauf erklärte er den Krieg an Spanien, und durch den Sieg von Fontaine-Française, bei welcher Gelegenheit der König Wunder der Tapferkeit verrichtete, brach er die Macht der Spanier im Norden Frankreichs. Er machte den trefflichen Sully zum Oberaufseher der Finanzen, wodurch Ordnung im Staate und in den öffentlichen Rechnungen wieder hergestellt wurde. Am 30. April 1598 unterzeichnete er das berühmte Edict von Nantes, welches den Protestanten völlige Gewissensfreiheit zugestand, und zu Bervins schloß er Frieden mit Spanien. Seitdem wirkte er unablässig für Frankreichs Glück und Wohlstand, bis am 14. Mai 1610 der Dolch eines Fanatikers, Franz Ravaiillac, seinem Leben ein Ende machte. Ritterlich, tapfer, gerecht, mild und weise, vereinigte Heinrich alle Tugenden eines Königs und Helden in sich; er war der Vater und zugleich der erste Ritter seines Volkes, das die Liebe für ihn auf alle folgenden Generationen vererbte. Gern vergab man seinem zu zärtlichen Herzen die Schwachheiten der Liebe, die, bei manchen Verirrungen, nie sein besseres Selbst anzutasten vermochte.

Shakespeare.

Geboren 1564. Gestorben 1616.

Ein Wehger und Wollhändler zu Stratford an der Avon heirathete die wohlhabende Tochter eines Guttsbesizers; und der dritte Sprößling dieser Ehe war — William Shakespeare; mit welchem, — man darf es ohne Hyperbel sagen — die ganze Poesie der Neuern geboren ward; denn sein Name allein repräsentirt, dem ganzen Alterthume gegenüber, die Dicht-

Kunst der späteren Menschheit. Ueber die Jahre seiner Kindheit schweigt die Geschichte fast ganz. Wir wissen nur, daß sein Vater, durch das schnelle Anwachsen der Familie von seinem Wohlstande herabkam, seinen Kindern nur eine nothdürftige Erziehung geben konnte, und William nur etwas Latein in der Stadtschule lernte. Jahrelang führte sodann William das Schlachtmesser, und zwar, wie seine Zeitgenossen treuherzig versichern, mit nicht gewöhnlichem Geschick. Auch soll er damals durch edlen Anstand und kernhaften Volkswitz Aufsehen erregt haben. Schon im 19. Lebensjahre wählte er eine Gattin, in der um acht Jahre ältern Anna Hathaway. Ein Mädchen und Zwillinge waren die Frucht dieser Ehe, die ihn wenig beglückt zu haben scheint. Denn er verlor sich in wüste Gesellschaft, ward bei einer Wildddieberei ertappt, gerichtlich belangt, und, da er sich obendrein erlaubte, in einer Ballade sich über seinen Richter lustig zu machen, genöthigt, Stratford heimlich zu verlassen und nach London zu fliehen. Dort gelang es ihm, durch Fürsprache eines Verwandten, die Stelle eines Rufjungen (Call-boy) am Blackfriars-Theater zu erhalten, der die Pflicht hatte, die Schauspieler, wenn sie auftreten sollten, herbeizurufen. Dies war der Weg, auf welchem das größte dramatische Genie, das jemals gelebt hat, sich entfaltete. Vom Rufjungen ward Shakespeare Schauspieler, und erwarb sich den Beifall seines Publikums. Nun öffneten sich ihm die Kreise der gebildeteren Welt; das Leben und Treiben der Menschen in allen Formen und Ständen lag vor seinem Blicke, — er griff mit kühner Hand hinein, gestaltete es zum Bilde, — und der freudige Beifall, der seine ersten Dichtungen von allen Seiten begrüßte, entschied über seinen Beruf, über sein weiteres Leben. Sein Ruhm wuchs täglich, und erreichte in wenigen Jahren den Thron der jungfräulichen Königin Elisabeth. Dessen besuchte sie das Theater, an welchem der Dichter und Schauspieler Shakespeare später auch Miteigenthümer geworden war, und ergehte sich am liebsten an Hamlet's originellem Charakterbilde. Ihr Nachfolger, König Johann, bewies dem Dichter das gleiche Wohlwollen. Graf Southampton warb um seine Freundschaft, und die Besten seiner Zeit- und Volksgenossen, Ben Johnson, Hales u. A. schlossen sich ihm an, wobei es freilich an Neidern, Feinden und pedantisch-bornirtem Widerspruch nicht fehlte. Shakespeare beantwortete ihn — durch immer neue Production; verschwenderisch und unerschöpflich, wie seine große Lehrerin Natur, goß er das Füllhorn seines Reichthums über Welt und Nachwelt aus, — so daß wir uns jetzt, nach Jahrhunderten, noch übertäubt und überschüttet fühlen, und unsern Wig

immer neu an den Schönheiten dieser Welten üben können. Ein Vierteljahrhundert wirkte er so fort in ungeschwächter Kraft, bis ihn Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit in die stillen Mauern seines lieben Stratford zurückrief. Hier kaufte er sich ein Haus, richtete es behaglich ein, und gedachte den Rest seiner Tage in Frieden zuzubringen. Das Geschick kürzte leider diesen Rest unerbittlich ab. An seinem 53sten Geburtstage rief es ihn, und zugleich im Süden den herrlichen Cervantes, aus dieser Welt. Ein einfacher Grabstein bezeichnete den Ort, wo seine Gebeine ruhten. Hundert fünf und zwanzig Jahre nach seinem Tode errichtete ihm England ein Denkmal in der Westminster-Abtei. Das Haus, das er bewohnte, ist zum Wallfahrtsorte geworden, und ein jährliches Fest feiert sein Andenken.

Vielleicht über keinen Dichter ist so viel und so Vortreffliches geschrieben worden, als über Shakespeare. Besonders haben deutsche Gelehrte ihren ganzen Tieffinn aufgeboten und mitunter die seltsamsten Meinungen gewagt, um seinen Werth ganz zu ergründen und um sagen zu dürfen, daß sie ihn selbst besser würdigten, als sein Vaterland. Dem sei nun, wie ihm wolle, so viel scheint gewiß: das ist an Shakespeare am größten und hervorstreichendsten, — daß sich die Welt in ihrer ganzen Breite, das menschliche Herz in allen seinen Tiefen und Falten, die Geschichte und das Leben, im Großen und im Kleinen, treu und wundervoll abgespiegelt, in seinen Schöpfungen wieder finden. Für Alles hat er eine Gestalt und einen Ausdruck. Er sträubt unser Haar vor Schauer empor, erpreßt uns Thränen der Rührung, lockt uns durch zauberische Reize, versenkt uns in ernste Betrachtung, ergeht uns durch tändelnden oder burlesken Witz, erhebt uns zu staunender Bewunderung, schmilzt uns in phantastische Melancholie hin, belehrt uns durch gehaltreiche Lebensweisheit, heißt uns mit Thoren Thoren sein, — kurz, macht mit uns, was er will, und läßt zuletzt nur die Bewunderung seiner selbst zurück. Man glaubt kaum, einen Dichter, — man glaubt, die Natur selbst vor den Augen zu haben; das Drama wird zum Leben, das Leben selbst erscheint als ein großes Drama, für welches der Zauberstab des Genius uns erst den Sinn völlig aufgeschlossen hat. Und eben dieses Zusammenfassen und Klarmachen des Lebens durch ein Bild des Lebens ist die eigentlichsste Bedeutung der Poesie.



Dante.

Geboren 1265. Gestorben 1321.

Eine ungewisse Dämmerung lag über Europa; der Geist der alten Zeit war erloschen, das Licht einer neuen noch nicht angebrochen; Fehden und Unruhen verwirrten die Welt, und ein undurchdringliches Chaos schien Entwicklungen wie Zerstörungen gleichmäßig in seinem Schooße zu verhüllen, — als der dunkelste und seltsamste aller Dichter, wie ein räthselhaftes Meteor aus diesem Zwiellichte emporstieg, — ein Dichter, der so oft erklärt und so selten verstanden wurde, und den man nur verstehen kann, wenn man ihn aus seiner Zeit und seiner Geschichte zu erklären weiß.

Durante Alighieri (später Dante genannt), der Gründer der italienischen Dichtkunst, wurde zu Florenz in einer Epoche geboren, wo eine allgemeine Bewegung in seinem Vaterlande herrschte. Unruhen im Innern, Kriege nach Außen konnten die Urkraft nicht hemmen, mit welcher eben damals die bildende Kunst in ihrer natürlichen Großheit in Giotto's Werken wieder auflebte. Dieser sinnlich wirkende Genius hatte offenbar Einfluß auf Dante's Bildung, und gab der abstrusen Dogmatik, welche das Studium der Theologie hervorrief, dem sich Dante in Paris widmete, ein künstlerisches Gleichgewicht. Alles bildete und regte sich damals an einander, zumal in Italien; und wie Dante an Giotto, so schloß sich Drgagna an Dante, — und so entstand jenes italienische Kunstleben, das seines Gleichen nicht wieder gehabt hat. »Dante war mit Giotto in Frankreich, am längsten in Paris gewesen;« — erzählt Cellini, und fügt hinzu: »er hat in seiner Hölle viele Anspielungen auf diesen Ort, die man niemals verstanden hat, wie ihn überhaupt seine Ausleger Manches sagen lassen, was er weder gedacht, noch geträumt hat.«

Wenn man mit diesem Winke des klugen und wackern Cellini die sogenannte »göttliche (besser: »heilige«) Komödie« Dante's liest, so findet man, daß der beste Commentar zu diesem abenteuerlichsten und räthselhaftesten Gedichte, diesem grotesken Gemenge von Abscheulichkeit und Größe, von Grubelei und Naivetät, von Gelehrsamkeit und Poesie — das Leben des

Dichters ist. Das Andenken seiner ersten Liebe, zu der früh gestorbenen Beatrice Portinari, blieb ihm das Sternbild auf der Irrfahrt seines stürmischen Daseins. Dies Bild im Herzen, focht er im Dienste seines Vaterlandes bei Campaldino gegen die Aretiner, bei Caprona gegen die Pisaner. Er ging als Gesandter der Republik nach Rom und an mehrere Höfe. Er ward zu dem ehrenvollen Amte eines Prioren (Senatoren) seiner Vaterstadt erhoben, und verehelichte sich mit Gemma Donati. Bis hieher schien ihm eine Sonne freundlicher Zukunft; nun aber trübte sich der Horizont — für immer, und Dante's Leben ward eine Kette von Widerwärtigkeiten. Seine Ehe fiel nicht glücklich aus; Gemma trennte sich von ihm. In den Wirren der Republik intervenirte Papst Bonifaz der achte durch einen eben in Florenz anwesenden ausländischen Prinzen. Dante vertheidigte mit Feuereifer die Selbstständigkeit seines Vaterlandes; die Gegenpartei siegte, — er und die Gleichgesinnten wurden nun als Aufwiegler behandelt, und ihm eine Geldstrafe auferlegt, die er nicht erschwingen konnte. Von nun an sehen wir den gebeugten Sänger, aus seiner Vaterstadt verwiesen, aller Vorzüge und Rechte beraubt, in den verworrensten Tagen, in's Elend getrieben, die Welt durchirren; und so müssen wir ihn im Auge behalten, wenn wir sein düsteres Gedicht, die Frucht dieser Verbannung, begreifen wollen. Wo er es eigentlich geschrieben, darüber, wie über Homer's Geburtsort, streiten verschiedene Städte. Aber wo er auch weilte, — er durchzog Italien und Frankreich, — die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt wich nicht aus seiner Seele; Gram und hoffnungsloser Kummer nagte an den herrlichen Kräften seines tiefen Gemüthes, und die bittern Aeußerungen des Unmuthes, den er nicht in seine Brust zu verschließen vermochte, verleiteten seinen Umgang sogar denen, die ihm wohlwollten und wohlthaten. Vergebens wendete er sich selbst an den Kaiser, um die Zurückberufung zu erwirken; alle Hoffnungen schlugen fehl, und der alternde Dichter hatte den Schmerz, auf einen seinem Gefühle nach verlorne Hälfte eines langen, trüben Lebens zurückzublicken. Die letzten Jahre desselben verlebte er, dem Dienste seiner ernsten Muse rastlos treu, zu Ravenna, bei Guido Novello, dem Herrn dieser Stadt, der ihn verehrte und beschirmte. In dieser Zurückgezogenheit, die einem minder harten und bitteren, vielleicht auch einem minder strebsamen Charakter Genuß geschienen hätte, starb er, in tiefem Seelenschmerze, am 14. September des Jahrs 1321. Kaum war er verschieden, so beeiferte sich Florenz, das den Lebenden verflohen hatte, den Todten mit Ehren zu überhäufen. Man forderte seinen Leichnam aus Ravenna (erhielt ihn aber nicht);

man stellte sein Bildniß, von Giotto's Hand gemalt, öffentlich auf; man besoldete Gelehrte, um öffentliche Vorträge über die divina commedia zu halten. Dieses Gedicht erlebte allmählich gegen 60 Ausgaben, beschäftigte hundert kleinere Geister, es zu commentiren, und ist dem Dichter ein sprechenderes Denkmal, als das, welches ihm Bernardo Bembo in der Minoritenkirche zu Ravenna setzen ließ, wo seine Asche ruht. Dante's scharfe, bestimmte, strenge, fast leidende Züge sind aus seinen Abbildungen bekannt; seine Persönlichkeit soll imposant, ernst, jetzt wehmüthig sanft, jetzt bitter und abstoßend gewesen sein. Diese Widersprüche des Wesens spiegeln sich auch in seinem Gedichte, und wiederholen sich (und erklären dadurch die) in den Ansichten darüber. Während es Italien für das größte Werk menschlichen Geistes erklärte, sah man es in Frankreich für eine monströse Ausgeburt abergläubischen Wahnwirres an, und während die deutsche romantische Schule darin den Schlüssel zur Offenbarung des Alls erkannte, zögerte der größte deutsche Dichter nicht, zu gestehen: »Die Hölle komme ihm abscheulich, das Fegefeuer zweideutig, und das Paradies langweilig vor« — unterließ aber nicht, weißlich hinzuzufügen: »Die Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließe, gehörten zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht habe.« — Ja, sein Vaterland selbst theilte sich im Glauben; eine strenge, gewichtige Partei hält an Dante bis auf die Worte und Wendungen in der Sprache, wie an einem Arafel, fest; und wieder gab es schon zu Cellini's Tagen einen Matteo, der sagen durfte: »Er hat den Dante gelesen! er ist schwach, und faselt!«

Was aber Dante seiner Sprache, seiner Nation, der Poesie überhaupt gewesen, bleibt unbestritten: eine kräftige Anregung, ein geniales Vorbild, eine denkwürdige Verbindung intellektuellen und plastischen Sinnes, ein Denkmal seiner Zeit, ein ewiges Problem.



George Washington.

Geboren 1732. Gestorben 1799.

Der große Gründer und Pfleger der nordamerikanischen Unabhängigkeit, George Washington, war der Sohn eines reichen Pflanzers, und in der Grafschaft Fairfax in Virginien geboren. Er wurde auf der Schule zu Williamsburg, der vormaligen Hauptstadt Virginien's, gebildet, und machte besonders in der Mathematik Fortschritte. Durch den Tod seiner beiden älteren Brüder trat er frühzeitig in den Besitz seines väterlichen Vermögens, erhielt den Grad eines Majors in der Miliz, und wurde von dem Gouverneur von Virginien ausersessen, um mit dem französischen Gouverneur des Fort du Que'ne wegen der Gränzen zwischen der französischen und englischen Regierung zu unterhandeln. Bald nachher ward er Oberstlieutenant eines Milizenregiments, das die Colonie zur Vertheidigung ihrer Gränzen errichtete. In Kurzem erhielt er den Oberbefehl über dieses Regiment, und wohnte als Freiwilliger der unglücklichen Unternehmung des Generals Braddock 1755 bei. Das Vertrauen auf seine Talente war so groß, daß man ihm damals die Leitung des Rückzuges anvertraute. Später nahm er wieder an einem Zuge nach dem Ohio Theil, legte aber 1758 wegen seiner geschwächten Gesundheit seine Stelle nieder, heirathete eine reiche Erbin, und lebte in einer ruhigen und ländlichen Abgeschiedenheit auf seinen Pflanzungen. Als 1773 die Zerwürfnisse zwischen den englischen Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in offene Feindseligkeiten übergingen, bewaffnete Washington, theilweise aus eigenen Mitteln, die Miliz von Virginien, übte sie ein und trat an ihre Spitze, und nachdem der Krieg thätlich ausgebrochen, und der zu Philadelphia versammelte Congress die Errichtung eines im Solde sämmtlicher Provinzen stehenden Heeres beschlossen hatte, erhielt Washington durch Ballotiren den Posten eines Obergenerals dieser Provinzial- oder Continental-Armee. Er hatte damit eine um so schwierigeren Stellung übernommen, als die Amerikaner Mangel

an den meisten Kriegsbedürfnissen litten, und die fast durchgehends aus Freiwilligen bestehenden Truppen, einer strengen Disciplin nicht zu unterwerfen waren. Er mußte daher mehr durch ein geschickt angewendetes Tirailleursystem, als durch große und gewagte Unternehmungen, die besser ausgestatteten und disciplinirten Truppen des Feindes zu bekämpfen suchen, ein Bestreben, welches im Wesentlichen ihm vollkommen gelang. Er nöthigte am 17. März 1796 den englischen General Howe zur Räumung Boston's, und hielt, unter dem Jubelgeschrei der Bürger, seinen Einzug in dieser Stadt, worauf am 4. Juli die vereinigten Staaten sich unabhängig erklärten. Aber die nächsten Kriegseignisse schlugen größtentheils zum Nachtheile der Amerikaner aus, und nur Washington's meisterhafter Rückzug von Long-Island, wie sein geschicktes Vermeiden eines Haupttreffens, beugten bedeutenderen Mißgeschicken vor. Er erhielt jetzt ausgedehntere Vollmachten vom Congresse, und einige glückliche Erfolge, wie z. B. der Ueberfall eines hessischen Corps bei Trenton, und eines englischen bei Princeton, belebten den Muth der Amerikaner, während die Zuversicht ihrer Feinde dadurch herabgestimmt wurde. Vom wichtigsten Einflusse für die amerikanischen Angelegenheiten aber war der Beitritt Frankreichs und die Capitulation der eingeschlossenen englischen Armee unter Burgoyne bei Saragota (17. October 1777); die Republikaner wurden dadurch begeistert und mit Selbstvertrauen erfüllt, und die englischen Truppen lernten jetzt einen Feind achten, den sie vorher gering geschätzt hatten. Damals wurde ein, wiewohl fruchtloser Anschlag gemacht, Washington zu Gunsten des Generals Gates, des Siegers von Saragota, vom Commando zu entfernen. Zwar wurde dieser Plan vereitelt, doch war Washington's Lage bedenklich genug. Seine Armee hing an ihm; aber durch Krankheiten geschwächt, durch Hunger und Elend verstimmt, stand sie im Begriff, sich aufzulösen. Mitten unter den ihn umgebenden Gefahren und Schwierigkeiten zeigte Washington eine seltene Beharrlichkeit, unerschütterliche Stärke und unermüdlige Thätigkeit. Anstatt über die boshaften Angriffe auf seinen Charakter empfindlich oder aufgebracht zu sein, bewies er Großmuth und lag dem Congresse, so wie den gesetzgebenden Gesellschaften der verschiedenen Staaten ernstlich an, seine Armee wieder zu verstärken, um im nächsten Feldzuge mit Nachdruck handeln zu können. Das erste sichere Vorzeichen der dauernden Freiheit der Amerikaner war die Uebergabe eines englischen Corps von 7000 Mann (unter Cornwallis) und der Posten Yorktown und Gloucester Point (19. October 1781) an die vereinigten französisch-amerikanischen Armeen,

ein Sieg, welcher Washington's Feldherrnruhm für alle Zeiten festgestellt hat und den Amerikanern einen ansehnlichen Artilleriezug, nebst einer großen Menge von Gewehren, Munition, Kriegs- und Mundvorräthen überlieferte. Durch ganz Amerika erscholl der Jubel; das Geschrei der Mißvergnügten verstummte. In England verschwand seitdem das Vertrauen zu dem Erfolge dieses Krieges; man schritt zu Unterhandlungen, und endlich kam (3. September 1783) der Pariser Friede zu Stande; England anerkannte die Unabhängigkeit Nordamerika's. Hierauf gab Washington das Commando ab und zog sich, von dem Danke und der Verehrung seiner Mitbürger begleitet, auf seinen Landsitz, Mount-Vernon in Virginien, zurück, wo er mehrere Jahre in stillem Frieden hinbrachte. Als aber, durch eintretende Ereignisse, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Regierungsgewalt sich aufdrang, wurde im September 1787 zu Philadelphia ein Congress versammelt, zu dessen Präsidenten Washington einstimmig erwählt ward. Kraft der von dieser Versammlung entworfenen, noch jetzt bestehenden Constitution der vereinigten Staaten, welche den wichtigen Punkt einer Föderalverbindung berichtigte, wurde ein neuer Congress berufen und im März 1789 Washington wiederum einstimmig zum Präsidenten desselben ernannt. Mit sichtlichem Widerstreben, das aus der Liebe zur Abgeschiedenheit und aus der Sorge für seinen Ruhm floß, übernahm dieser große Mann das erste Amt des Staates; seine Reise von seinem Landsitz nach Philadelphia glich einem Triumphzuge. Mit Weisheit und Würde erhielt er sich inmitten der zahlreichen und widersprechenden Parteien, welche in dem jungen Staate aufschossen, und trat später mit Entschiedenheit den Bewegungen der Anarchie entgegen, welche das Vorbild der französischen Revolution auch in Amerika weckte. Er hielt den Staat von dem Abgrunde eines Bankerotts zurück, der dessen Credit vernichtet haben würde, gab den Staatsgläubigern sichere Bürgschaften, befreite den Handel von den bisherigen Hemmungen, sicherte und ordnete den Rechtsgang, wirkte für die innere und äußere Ordnung, indem er, zum Schutze gegen die angrenzenden feindseligen Indianerstämme, die Landmacht vermehrte, und führte Nordamerika unter das Obdach des Völkerrechts. In Gemäßheit der erhaltenen Vollmachten wählte er 1791 am Potomac den Platz für die künftige Hauptstadt der Union, welche, indem sie den Namen Washington's erhielt, das Andenken dieses ersten Bürgers, Feldherrn und obersten Beamten Nordamerika's zu verewigen dient. Im Interesse des Vaterlandes, willigte Washington, wie sehr er sich auch nach Ruhe sehnte, ein, die

Präsidentschaft im März 1793 noch auf weitere vier Jahre zu übernehmen. Nach dem Rücktritt seines staatskundigen Freundes Hamilton, blieb Washington fast allein zurück, um der wachsenden Stärke der antiföderalistischen oder französischen Partei zu widerstehen; durch seine Festigkeit, welche seine Verläumber entwaffnete, gab er der öffentlichen Meinung eine Richtung, wenn er auch sie nicht zu seinen Gunsten umstimmte. Als jedoch seine Präsidentschaft abgelaufen war, konnte nichts ihn vermögen, sie erneuern zu lassen. Im Februar 1797 wohnte er noch der feierlichen Einführung seines Nachfolgers bei, und zog dann, gealtert und erschöpft von dem Geschrei der Parteien, sich auf seinen Landsitz Mount-Vernon zurück, wo er am 14. December 1799 im 68 Lebensjahre entschlief. Als Staatsmann wie als Feldherr steht er in der ersten Reihe; die neuere Zeit hat keinen so vollkommenen, reinen, einfachen, und doch so hochsinnigen Charakter wieder hervorgebracht. Sein Geist war groß und kräftig, sagt Jefferson. Er war langsam bei den ersten Entwürfen, wenig unterstützt durch Erfindungsgabe oder Fantasie, aber fest in der Schlussfolge. Er kannte keine Furcht, besaß einen ruhigen Muth im Felde, und obgleich von Natur reizbar und auflobernd, beherrschte er aus Grundsatz und Ueberlegung sich dennoch so, daß er nie gestört wurde in einem ruhigen Nachdenken oder in der Klugheit, welche der Hauptzug seines Charakters war. Gerieth er aber in Hise, so war sein Zorn furchtbar. Er war von keiner entgegenkommenden Herzlichkeit, doch erwog er Jedermanns Werth und schätzte ihn nach Verdienst. Er war ein schöner Mann, sehr wohl gebaut, von einer leichten, aufrechten und edlen Haltung; vornehmlich nahm er sich gut zu Perde aus. Im Kreise seiner Freunde, wo er sich ohne Rückhalt mittheilen durfte, nahm er einen innigen Antheil am Gespräche, obschon sich seine Gabe der Mittheilung nicht über das Gewöhnliche erhob, da er weder Reichthum der Ideen, noch Fluß der Rede besaß. Seine Zeit war hauptsächlich der Thätigkeit gewidmet, denn er las wenig und nur über Ackerbau und englische Geschichte. Im Ganzen war sein Charakter gediegen, in nichts unhaltbar, fast durchaus merkwürdig, und mit Wahrheit kann man sagen, daß Natur und Glück sich nie inniger vereinigten, um einen Mann groß zu machen und ihn mit allen ausgezeichneten Charakteren, welche ein unvergängliches Andenken verdient haben, auf eine Linie zu stellen.



H. F. K. Freih. vom u. zum Stein.

Geboren 1757. Gestorben 1831.

Es gibt Geister, welche der Aufgabe ihrer Gegenwart so kühn voraneilen, daß ihr Wirken, scheinbar in seiner eigenen Ueberfülle erstickend, zeitweise keine eigentlichen Folgen äußert. Dennoch war ihr Einfluß so harmonisch mit dem nothwendigen Gange der Dinge verknüpft, daß er früher oder später siegend aus seinem Grabe aufersteht und, ob auch vielleicht erst lange nach dem Tode des Meisters, doch endlich seine Sendung erfüllt. So der Mann, dessen Bildniß wir hier geben. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein wurde den 25. October 1757 zu Nassau an der Lahn aus einem alten edlen Geschlechte geboren. Frühzeitig durch wissenschaftliche Ausbildung zum Staatsdienste vorbereitet, studirte er seit 1773 auf der Universität Göttingen durch vier Jahre Geschichte und Rechts- und Staatswissenschaften, bildete dann seine Kenntniffe und seine Welterfahrung auf Reisen weiter aus, und vervollkommnete seinen praktischen Geschäftssinn bei dem Reichskammergerichte zu Weklar. Früher schon hatte er in Freiberg und Clausthal Gelegenheit gehabt, Kenntniffe im Berg- und Hüttenwesen zu sammeln; daher wurde er, als er sich 1780 in Berlin um ein Amt bewarb, als Bergrath bei dem wichtigen Bergamte zu Wetter in der Grafschaft Mark angestellt. Von einer, 1786 zu Erweiterung seines Berufswissens unternommenen Reise durch Großbritannien zurückgekehrt, wurde er zum Bergamtsdirector befördert. Als aber 1793 die preussische Hauptarmee vom Mittelrhein nach Westphalen zog, wurde Stein an die Spitze der Armenverpflegungscommission gestellt, bald darauf, nachdem ihm durch den Tod seines Vaters ein beträchtliches Vermögen zugefallen, zum Director, dann zum Präsidenten der Kriegs- und Domainenkammer zu Cleve ernannt, in welcher Stellung er die höchste Geschäftsumsicht entwickelte. 1796 ward er

Oberpräsident der westphälischen Kammern zu Wesel, Hamm und Minden, und verschaffte durch Umwandlung der schlechten Landstraßen in Chausséen, Belebung des Fabrik- und Handelswesens, Regelung der Forstwirtschaft und viele andere wohlthätige Einrichtungen, der Provinz unschätzbare Vortheile. So im höheren Staatsdienste durchaus bewährt, wurde er 1804, nach dem Tode des Ministers von Struensee, in's Ministerium nach Berlin berufen, und ihm das Departement der indirecten Abgaben, der Accise und der Zölle, des Salzwesens, der Fabriken und des Handels, der Verwaltung der Staatsschulden, der Seehandlung und der Bank übergeben. Auch hier bewirkte er vieles Gute, obschon sein reformatorischer, beinahe eigenwilliger Sinn seine Stellung oft schwierig machte. Bei den vorbereiteten Rüstungen gegen Frankreich half er 1805, durch Creirung von sogenannten Tresorscheinen, der großen Geldverlegenheit des Staates wenigstens für den Augenblick ab. Mannigfache Umstände bewogen ihn, 1807 den Staatsdienst aufzugeben und sich auf seine Güter im Nassauischen zurückzuziehen. Als aber zu dieser Zeit das tief gebeugte Preußen mit mächtiger Anstrengung an seiner künftigen Wiedererhebung zu arbeiten begann, wurde Stein noch in demselben Jahre als erster Staatsminister zurückberufen. Jetzt war der Augenblick seiner höchsten und ruhmvollsten Thätigkeit gekommen. Indem er allen Staatsgliedern gleiches Recht und gleiche Pflichten zuzutheilen trachtete, band er Alle enger und unauslösllicher an das gemeinsame Vaterland, warb demselben in jedem einzelnen Einwohner einen treuen Sohn und begeisterten Kämpfer, und bauete die Stärke des preussischen Staates auf die moralische Kraft des Volkes. Preußens glorreiche Wiedergeburt von 1813, welche auf diese Weise Stein's Werk war, hat die Wahrheit seines Systems glänzend bekundet. Mit Erleichterung des Bauernstandes begann er sein Werk; am 9. October 1807 erschien das Edict, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse des Grundeigenthums betreffend. Darauf folgte die segensreiche Städteordnung vom 19. October 1808. Moralisch förderte er noch überdies Preußens Wiedererwachen durch Begünstigung des, unter dem Namen des »Jugendbundes« bekannten, von Königsberg aus bald über ganz Preußen verbreiteten, sittlich-wissenschaftlichen Vereines, von welchem Stein viel für die Befreiung von dem französischen Joche hoffte, welche der eigentliche Zweck desselben war. Durch französischen Zwang wurde der Bund aufgelöst; doch dauerte er insgeheim fort. In einem vertraulichen Briefe an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein hatte Stein deutlich darauf hinge-

deutet, daß gegen Napoleon in Deutschland eine ähnliche Schilderhebung ausgeführt werden könne, als damals in Spanien Statt fand. Dieser Brief fiel in die Hände der Franzosen, welche nun in Stein einen Verschwörer gegen die Ruhe Deutschlands, besonders des neuen Königreichs Westphalen erblickten. Dieser sah sich genöthigt, im November 1808, bei dem Könige von Preußen seine Entlassung einzureichen, die auch angenommen werden mußte. Bei seinem Rücktritte aus dem Ministerium erließ er an die oberste Verwaltungsbehörde jenes berühmte Sendschreiben, welches, als politisches Testament, seine Verwaltungsansichten darlegt, und die Schritte bezeichnet, die gethan werden sollten, um das von ihm begonnene Werk der Verjüngung des Staates zu vollenden. Napoleon, nicht zufrieden, daß Stein seine Entlassung als Minister genommen, ächtete ihn und confiscirte seine Güter. Stein fand eine Zuflucht in Prag, und unterhielt von dort aus eine eifrige Correspondenz mit den vorzüglichsten Gegnern der Franzosenherrschaft in Deutschland. Dann folgte er einem Rufe des Kaisers Alexander nach Rußland, und wendete durch seinen Einfluß dem russischen Interesse gegen Frankreich die Sympathien Deutschlands zu. Als Napoleon's Waffenglück dem russischen Winter erlegen war, und Rußlands Heere den deutschen Boden betraten, wurde Stein mit der Leitung der von den Herrschern Rußlands und Preußens eingesetzten gemeinsamen Verwaltungsbehörde für das nördliche Deutschland beauftragt, dann aber an die Spitze der sogenannten Centralcommission gestellt. Da jedoch die späteren Erfolge, Stein's ungeduldrigen Hoffnungen nicht durchgängig entsprachen, so entsagte er allen öffentlichen Geschäften und zog sich, gleich zu Anfange des Wiener Congresses, auf sein Gut Kappenberg in Westphalen zurück. Hier beschäftigte er sich mit Verbesserung und Verschönerung seiner Güter, und mit wissenschaftlichen Arbeiten; ihm verdankte die »Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« ihre Gründung. 1826 zum Abgeordneten des ersten Westphälischen Landtages gewählt, wurde er vom Könige zum Landtagsmarschall ernannt. Der Schauplatz seiner letzten Thätigkeit war der Landtag 1831. Im Begriffe, eine Reise nach Pyrmont anzutreten, wurde er von katharrhalischen Beschwerden befallen, und am 29. Juni 1831 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. — Stein's überaus rascher und bis zur Heftigkeit feuriger Sinn gab sich schon in seinen Reden und Bewegungen deutlich zu erkennen, und hing mit seiner körperlichen Organisation genau zusammen. Sein Puls schlug über hundert Mal in der Minute, und er selbst schien, wie Barnhagen von ihm sagt, diese Eigenheit

als einen Freibrief der Natur anzusehen, der ihm schon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menschen.

Ludwig Heinrich Christ. Hölty.

Geboren 1748. Gestorben 1776.

Wer der Mitlebenden erinnert sich nicht mit lächelnder Wehmuth der schönen Zeit, da ihm aus Hölty's Liedern der Frühling schöner zu blühen, der Mond lieblicher zu glänzen schien? da unser jugendliches Herz mit der Schwermuth einer verlassenen Schäferin sympathisirte und bei der grausenhaften Erscheinung ihres trauernden Schattens zu pochen aufhörte? Vornehm lächelt ein jüngeres Geschlecht über jene kindischen Illusionen, — und bedenkt nicht, daß die ganze Dichtkunst eine Illusion ist, und daß es nur darauf ankommt, ob man sich an Bildern der Unschuld, der Freude, der gesunden lieblichen Schwermuth, der Natur und Schönheit erfreue, wie jene Aelteren, oder an Fantomen des Lasters, der Verzweiflung, der Krankheit, Unnatur und Häßlichkeit — wie wir. Gebe Apoll, daß unsere jüngeren Poeten einen Hauch jener Unmittelbarkeit und Frische in sich fühlten, der eigentlich die Poesie ausmacht, — der uns so innig aus Hölty's jetzt schuldlos tändelnden, jetzt sanft klagenden Liedern anweht!

Sohn eines Predigers zu Mariensee, erwarb er sich schon als Knabe die Liebe seiner Gespielen und älterer Personen durch Munterkeit, Lernbegierde und ein naives, Jedermann gefälliges Wesen. Diese Liebe vermehrte und veredelte sich nur, als, nach dem frühen Verluste seiner innig geliebten Mutter, eine edle Traurigkeit nicht mehr von seinem blassen freundlichen Gesichte schwand. Dichtkunst und theologische Studien beschäftigten das zarte Gemüth des Jünglings gleich lebhaft, und bis tief in die Nacht sah man ihn sinnend und schreibend bei der einsamen Lampe sitzen. Doch war er keineswegs der Geselligkeit abgeneigt. In dem herzlichsten Zusammenleben

junger, dichterischer Freunde in Göttingen entwickelte sich vielmehr erst entschieden sein schönes lyrisches Talent. Hier, im Kreise, zu welchem Bürger, Bosc und die beiden Stolberge gehörten, fühlte er sich froh und glücklich; hier sang er seine schönsten Lieder, und »Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' noch Lenz und Jugend blüh'n!« war das Lösungswort, womit er den Zauber der Melancholie in dem des Frohsinns zu beschwören wußte. Freilich durfte die erste Liebe einem solchen Ganzen nicht fehlen, und sie fehlte nicht, — mit all ihren Freuden und Qualen, wie sie ein weiches, dichterisches Herz bedarf. Die zarte Reigung blieb im Innern verschlossen, und, als die Geliebte bald nachher Gattin eines Andern wurde, — gab es echten, nicht erträumten Stoff zu schmelzenden Elegien. Die Begebenheit scheint ernsthaft genug gewirkt zu haben; denn der junge Dichter begann, woran freilich auch die unablässigen Studien Theil haben mochten, zu kränkeln. Der Tod seines Vaters ergriff ihn mit neuem, tiefem Schmerze; er konnte sich nicht mehr erholen, und beschäftigt, die freundlichen Erstlinge seiner viel verheißenden Muse zu einem Kranze zu sammeln, — ward ihm dieser unversehens zum Todtenkranze. Im Herbst seines achtundzwanzigsten Lebensjahres schlummerte er sanft in jene geheimnißvolle Ruhe hinüber, deren Ahnungen, deren Schauer er so oft besungen, und mit Kränzen der Dichtkunst geschmückt hatte. So war Hölty's Leben wie sein Lied; eine sanfte, freundlich-wehmüthige Erscheinung, leise und schnell vorüberziehend auf dem dunkeln Grunde der Wirklichkeit. Seine Lieder bleiben die Cypressenkronen auf seinem frühen Grabe; nicht stolz wie Lorbeern, aber unverwelklich.

Gottlieb Conrad Pfeffel.

Geboren 1736. Gestorben 1809.

Ist es das Gefühl eines überschwenglichen Reichthums, den keine Verschwendung zu erschöpfen im Stande ist, — oder ein schlimmeres: Mangel

an festem Geschmacke, an Rationalsinne, an Ueberzeugung — daß der Deutsche diejenigen aus seiner Mitte, die seinen Werth und seinen Ruhm am herrlichsten verkünden, so leicht, so schnell vergift? Wir haben auch in der Dichtkunst unser goldenes Zeitalter gehabt, und Schiller meinte, es sei ruhmwürdiger gewesen, als das Jahrhundert Ludwigs XIV.; aber während unsere Nachbarn beflissen sind, auch das Unbedeutendere, was neben und mit dem Großen entstand, zu erhalten, aufzuschmücken und sich dessen zu rühmen, — setzt der Deutsche einen Ruhm darein, das Größte, was er besitzt, zu verkleinern, an eines Goethe Geist und Werth zu zweifeln, auf einen Schiller vornehm herabzublicken, die Sterne zweiter und dritter Größe — zu vergessen. Der Franzose blickt mit gerechtem Stolz auf seinen Jean Lafontaine, erklärt ihn für das Muster der Anmuth und weisen Liebenswürdigkeit, und vervielfältigt ihn in immer neuen Ausgaben, — und der Deutsche, schätzt, kennt, liest er noch seinen unvergleichlichen Pfeffel? Pfeffel, der, naiv, verständig, anmuthig, ersfinderisch, witzig wie Lafontaine, — vor diesem noch die Innigkeit des Gefühls, das Gemüthliche des Ausdrucks voraus hat?

Einfach und traurig, bei so viel Heiterkeit, die er gegeben, war unseres besten Fabeldichters Schicksal. Zu Colmar im Elsaß geboren, früh des Vaters beraubt, war das Gefühl mütterlicher Liebe dasjenige, das ihn am frühesten und am längsten erquickte. Kaum im Begriffe, sich in Halle den Rechtsstudien zu widmen, um in's praktische Leben wirksam einzutreten, — traf ihn das Unglück, zu erblinden. Und hier zeigte sich, was Geisteskraft und heiterer Sinn bei festem Willen vermag. Der vortreffliche Mann erbat vom Könige von Frankreich die Erlaubniß, in seiner Vaterstadt ein akademisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend, unter dem Namen einer Kriegsschule, zu errichten. Diesem Institute, aus welchem viele höchst verdienstliche Männer hervorgingen, widmete Pfeffel mit aufopfernder Thätigkeit seine meisten Stunden; die übrigen theilte er zwischen der Dichtkunst, die er von frühester Jugend an geliebt und gehegt hatte, und einem glücklichen, ehelichen Verhältnisse, welches, wie es einerseits ein Beweis seines probenhaltigen Charakters, anderseits gewiß auch ein Hebel für diesen Charakter, ein Sporn zu seiner Thätigkeit, ein Balsam für seine Leiden war. Denn nichts zeigt so sicher den echten Mann in seinem Werthe, den prahlenden in seiner Nichtigkeit, als das eheliche Verhältniß, welches fast eben so sehr eine Eigenschaft, als ein Glück darstellt; nichts lähmt so sehr des Mannes beste Kraft, als ein unglückliches — nichts fördert sie so schön zu

fruchtbarem Wirken, als ein glückliches häusliches Leben. Mehr als fünfzig Jahre genoß es der liebenswürdige Dichter. Uermüdet thätig, in seinem Unglücke nicht nur gelassen, sondern heiter, mit Weisheit vergnügt, mit Gemüthlichkeit und Wiß ernst und lehrreich, war sein Umgang die Blüte seiner geselligen Kreise. Alles achtete diesen bewährten Gleichmuth bei dem schweren Schlage des Geschicks, dieses edle Wohlwollen für die Menschen, diesen feinen, treffenden Geist, der sich in seinen Worten und Gedichten, — vor Allem aber den Charakter, fest und gediegen, der sich in seinem Leben und Wandel aussprach. Die Ernennung zum Präsidenten des neu errichteten Consistoriums zu Colmar war ein Beweis dieser Achtung. Sie und die häusliche Zufriedenheit begleiteten ihn bis in ein hohes Alter, und von ihren Segnungen umgeben, konnte der würdige Greis, im 73sten Jahre seines Lebens, das nicht vergebens gewesen war, am ersten Maitage zufrieden einem schönern Frühling entgegenschlummern, als der irdische, den er verließ, und beim Erwachen ein freieres Licht begrüßen, als das irdische, das ihm genommen war. Das Licht des Geistes zu fördern, war der Beruf seines Lebens gewesen, und er hat ihm genügt, wie Wenige. Die Gesundheit der Lebensansicht, die Frische und der Adel der Empfindung, die Wahrheit und Schärfe des Gedankens, die aus seinen Versen wie aus seiner Prosa so lebhaft sprechen, haben mehr zur Belebung deutscher Bildung und Kunst beigetragen, als die Enkelwelt berechnen kann.

Johann Caspar Lavater.

Geboren 1741. Gestorben 1801.

Wenige Entdeckungen oder Meinungen (denn fast scheint der Streit, wohin sie gehöre, noch unentschieden) haben so viel Für- und Widerreden, also so viel Interesse erregt, als die angebliche Kunst: aus den Gesichtszügen und der übrigen Erscheinung des Menschen auf die Beschaffenheit seines

Innern zu schließen. Wenn man es recht bedenkt, so hat man eigentlich nie an der physiognomischen Bedeutung gezweifelt, und, ohne sich dessen deutlich bewußt zu sein, die magische Kunst von jeher ausgeübt. Denn wenn man sagte: »Diesem Menschen glaube ich auf sein Gesicht hin!« — so berief man sich auf sie; und was bestimmt unser Urtheil über den Ausdruck an Werken der darstellenden Künste, als das physiognomische Gefühl? Ja, selbst die scheinbarste Einwendung gegen seine Wahrheit ist nur ein Beweis mehr für sie; denn wenn wir sagen: die Physiognomik trügt, weil z. B. ein Sokrates aussehe wie ein Bösewicht, — so geben wir eben dadurch schon zu, daß es also doch eine Bösewichts-Physiognomie gebe. Es gibt mithin ein physiognomisches Gefühl; der Künstler, der Arzt, der Menschenkenner können es nicht entbehren; sie werden um so Größeres leisten, je reicher ihnen diese Gabe zugemessen ward; — der Irrthum, welcher der Physiognomik, und nicht mit Unrecht, so viele Gegner bereitete, lag nur in dem Mißgriffe, dieses Gefühl zu einer Wissenschaft mit Principien und Regeln stämpfen zu wollen. In diesen Irrthum versiel ein Mann, der jenes Gefühl im höchsten Grade besaß, — J. C. Lavater. Er beging den Fehler, die leisen Ahnungen, die uns eine kaum vernehmbare Geisterstimme im tiefsten Innern zuflüstert, in vier Lederbänden herauszugeben.

Am 15. November 1741 zu Zürich in der Schweiz geboren, prägte dieser merkwürdige Mann frühe den Charakter seiner Erzeuger in dem seinigen ab. Sein Vater, ein geachteter Arzt, ward als Muster eines redlichen Bürgers aufgestellt; seine Mutter hatte großen Verstand, erstaunliche Einbildungskraft, unersättliche Neu- und Wißbegierde. Seine Erziehung war die damals herkömmliche der reichern Bürgerklasse. In frühester Jugend war er sehr sanft, still, gutmüthig, bisweilen lebhaft bewegt und wieder scheu in sich zurückgedrängt. Im Lernen machte er, bei geringer Aufmerksamkeit, nur wenige Fortschritte. Lange Zeit war seine erste und liebste Beschäftigung, aus Siegelwachs allerlei Figuren zu bilden. Religiosität und sittliches Gefühl entfalteten sich frühzeitig in ihm; er verthat sein Taschengeld — in Almosen, und fremde Noth preßte dem Knaben die heißesten Thränen aus. Ein Zufall entschied seine Bestimmung. Der Schulaufscher fragte eines Tages die Knaben: wer aus ihnen Pfarrer werden würde? Sogleich, ohne irgend vorhergegangene Ueberlegung, rief Lavater: Ich! und weil er's gesagt hatte, beschloß er, sein Wort zu halten, und widmete sich, wiewohl seine Eltern nicht recht zufrieden waren, dem theologischen Studium. Seine Gaben entwickelten sich jetzt sittlicher. Ein inniger Freund-

schaftsbund mit Hef und Füssli, die aufmunternde Leitung durch Bodmer und Breitinger, und eifriges Studium halfen sie zur Reise bringen. Religiöse Poesien füllten die freieren Stunden aus. Strenge Selbstüberwachung, man darf sagen bis zur Selbstquälerei getrieben, verband sich mit einem fast schwärmerischen Ernst für die Erfüllung seines Berufes. Eine Uebungspre-
digt, die er zu halten hatte, bewegte und erschütterte die Hörer. Sie war ein Vorspiel zu dem ersten öffentlichen Schritte, der Lavater's Ruf begründete. Die Bedrückungen eines Landvogts, gegen welche vergeblich die Klagen des Volks verhallten, regten ihn und seinen Freund Füssli zum Mitgefühl und zu edler Indignation an. Die jungen Patrioten wandten sich anonym an den Tyrannen, hielten ihm das Register seiner Ungerechtigkeiten vor, und drohten, wenn er sie nicht ausföhne, ihn öffentlich zu klagen. Als er schwieg, — erfüllten sie ihre Drohung. Sie unterzeichneten eine Schrift des vorigen Inhalts, und sandten sie an die Regierungsmitglieder. Uner-
schrocken traten sie vor den Rath von Zürich, was von Lavater um so küh-
ner und edler war, als seine Eltern mit dem mächtigen Angeklagten in näherer Beziehung standen. Allein die Sache der Gerechtigkeit siegte diesmal; der Schuldige floh, und der Ruhm, den dieser, unter jenen Zeit- und Ortsverhältnissen unerhörte, Triumph des Muthes Lavater'n verschaffte, war außerordentlich. Eine Reise durch Deutschland, die er darauf unter-
nahm, vermehrte ihn. Verbindungen mit bedeutenden Männern wurden geknüpft; sein Feuereifer für die Ideen, die er ergriffen, minderte sich nicht; nur erhielten diese Ideen neue Richtungen, und gesammelte Erfahrungen und Weltkenntniß fügten dem Charakter Lavater's ein eigenthümliches Colorit hinzu, welches einer seiner Biographen nicht undeutlich als jesuitisch bezeichnet. Genug, es lag ihm am Herzen, seinem Glauben Anhänger zu werben, und er gebrauchte offene und verborgnere Mittel. Er konnte auch seine Zwecke kaum verfehlen; der Ruf des Interessanten ging ihm voran, und seine imponirende, ja nach getreuen Schilderungen fast unwiderstehliche, geistige Persönlichkeit bestätigte ihn, und wandte ihm Köpfe und Herzen zu. In die Heimat zurückgekehrt, vermählte er sich mit einer zarten, frommen Landsmännin, die völlig, wie Alles, was er um sich schuf und bildete, in seine Lebens- und Sinnesweise stimmte. In dieser Stille nun reifte der Gedanke, der ihn am berühmtesten gemacht hat, und für den er mit dem Eifer eines Schwärmers Alles in Bewegung setzte. Im Jahre 1775 erschien der erste Band der »physiognomischen Fragmente«, mit den Portraits der bedeutendsten Zeitgenossen von der Hand des talentvollen Bauernknaben

Lips geschmückt, — und erregte hier Widerspruch, dort Enthusiasmus, überall das lebhafteste Interesse. Das Feuer, womit Lavater die Sache behandelte, theilte sich den Schülern mit, und die eben damals modische Kraftsprache half dazu beitragen. Junge, geniale Köpfe, unter ihnen Goethe, schlossen sich an; reife, denkende Männer, unter ihnen Eichtenberg, erhoben Bedenken. Inzwischen ging das Werk fort, wurde in fremde Sprachen übersetzt, und der Ruhm seines Schöpfers war gegründet. Man wallfahrte zu ihm aus allen Theilen Deutschlands; und die ihn persönlich kennen lernten, bewunderten die merkwürdige, individuelle, physiognomische Gabe des Mannes, die er irrig für mittheilbar durch emphatische Phrasen hielt, die er aber in einzelnen Fällen, z. B. an den beiden Stolberg's, deren Geschichte seine Prophezeiung wahr machte, bewährt hat. Er übte sie aber auch unablässig. Sonntags, nach der Predigt, wenn er den kurzgestellten Sammelbeutel für milde Gaben hinzuhalten hatte, setzte er sich die Aufgabe, jedes Gesicht, jede Hand, die Miene und Bewegung, mit der gegeben wurde, zu vergleichen. Alle Welt wurde aufgefordert, ihm Silhouetten, Zeichnungen, Handschriften, besonders aber Christusbilder zu senden. Denn in der Art, wie sich Jemand den Heiland vorstellte, schien ihm der größte Aufschluß über den Zeichner zu liegen. Man sieht, wie sich hier Lavater's eifrigste Tendenzen in Einen Punkt versammelten. — Einem so vielfach aufgeregten Gemüthe mußte das Wunderbare in jeder Sphäre zusagen. So unterhielt er eine Zeit lang eine, von seinen Gegnern sehr übel ge deutete Verbindung mit dem Geisterbeschwörer Pater Gafner, und interessirte sich warm für den eben auftauchenden animalischen Magnetismus. Erbauliche Schriften füllten den Rest seiner Beschäftigungen. Er ward erster Prediger in Zürich, und erhielt einen Ruf nach Jena, den er aber nicht annahm. Eine Reise nach Dänemark, wohin ihn der Minister Graf Bernstorff einlud, erheiterte seinen Lebensabend, über den sich bald stürmische Wolken zusammenzogen. Die französische Revolution brach los. Die neuen Gesetzgeber der Schweiz ließen es an Bedrückungen nicht fehlen. Lavater sprach als Greis so patriotisch und kühn, wie er es als Jüngling gethan hatte. Der Unwille des Directoriums ward heftiger, — man setzte ihn in Basel fest. Da ihm aber nichts zur Last gelegt werden konnte, erhielt er seine Freiheit wieder. Leider nicht für lange mehr! Bei der Einnahme Zürich's hatte ein französischer Soldat auf ihn geschossen. Ehe die Wunde geheilt war, erschöpfte sich Lavater durch geistige und physische Anstrengungen, und starb, ein Opfer rücksichtsloser Thätigkeit, im sechzigsten Jahre seines Lebens.

»Lavater's Geist — so schildert ihn einer der größten Menschenmaler und seiner nächsten Freunde — war durchaus imposant. In seiner Nähe konnte man sich einer gewissen Einwirkung nicht erwehren. ... Wirklich ging seine Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über Diesen oder Jenen vertraulich sprach; ja, es hatte etwas Furchtbares, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Gränze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen eingeschränkt hat. ... Dann trug wieder die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende, treuherzige Schweizerdialekt, ja seine etwas vorgebogene Körperhaltung dazu bei, die Ubergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn, indem er auszuweichen schien, wandte er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantenen Schild hervor, und wußte denn doch ihr Licht so zu mäßigen, daß jener sich mehr überzeugt, als beschämt fühlte. So erschien und wirkte Lavater.

Franz Joseph Gall.

Geboren 1757. Gestorben 1828.

Wenn schon der Versuch, aus der Physiognomie das Innere der Menschen zu diviniren, bei Vielen ein Lächeln des Mißtrauens erregte, — was mußte erst die Behauptung: man könne aus Erhöhungen und Vertiefungen auf der Oberfläche des Kopfes, auf Fähigkeiten und Neigungen schließen, — für ein Staunen erregen! Und diese Behauptung wagte ein genialer Mann, ein denkender Beobachter, ein philosophischer Arzt — Joseph Gall.

Sohn eines Krämers, geboren zu Tiefenbronn bei Pforzheim im Würtembergischen am 9. März 1757, widmete sich der talentvolle Jüngling der Medicin, zeichnete sich in der Schule mehr durch Aufmerksamkeit und Auffassung, als durch Gedächtniß aus, hörte in Wien die großen klinischen



Verlag v. A. J. C. Cohen in Frankfurt

Verlag v. A. J. C. Cohen in Frankfurt

Lehrer, die den Ruhm dieser Schule gründeten, und ließ sich dann daselbst als praktischer Arzt nieder. Ein treffliches Werk: »Untersuchungen über Natur und Kunst im gesunden und kranken Zustande des Menschen«, welches nur leider Fragment geblieben ist, zeigte ihn eben so tüchtig als philosophischen, wie als praktisch beobachtenden Arzt. Diese Untersuchungen über die letzten erforschbaren organischen Stätten des Lebens führten ihn zu jener Ansicht, von der man späterhin irrig nur eine, ihm selbst minder wichtige Aeußerlichkeit, unter dem Namen der Gall'schen Schädellehre, zur Hauptsache gemacht hat. Die eigentliche Hauptsache nämlich, die dem Entdecker bleibenden Werth und Ruhm sichert, ist die Untersuchung der Structur des Gehirns, worin er neue und folgenreiche Resultate an's Licht gefördert hat. Die Meinung, die sich hiebei in ihm über die Functionen der sogenannten Organe des Gehirns gebildet hat, und gar die Art Physiognomik, zu der jene Meinung leitete, sind nur Nebenzweige des Ganzen. Da sich aber, wie bei den praktischen Folgerungen, die sich aus ihrer Gewißheit ergeben würden, natürlich ist, das Interesse des größern Publikums gerade diesem Nebenzweige am meisten zuwandte, so ist es hier unsere Aufgabe, ihn etwas näher zu betrachten.

Allerdings glaubte Gall schon in der Schule bemerkt zu haben, daß einige Knaben, die ihn, trotz seiner Aufmerksamkeit, im Auswendiglernen übertrafen, sich durch große Augen auszeichneten. Dieselbe Eigenschaft glaubte er in der Folge auch an großen Schauspielern gewahr zu werden. Hieraus entstand in ihm die Vermuthung, daß etwa ein Organ zum Gedächtnisse an jener Stelle des Kopfes liegen möge. Sie bestätigte sich nicht; aber der Anlaß zu ähnlichen Forschungen und Vergleichen war gegeben. Schädel von Menschen und Thieren wurden gesammelt, mit einander und mit dem Leben und den Eigenschaften der Geschöpfe verglichen, vorzüglich aber der innere Bau des Gehirns sorgfältig untersucht, und so bildete sich, von Außen nach Innen und wieder von Innen heraus, jene Lehre, welche Gall zuerst in Wien im Jahre 1796, vor einem zahlreichen Hörerkreise, zum Theile aus der feinsten Welt, selbst Frauen, öffentlich vortrug. Er gab seine Hefte nicht heraus; ihr Inhalt aber wurde in mehreren Schriften, zum Theile mit seiner Approbation, verbreitet. Freunde und Gegner bildeten sich aller Orten. In Wien wurden ihm, nach einem Jahre, die Vorlesungen von der Regierung untersagt; er vertheidigte sich gegen die ihm zur Schuld gelegten Punkte in einem denkwürdigen Programme; dann unternahm er eine Reise durch fast ganz Deutschland, trug seine Lehre in den

vornehmsten Städten, überall mit entschiedenem Beifalle, vor (bei dieser Gelegenheit war es, daß er, in Weimar, Goethe'n für einen gebornen Volksredner erklärte), legte auch in Gefängnissen und Strafhäusern, wie z. B. in Berlin und Spandau, mehrere in der That auffallende Proben ihrer phrenognomischen Anwendung ab, und begab sich nach Paris. Hier fand er an Dr. Georg Spurzheim einen zu gleichem Streben bereiten und entflammten Genossen. Eine innige Freundschaft bildete sich im Jahre 1800 zwischen Beiden aus, und nun ging, aus ihren gemeinschaftlichen Bemühungen, das große Werk über das Gehirn- und Nervensystem hervor, welches, als Resultat aller dieser Forschungen und als Denkmahl ihrer Begründer, für immer ruhmwürdig in der Geschichte der Wissenschaft dasteht. Auch in der Residenzstadt der Mode und ihres Herolds, des rastlosen Wechsels, fand die neue Lehre, nebst vielen Gegnern, viele Verehrer; sie erhielt den neuen Namen »Phrenologie«; es gingen an sich phrenologische Gesellschaften zu bilden, und Gall, der zugleich ein kluger und glücklicher praktischer Arzt war, erwarb sich ein bedeutendes Vermögen, das er auf die liberalste und humanste Weise anwendete. Mittlerweile hatte sich die Schädellehre (dies blieb ihre allgemeinste Benennung) auch über den Canal verbreitet, und Spurzheim begab sich nach London, um sie dort durch seinen berechneten, lebendigen Vortrag zu fördern. Es gründete sich hier eine phrenologische Gesellschaft, und die Lehre fand eine bleibende Stätte, wo sie noch jetzt gehegt, gepflegt und, wenn auch mit immer wachsenden Abweichungen von der Urgestalt, fortgebildet wird. Fehlte es ihr nicht an Freunden, und ihrem Schöpfer nicht an Verehrern, wie denn in Berlin zwei Medaillen zu seinem Andenken geprägt wurden, so war doch die Zahl der Gegner die größere. Die gründlichen und wissenschaftlichen Erörterungen sind in den Archiven der Geschichte der Naturforschung aufbewahrt, und der Prozeß ist wohl noch nicht als völlig geschlossen zu betrachten; daß sich auch der Wit und die populäre Satyre hierbei ihr Recht nicht nehmen ließen, zeigte in England das epische Spottgedicht, »die Craniade«, und selbst in unserm gutmüthigen Deutschland Roschke's Lustspiel: »die Organe des Gehirns.« Es ist hier der Ort nicht, das Für und Wider abermals auseinander zu setzen; allein, wenn man sowohl die Geschichte, als die Bedeutung der Lehre Gall's unbefangen überdenkt, so möchte sich etwa folgendes Resultat herausstellen: Sie ging aus reiner, fleißiger Beobachtung der Natur hervor, und liefert der philosophischen Naturforschung unverfälschten Stoff und lebendigen Impuls. Sie enthält Wahres und verdient weitere, unbestochene Entwicklung. Ist man in ihren Fol-

gerungen sanguinisch zu weit gegangen, so hat man anderseits das Kind mit dem Bade verschüttet; und, wie man auf Anlaß der Alchymie zwar nicht Gold machen, aber vieles andere chemisch Wichtige lernte, so wären, auch wenn die Zeit über diese Schädellehre völlig das Verdammungsurtheil spräche, die dabei gemachten Entdeckungen Gall's über den Bau und das Leben des Gehirns und der Nerven allein schon hinreichend, ihm den Dank der Nachwelt zu sichern. Dazu kommt, daß er selbst diese Lehre, die dem Charlatanismus so manche Handhabe bot, eben durch sein anderweitiges großes Verdienst, so wie durch sein persönliches, sittlich würdiges Betragen davor bewahrte.

Mit diesem ehrenvollen Gewinn eines wirkungsreichen Lebens starb Gall im hohen Alter von 71 Jahren; der frohen Aussicht, daß in England, Schottland, Dänemark und Amerika, wo seine Lehre mit neuem Eifer betrieben wurde, sie ihrer endlichen Läuterung und Vollenendung entgegenreise. Ihre neuesten Bearbeitungen scheinen diese Hoffnungen zu rechtfertigen.

Antonio Canova.

Geboren 1757. Gestorben 1822.

Schon drohte die edelste der Künste, die Sculptur, von der Erde beinahe zu verschwinden, und trauernd in die Schattengefilde ihrer Götter zurückzukehren, die Niemand mehr kannte und ehrte. Buonarrotti's Geist, der ihnen noch Opfer brachte, war längst entschwunden; Bernini und Rusconi hatten sie in französische Schleppkleider verhüllt; Ernst und Strenge bei Künstlern, Geschmack im Publikum, waren nicht mehr. Da erschien Canova, — und es gab wieder eine Kunst. Von ihm beginnt ihre neueste Epoche. War sie zum kalten Luxusartikel geworden, so galt es, ihr die Herzen wieder zu gewinnen. Und dazu war Er der Mann, — Er, dem die heiterste der Musen das Geheimniß der Anmuth anvertraute.

Im Jahre 1757, nach Andern 1760, zu Possagno im Trevisanischen geboren, verrieth sich Antonio's Anlage schon in seinem zwölften Lebensjahre. Herr von Falier gab ein glänzendes Gastmahl. Da zeigte es sich in

der Küche, daß die Köche einige Dessertfiguren vergessen hatten, und darüber in große Bestürzung geriethen. Der lebhafteste Knabe, der um sie herum spielte, beschloß, ihnen zu helfen. Er nahm ein großes Stück Butter und bildete einen Löwen daraus, der, als er auf die Tafel kam, den größten Beifall fand. Herr von Galier nahm sich des Knaben an, schickte ihn nach Venedig auf die Akademie, und Antonio konnte schon im sechzehnten Jahre durch eine Statue der Euridice seinem Danke gegen den Gönner Gestalt und Dauer geben. Der Gesandte Juliani nahm den jungen Künstler mit nach Rom. Hier wuchs an den ewigen Mustern sein Kunstgeschick, und mit ihm sein Ruhm. Er wurde gewählt, um das Grabmonument Ganganelli's (Papst Clemens XIV.) zu fertigen, und entsprach der Aufgabe auf's Rühmlichste. Auch zeigte sich damals schon jene schöne Charaktereigenheit des Künstlers, die ihm später mit Recht so viele Herzen gewann — die Wärme, mit welcher er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln jüngere Kunstgenossen zu ermuntern und zu unterstützen strebte. Er errichtete im Palaste des venetianischen Gesandten eine Schule zur Ausbildung junger Venetianer. Als der Krieg der Revolution auch das heitere Land der Kunst nicht schonte, verließ er Rom; mit dem Frieden kehrte er dahin zurück, schuf seinen Perseus mit dem Haupte der Medusa, ein Werk, das seinen Ruhm mehr als alle frühern hob, und wurde nun von Napoleon nach Paris berufen, um das Modell zu einer kolossalen Statue desselben zu entwerfen. Noch in demselben Jahre berief ihn Papst Pius VII. zum Oberaufseher aller römischen Kunstfachen und alles Kunstwesens im Kirchenstaate, und ernannte ihn zum Ritter vom goldenen Sporn. Canova war es, der den so erfreulichen Auftrag erhielt, die Kunstschätze, welche die Franzosen von Rom nach Paris geschleppt hatten, zurückzufordern, und unter seiner Begleitung kehrten die verschreckten Götter in ihre geheiligten Wohnsitze zurück. Von Paris aus besuchte er London, wo ihn viele Bestellungen erwarteten, und nach seiner Rückkehr trug der Papst seinen Namen in's goldene Buch des Capitols ein, erklärte ihn in einem Sendschreiben für »hochverdient um die Stadt Rom,« und machte ihn zum Marchese von Ischia mit einer Rente von 3000 Scudi jährlich. Bewundert von Europa, verehrt von seinen Landsleuten, geachtet von seiner Umgebung, dankbar geliebt von den jüngern Künstlern, starb der Wiederhersteller der Bildhauerei am 13. October 1822 zu Venedig.

Ein angenehmes Gefühl erregt die Harmonie zwischen Canova's Charakter als Künstler und als Mensch. Die Milde, Gefälligkeit und Be-

scheidenheit seines Wesens, die so allgemein gerühmt wurde, daß selbst seine vielen Neider ihn von dieser Seite nicht zu tadeln wagten, stimmen völlig mit dem Adel und der Grazie seiner Kunstwerke überein. Besonders zierte ihn die edelste Uneigennützigkeit, ja Wohlthätigkeit.

Ein Blick auf die vorzüglichsten seiner Werke mag diese Darstellung ergänzen. Das erste derselben: »Dädalus und Ikarus« in Lebensgröße, ist nur treue Nachahmung der Natur; »Apollo, der sich eine Lorbeerkrone aufsetzt,« bildet den Uebergang zum Idealen; »Theseus, auf dem erschlagenen Minotaur ruhend«, übertrifft an Kraft und Großheit seine meisten Werke, und mahnt an die Antike; das »Monument Clemens XIV.« hält sich an den herkömmlichen Styl; die Gruppe »Amor und Psyche,« worin Canova zum ersten Male er selbst war, wird selbst von denen, die nicht zu seinen Bewunderern gehören, für das Lieblichste erklärt, was die neuere Kunst dargestellt hat; schon früher hatte er in einer »Psyche, die, in Gedanken versenkt, einen Schmetterling betrachtet,« sich anmuthig zu diesem Gegenstande vorgeübt; das »Grabmahl Clemens XIII. in der Peterskirche« hat einfache, kolossale Größe; eine »büßende Magdalena« übertritt in Conception und Ausführung die der Bildnerei vorgezeichneten Gränzen; »Hebe, auf einer Wolke schwebend, Nektar in eine Schale gießend, die sie mit der Linken hält,« versöhnt mit diesem Fehlgriffe; »der rasende Herkules, der den Lichas in's Meer schleudert,« ist mehr widrig, als erhaben; »zwei Faustkämpfer« athmen wieder griechische Kraft; eine zweite Gruppe »Amor und Psyche« ist zu sehr durchbrochen und mehr kokett, als anmuthig; das »Christinen-denkmahl in Wien« ist neu und edel gedacht und schön in der Ausführung; »Perseus mit dem Medusenhaupt« reminiscirt den vatikanischen Apoll; die kolossale Statue Napoleon's soll an Charakter und Idealität alles Aehnliche übertreffen; »Theseus, der den Centaur erlegt,« in der heroischen Gattung das Beste von Canova, leicht und gewaltig; »die ruhende Venus mit dem Apfel« mehr malerisch, als plastisch; »Marie Louise als Concordia« im edelsten Style; die Gruppe der »Grazien« auf der feinen Linie zwischen griechischer Schönheit und modern Gefälligem; dies sind die berühmtesten, der Kunstgeschichte angehörigen Werke des Meisters. Interessant ist es, daß Canova auch malte, und besonders merkwürdig, daß er als Maler in der Farbe tüchtiger war, als in der Zeichnung.



Albert Thorwaldsen.

Geboren 1772.

Es ist anziehend, den Gang der bildenden Kunst im Alterthume und in den neuern Zeiten vergleichend zu beobachten. Bei den Griechen ging aus dem Rohen und Derben das Große und Erhabene hervor; aus diesem bildete sich allmählich das Schöne, und dieses ging in das Gefällige über, bis es sich im Tändelnden und Empfindelnden endlich gänzlich verlor. Praxiteles kam nach Phidias, und der anmuthige Styl folgte auf den strengen. Ganz anders gestaltete sich's in der neuen Kunst, wenn es anders erlaubt ist, die einzelnen großen Künstler, die wir haben, mit den Epochen der Alten zu vergleichen. Canova reinigte die dem bizarren Geschmack anheim gefallene Sculptur — durch Anmuth; mit Anmuth beginnt die neue Kunst; aus ihr erzeugen sich, in ihrer Fortbildung, von selbst die höheren Forderungen; und aus dem schönen Style, welchen Canova, der moderne Praxiteles, anstrebte, entwickelte sich allmählich wieder der große, strenge Styl im modernen Phidias — Thorwaldsen. Auch in der Malerei sind ähnliche Wandlungen zu gewahren, wenn man betrachtet, wie, nach so manchen Jahren kleinlicher Luxusmalerei, ein Cornelius erscheint, und — wenn er auch keine Schule gründet — doch das Gesetz und die Erinnerung der alten Kunst erneuert. Auch ist es eigen, daß die Erneuerung der Plastik in ihrer Reinheit, einer Kunst, die man fast als dem griechischen Boden ausschließlich eigen anzusehen gewohnt war — von einem Sohne des rauhen Nordens ausging.

In Kopenhagen geboren, Sohn eines Isländers, eines armen Steinmetzen und Bildschnitzers, hatte freilich Albert Thorwaldsen früh genug Gelegenheit, sich am Antiken auszubilden. Denn, kaum hatte er in der Zeichenschule in Kopenhagen kurze Zeit gelernt, so erhielt er den ersten Preis, der mit einem vierjährigen Aufenthalt in Rom auf Kosten des Fonds der Akademie verbunden ist. Der junge Künstler verließ sein Vaterland, aber —

wie es vorausszusehen war — Rom, nachdem er sich und die Kunst verstehen gelernt, verließ er nicht wieder. Vierundvierzig Jahre sind seitdem entschwunden, und in dieser langen Zeit ward das Heimatland der Kunst zum zweiten Heimatlande des Künstlers. Mittellos begab er sich, ein nur an Hoffnungen reicher Jüngling, auf einer dänischen Fregatte, über Gibraltar, Algier, Malta und Neapel in die heilige Stadt; mittellos, aber Tag und Nacht unermüdet thätig, arbeitete er sich durch jene vier Jahre hin; da gelang es ihm, an seinem Landsmanne, dem edlen und kunstfinnigen Soëga, der sich gleich ihm in Italien eingebürgert hatte, einen Rathgeber, einen Förderer zu finden. Er wagte sich an seine erste größere Aufgabe, und bildete das Modell Jason's, der siegend das erkämpfte goldene Vlies emporhält. Allgemeine Bewunderung war der Erfolg dieses Erstlingswerkes. Ein reicher Holländer bestellte sogleich die kolossale Ausführung dieses Modells in Marmor; sie gelingt, und der Ruf Thormaldsen's ist gegründet. Aber noch höher steigert ihn die folgende Vollenbung eines Basreliefs, welches selbst nach dem Urtheile der Römer, die, wie man weiß, in diesen Dingen kompetenter als die gelehrtesten Fremden urtheilen, mit der Antike wetteifern darf. Es stellt den Achilles vor, welcher

. . . . abwärts saß, von den Freunden gesondert,
Aber der edle Patroklos, dem lieben Freunde gehorchend,
Führt' aus dem Zelt und gab des Priests rosiges Tochter
Den Herolden dahin; und zögernd folgte das Mägdelein.
Aber Achilles saß, nicht fröhlich im Herzen des Anblicks,
An des Meeres Gestad', und schaut' in das finst're Gewässer.

(H. I. 344 u. f.)

Noch eine Stufe höher, und es entstand der »Mars, welcher, stehend, die Linke auf die umgekehrte Lanze stützt, und mit der Rechten den Friedens-ölzweig hält,« — der für das Höchste gilt, was die neuere Kunst im heroischen Style gebracht hat. Aber auch dem Schönen war der Künstler nicht fremd, und der lebenswürdige, neidlose Canova pries seinen »Adonis« als ein Meisterwerk. So lebten denn, durch eines Nordländers Hand beschworen, die Wesen der alten Mythe in ihrer wahren Gestalt wieder auf, nachdem Canova seine Zeitgenossen durch ihre annähernden Gebilde zu ihrem Erkennen vorbereitet hatte. Allein die echte Kunst ist allseitig; nichts Menschliches ist ihr fremd, welches Glaubens und Himmelsstrichs es auch sei; und so sah man bald darauf den Enkel des Phidias die vier trefflichen cyklischen Reliefs zu dem Taufsteine bilden: Christi Taufe, die Mutter mit dem Jesuskind und Johannes, Christus die Kleinen segnend,

und eine Gruppe von Engelskindern. Eine bedeutende Reihe christlicher Darstellungen für die Kathedralkirche seiner Vaterstadt, gleich geistvoll in Symbol wie in Verkörperung, folgten nun, und mit frischer Liebe kehrte Thorswaldsen zu den ewigen Typen zurück, in welchen sich des Künstlers Seele mit Freiheit und Allgemeinheit am vollkommensten ausspricht. Die Allegorie von Nacht und Tag, die Statue der Hoffnung, Bacchus, der dem Amor aus seiner Schale zu trinken gibt, Pallas, die den Schmetterling auf das von Prometheus geformte Gebilde des Menschen setzt, Amor, der, klagend, der Mutter sein von der Biene gestochenes Händchen zeigt; oder der die ohnmächtige Psyche mit seinem Pfeile zu erwecken bemüht ist, der Triumphzug Alexanders, Hermes, der den eingeschlaferten Argos tödten will, — alle diese und andere Arbeiten sind aus Copien und Contourzeichnungen, der kunstliebenden Welt bekannt. Was kann meist die Biographie eines rastlos im Stillen thätigen Künstlers mehr, als die Reihe seiner Schöpfungen vorführen, ein todtes Register, das erst durch die Fantasie des Lesers oder durch die darin verborgene Geschichte des Künstlers sich belebt? Bei Thorswaldsen kann sie mehr; und es drängt sich bei ihm, wie bei andern modernen Genien die Bemerkung auf: daß vielleicht die Klage über nicht gekannte und unterstützte Kunst nicht so völlig gerecht sei, als Viele wähnen. Wahrhaft große Künstler bilden sich noch jetzt ihre Zeit, ihre Umgebung. Zwei Könige beifern sich, einen Cornelius mit Lorbeern und Ehren zu schmücken; der König von Dänemark erhob seinen Thorswaldsen in den Ritterstand, beschenkte ihn mit Orden, denen Murat und Napoleon (der den Triumphzug Alexanders bestellte) die ihrigen beifügten, Rom schlug eine Münze mit seinem Bildniß, ihm zu Ehren, alle Monarchen überhäuften ihn mit Aufträgen, und seine Reisen, von denen einer er im Jahre 1820, von der andern eben jetzt in Rom wieder anlangte, gleichen Triumphzügen. Er wird jetzt in dieser Vaterstadt aller Künstler, ja aller gebildeten Menschen, mit mehr Verehrung als je behandelt. Bei der Versammlung der Akademie von San Luca, als er zum ersten Male wieder eintrat, gingen ihm sämmtliche Mitglieder bis zum Eingange mit Wachsfackeln entgegen. Nun sitzt er wieder, wie jener Goldschmied zu Ephesus, unbekümmert um den Lärm der Zeiten, unter den stillen Göttern, die seine Hand gebildet, und bildet nicht nur eigene, neue, sondern ist, in schöner Pietät, bemüht, verstümmelte Werke der alten Kunst zu ergänzen, verlorne zu ersetzen, angebotene auszuführen. Wer das Glück hatte, ihn in Rom zu sehen, rühmt die Herzlichkeit und Einfalt seines Betragens, die Heiterkeit seines Umgangs, die bescheidene

Festigkeit seines Charakters, die anspruchlose Gründlichkeit seines Geistes. Möge Zeit und Nachwelt eines solchen Mannes würdig bleiben.

Sir James Mackintosh.

Geboren 1765. Gestorben 1832.

Neben dem Throne und auf dem Katheder, in der großen Welt der Politik, wie in den engern Sphären von Schule und Haus, begegnen wir dem Wirken dieses ausgezeichneten Staatsmannes, Rechtsgelehrten und Schriftstellers. Im Kirchenspiele Dorish der schottischen Grafschaft Inverness, aus einem alten Geschlechte dieses Landes geboren, besuchte er die Schule von Fortrose, später das Kriegs-Collegium zu Aberdeen, studirte dann in Edinburgh die Arzneikunde und ward 1781 Doctor in dieser Wissenschaft. Aber schon früher hatten Geschichte, Moral, politische und speculative Philosophie, und Literatur überhaupt, seine Neigung gefesselt, so daß er seinem Berufe bald gänzlich entsagte. 1789 gab er zu London ein Pamphlet über die Regentschaftsfrage heraus, von welchem jedoch die Genesung des Königs die Theilnahme bald wieder ablenkte. Eine Reise nach dem Continente erfüllte ihn mit Sympathien für das französische Volk; die Frucht derselben war seine »Vertheidigung der französischen Revolution« (1792), ein Werk, das seinen Ruf gründete und For, ja selbst Burke, dessen Reflectionen er zu widerlegen gesucht hatte, zu seinen Freunden machte. Gleichzeitig studirte er zu Lincolns-Inn die Rechtswissenschaft, trat kurz darauf als Anwalt vor Gericht auf, hielt Vorlesungen über Natur- und Völkerrecht und gewann bedeutende Hörer. Bei der Untersuchung, in welche Peltier wegen eines Libells über den Charakter des damaligen ersten Consuls Bonaparte gerieth, vertheidigte Mackintosh den Angeklagten mit bewundernswürdiger Beredsamkeit, wofür er die Stelle eines Recorders von Bombay erhielt und in den Ritterstand erhoben wurde. In diesem Amte, welches er durch neun Jahre bekleidete, machte er sich hochverdient

durch seine rastlosen Bemühungen für Verbesserung der Criminalgesetzgebung Indiens, durch Stiftung der Literary Society zu Bombay und seine trefflichen Beiträge zu dem Asiatic-Register. Nach England zurückgekehrt, wurde er von der Grafschaft Nairn in Schottland zum Abgeordneten für das Haus der Gemeinen gewählt, und vertrat seit 1813, unter dem Einflusse des Lord Fitzwilliam, den Flecken Knaresborough in Yorkshire. Wenn er bei seinem ersten Auftreten im Parlamente den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht durchgehends genügte, so wurde er doch bald den ersten Parlamentsrednern zugezählt, und wo es sich um Beleuchtung entscheidender Fragen aus dem Gebiete der Völkergeschichte handelte, oder wo es galt, durch eindringliche und kraftvolle Beredsamkeit den Einfluß der Gesetzgebung auf das Volk zu übertragen, da stand er stets an seinem Platze. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Verbesserung des Criminalgesetzbuches; Napoleon's Flucht von Elba, der Congreß von Laibach, die Katholiken in Irland, die Unterdrückung der Griechen, die schottischen Geschworenen-Gerichte, der Prozeß der Königin u. d. b. boten seiner Beredsamkeit Anlaß, wiederholte Triumphe zu feiern. Eine Zeit lang war er auch Rector der Universität von Schottland. Als Kritiker hat er sich durch mehrere gediegene Abhandlungen, als Historiker durch seine Geschichte Englands bekannt gemacht, die weniger eine ausführliche Erzählung der Begebenheiten, als eine bündige, scharfsinnige und tief eingehende Uebersicht des Zustandes und Fortschreitens der Gesellschaft, Regierung und Civilisation und der Gesetze Englands erzielt; seinen Vortrag unterstützt ein einfach edler Styl, dem an seinem Orte auch die höhere Schönheit der Begeisterung nicht mangelt. Noch im Juli 1831 spielte er eine glänzende Rolle zu Gunsten der Reform, als am 30. Mai 1832 der Tod seinem erspriesslichen Wirken ein Ziel setzte.



David Hume.

Geboren 1711. Gestorben 1776.

Dieser berühmte englische Philosoph und Geschichtschreiber entstammte einer verarmten gräflichen Familie. Edinburgh war sein Geburtsort. Seine Anverwandten bestimmten ihn für die Rechtswissenschaft, seine Neigung für die Philosophie; das Schicksal gab einen andern Ausschlag und nöthigte ihn, 1734 in Bristol sich der Handlung zu widmen. Der aufgedrungene Beruf widerte ihn an; er kehrte nach Edinburgh zurück, ging dann nach Frankreich, wo er freudig ein dürftiges, aber unabhängiges Loos wählte und seine berühmte psychologisch-kritische Abhandlung »über die menschliche Natur« schrieb, die jedoch bei ihrem Erscheinen in London, wohin er 1737 zurückgekehrt war, durchaus keine Würdigung fand. Statt dadurch sich entmuthigen zu lassen, verdoppelte er seine Studien, und ließ 1742 in Edinburgh den ersten Theil seiner »Versuche und Abhandlungen« erscheinen, welchen eine bessere Aufnahme zu Theil ward. Er unternahm dann verschiedene Reisen und arbeitete seine erstgenannte Abhandlung unter dem Titel »Untersuchung über den menschlichen Verstand« um, konnte jedoch damit so wenig durchbringen, wie früher. Erst der zweite Theil der Versuche, der, unter dem Titel: »politische Reden,« auch Handel und Geld einer tiefen Betrachtung unterwarf, konnte in dem nur für praktische Interessen erregbaren England Aufmerksamkeit erwecken, und begründete sein Ansehen. Er gab 1752 zu Edinburgh jene Reden und eine »Untersuchung über die Grundsätze der Moral« heraus, die ihm die vorzüglichste seiner Schriften dächte. Durch seine Anstellung als Aufseher der Bibliothek der Advocaten in Edinburgh wurde er mit der historischen Literatur Englands vertraut, und dieß entschied seinen Beruf zum Geschichtschreiber. Seine »englische Geschichte seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart,« welche 1754 — 1756 erschien und ein neues Licht über jene Epochen verbreitete,

erregte großes Aufsehen, aber, wegen ihrer freimüthigen Unparteilichkeit, auch bedeutende Mißgunst. Verstimmt, doch unentmuthigt durch die ta-
delnden Stimmen, ließ er 1757 seine „natürliche Geschichte der Religion,“
1759 die „Geschichte des Hauses Tudor,“ 1761 sein Werk über die frühern
Perioden der englischen Geschichte erscheinen. In seinem fünfzigsten Jahre
begleitete er den Grafen Hertford als Gesandtschaftssecretär nach Paris, wo
er mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde, kehrte 1763 nach Eng-
land zurück, ward 1767 Unterscretär, entsagte aber 1769 jeder politischen
Wirksamkeit und brachte, im Besitze eines wohlervorbenen bedeutenden
Vermögens und unter fortwährenden wissenschaftlichen Beschäftigungen,
seine letzten Lebensjahre in Edinburgh zu, wo er den 25. August 1776 heiter
entschlief. Als Geschichtschreiber ist er scharfsinnig, wahr und ernst, der
historischen Gestaltung außerordentlich mächtig, sein Styl würdevoll, klar
und correct. Seine philosophischen Werke, deren Hauptcharakter ein auf die
Locke'sche Erfahrungsansicht gegründeter Skepticismus ausmacht, veranlaß-
ten Kant's „Kritik“ und bereiteten so den neuen Geist der Philosophie in
Europa vor.

Camoens.

Geboren 1524. Gestorben 1579.

Wenn man die Ungerechtigkeit von Zeit- und Landesgenossen gegen
große Männer aus ihrer Mitte durch ein grelles Beispiel darstellen will,—
so nennt man Camoens. Wenn Dichter den Zwiespalt ihrer idealen An-
sprüche mit ihrer an Kämpfen reichen Existenz in der kalten Wirklichkeit be-
singen wollen, — so wählen sie die Geschichte ihres Meisters Camoens. In
der That kann man sie nur mit Rührung lesen.

Nicht einmal das Jahr seiner Geburt weiß man zuverlässig, und die
oben angegebene Ziffer gründet sich nur auf Vermuthung. Man weiß nur,
daß ein Jüngling von etwa 25 Jahren, nachdem sein Vater, der Schiffs-
capitän Simon Vaz de Camoens, bei einem Schiffbruche um's Leben gekom-

men war, sich zu dem Feldzuge meldete, den die Portugiesen gegen Ostindien im Jahr 1550 rüsteten. Dieser Jüngling hatte schon viel und Schmerzliches erlebt. In Lissabon geboren, nährte er eine leidenschaftliche Liebe zu seinem Vaterlande im jugendlichen Herzen; eine zweite, eben so glühende, zu einer Palastdame, Katharina von Attayde, gesellte sich dazu, — und die dritte, vielleicht reinste und edelste von allen, die Liebe zu den Musen, die ihn mit frühen Gaben verschwenderisch bedacht hatten, nährte und hegte die übrigen Flammen. Allen feurigen Trieben dieses jugendlichen Gemüthes ward eine traurige Vergeltung, und er hatte früh die bittere Erfahrung zu machen, daß auch das schönste Streben nicht hoffen darf, unmittelbar, wie es das Herz wünscht, und der schulbloße Sinn sich träumt, in der Welt durchzudringen, sondern das Gute und Schöne gleichsam einschwärzen und um Nachsicht und Schonung dafür bitten muß. Sein Vaterland erwiederte seine Liebe nicht: sein Talent erregte ihm nur Neider statt Freunden; und seine Herzensneigung — hatte zur Folge, daß er nach Santarem verwiesen wurde. Mit tief verwundetem, aber nicht gelähmtem Herzen stellte er sich in die Reihen der Krieger, welche Portugal gegen Marokko auskandte. Hier sah man ihn mitten im Schlachtgewühle dichten, und, wie vom Hauche des Genius gezeit, mit erneutem Heldenmuth wieder kämpfen. Keine Gefahr machte ihn zittern, und Thaten, der großen Vorwelt würdig, Thaten, wie er sie an Andern besang, ohne von der Mitwelt gehört zu werden, schrieb er mit flammendem Schwerte auf Afrika's Wüsten hin. Vor Ceuta raubte ein feindlicher Pfeil ihm das rechte Auge. Aber das Vaterland achtete weder seiner Thaten, noch seiner Wunden, und, den gerechten Unwillen über die Armseligkeit der Menschen im tiefften Busen verschließend, fanden wir ihn, am Eingange dieser Zeilen, sich der Flotte anschließend, die im Jahre 1550 nach dem östlichen Indien segelte. Aber auch hier war es ihm beschieden, zu erfahren, daß die Gemüther der Menschen am Ganges von denselben engen Banden gehalten werden, wie am Ebro. Den alten Groß noch im Herzen, die Vorbilder des hohen Alterthums im Geiste, sah er mit Indignation den Mißbräuchen der Regierung in dem von der Natur so gesegneten Welttheile zu. »Dichter lieben nicht zu schweigen« — gestand selbst derjenige aus ihnen, der das Schweigen am besten verstand; Camoens machte seinem edlen Unwillen Luft; wie in Afrika's Zonen die Waffen des Kriegers — so brauchte er hier die des Dichters — und Verbannung in's Innere des Landes war sein Lohn. Hier, in den stillen Nächten eines schönern Himmels, unter den treuen, aber geheimnißvollen Ueberresten einer vergan-

genen Größe, deren dunkle Laute nur wie Ahnungen um einsame Palmen und gebrochene Obelisken schweben, — hier lebte Camoens Jahre lang nur den großen Träumen seiner schönen Seele. Nur von der Natur umgeben, schien er sich nicht einsam; und, ferne und verbannt von dem Vaterlande, das seinen edelsten Sohn verkannte, umfaßte er, in unzerstörbarer Liebe, nur noch inniger das Ideal des Vaterlandes, das ungetrübt in seinem Innern lebte. Hier faßte er den Gedanken, diesem Vaterlande den Undank und das Vergessen durch ein Denkmal zu vergelten, das die frühern Thaten der Portugiesen und Vasco da Gama's kühne Fahrt mit dem Ruhme des Sängers zugleich auf die ferne Nachwelt bringen sollte; und hier vollendete er den Gedanken, wie er ihn geboren hatte. Unter dem Schatten dieser Palmen, zwischen den Säulen schimmernder Tempel und den wuchernden Gesträuchen einsamer Felsen, entstand die *Lusiade*, das schönste Gedicht, das die Portugiesen aufzuweisen haben, das kühne Epos, das, immer wachsend, wie ein Riese, durch alle Völker, alle Zeiten schritt. Edel wie Virgil, glühend wie Ariost, rein wie Tasso, erhielt Camoens von der Nachwelt den Lorbeer, den ihm die Mitwelt versagt hatte. Das Gedicht war vollendet, und der Dichter ward endlich aus seinem Exile zurückgerufen; aber seine Prüfungen waren noch nicht geendigt. Ein Seesturm überfiel die Schiffenden schon im Angesichte der rettenden Küste; höher schlug die Brandung empor, und der Untergang schien gewiß. Camoens, dem das Werk seines Lebens so hoch galt als sein Leben selbst, besann sich nicht; auf höhere Mächte vertrauend, wie einst Arion, stürzte er sich in die bewegten Fluten, und, mit der linken Hand einen schützenden Balken umklammernd, mit der rechten die Rolle seines Gedichtes, seinen einzigen Schatz, hoch über den Bogen emporhaltend, rettete sich der Sänger schwimmend an die Küste. Hier, entblößt von allem Nothwendigen, sah er sich in der traurigen Situation, fremde Mittel erslehen und erborgen zu müssen, und, noch ehe das Vaterland das Gedicht seiner Verherrlichung gesehen hatte, — nahm den Dichter zu Goa das Schuldengefängniß auf. Endlich, auf die Bürgschaft einiger Wohlwollenden, ward er auch dieser Bande entledigt, und — nach einer traurigen und drangsalvollen Abwesenheit von neunzehn Jahren — begrüßte der Verbannte gerührt die Luft, welche die Segel schwellte, die dem theuren Portugal entgegenwehten. Da schien die Sonne des Glückes endlich dem Vielgeprüften leuchten zu wollen. In Lissabon herrschte damals der jugendliche König Sebastian, dessen Seele für Ruhm und Größe glühte. Sinn für Thaten verband sich in diesem Monarchen mit dem für Dicht-

kunst, und so schwebte ihm das romantische Ideal seines Zeitalters vor. Auf einem abenteuerlichen Streifzuge an der Nordküste von Afrika hatte er das kriegerische Leben bereits kennen und lieben gelernt, und, sich im Herzen einen Achilles fühlend, fehlte ihm nichts, als ein Homer. Da landete Camoens, und widmete ihm sein Gedicht. Mit Begeisterung nahm es der junge Herrscher auf; er verstand völlig den Sinn des Dichters, denn Zug für Zug war es sein eigener, und Camoens sah sich mit freudigem Staunen, nach Jahren bitterer Verlassenheit und einsamen Kummers, als den Freund seines Königs wieder. Allein die Hand des Geschicks entläßt nicht so leicht, wen sie einmal gefaßt und erkoren. Der königliche Held schiffte zum zweiten Male nach Afrika zu einem großen Zuge gegen die Mauren, — und das Loos Achill's ward ihm auch hier. Thatendurstig eilte er, kaum gelandet, zum Kampfe. Immer der Erste, durchbrach er die erste Reihe der Feinde, dann die zweite, und stürzte sich mitten in ihr Gewühl. Der Morgen nach der Schlacht beleuchtete einen unermesslichen Schauplatz von Todten. Unter ihnen — der König, so von Wunden bedeckt, daß ihn sein treuer Diener kaum erkannte. Mit ihm erlosch sein königlicher Stamm, Portugals Unabhängigkeit und Camoens kurzes Glück. Der Dichter fand keinen König mehr; Freunde hatte er längst keine; ein in Niedrigkeit versunkenes Volk hatte keinen Sinn für das Große, das er verkündete, kein Gefühl für die edlen Klagen, die seiner Laute entschwebten. Tiefer und tiefer sank sein Stern, lauter und rührender scholl die Klage; aber kein Ohr vernahm sie, kein Herz schlug dem brechenden entgegen, — achselzuckend ging die dumpfe Alltäglichkeit an der leidenden Größe vorüber, und die Nacht des Elends brach über den Unglücklichen herein, dem der trügerische Dämmerchein des Glückes sie nur greller und schmerzlicher gemacht hatte. So groß war seine Armuth, daß ein treuer Slave, den er aus Indien mitgebracht hatte, nächtlich in den Straßen betteln mußte, um das Leben seines Herrn zu fristen. In diesem Zustande sang Camoens die herrlichen Sonette, die wir noch jetzt als die gefühlvollsten und rührendsten bewundern, die vielleicht je gebichtet worden sind; und das oft mißbrauchte Gleichniß von der kranken Muschel und der Perle, die sie absetzt, — hier ist es Wahrheit gewesen. Endlich erlag der Körper, da der Geist sich unbezwingbar zeigte; ein langwieriges und tiefes Siechthum untergrub die alternden Kräfte, und im 62sten Jahre eines vielbewegten, kummervollen Lebens, von Glück, Liebe und Freundschaft verlassen, starb Portugals größter, ja einziger Dichter — im Spitale. Ein prachtvollcs Monument prangt auf dem Grabe des Verhungerten.

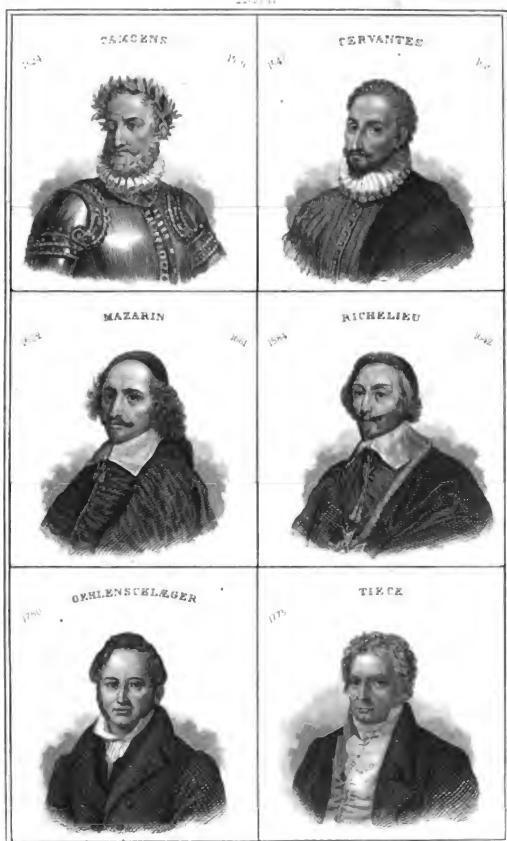
Dies ist die Geschichte eines Dichters, die selbst wie ein trauriges Gedicht erscheint. Sie enthält ein großes Problem; denn ewig vergeblich zeigen sich die Forderungen, welche das Ideale an die Wirklichkeit macht, und — wenn wir tief in unsern Busen greifen, müssen wir uns nicht fragen: ob sie gerecht sind? Gebet dem Geiste, was des Geistes, und dem Körper, was des Körpers ist! Freilich stimmen die härtesten Beispiele zu dieser Lehre traurig — aber jedenfalls mag sich so Mancher, bei dem Verse und Gold nicht im Gleichgewichte sind, statt seine Geschichte in jener wieder zu finden, lieber damit trösten — daß er kein Camoens ist.

Cervantes.

Geboren 1547. Gestorben 1616.

Der Zwiespalt zwischen idealen Wünschen und realen Erfüllungen macht so oft das Tragische im Leben wie in der Kunst aus; aber ein heiterer Geist, mit großem Sinne, weiß ihn auch heiter aufzufassen; und wenn Camoens als rührendes Beispiel eines edlen Märtyrers der Dichtkunst dasteht, so sehen wir Cervantes, unter fast gleichen Leidensverhältnissen, mit freier Selbstironie sich über sie hin zu ewiger Größe erheben.

Ulcastilischen Geschlechtes, zu Alcala de Henares geboren, hätte Miguel de Cervantes Saavedra in Madrid etwas Nützliches lernen sollen, um seine Eltern, verarmte spanische Edelleute, unterstützen zu können. Allein Romangen und Schäfergedichte gefielen ihm besser, als ernsthafte Studien; er fand unglücklicher Weise einen gleich fantastisch gestimmten Lehrer, — und Lehrer und Jünger ergingen sich in andern Welten, und spielten den Don Quixote, den der gereifte Mann nachher besang. Die Folge davon war — daß der 22jährige Cervantes, mit vollem Kopfe und leerem Beutel, sein Vaterland verlassen, und, wie die Helden des Le Sage, die doch bloß ihm nachgeahmt sind, in Rom Kammerdiener bei einem Cardinal werden mußte. Allein der Knabe ward Mann, und — was nicht immer so geschieht — der Traum verwandelte sich in That. Der päpstliche Feldherr Colonna



Verlag von C. A. Barthelme in Frankfurt

Illustration von Mayer & Söhne in Frankfurt a. M.

rief zum Kriege gegen Türken und Corsaren auf; Cervantes trat in die Reihen, that sich mit Heldensinn und ritterlichem Muth hervor, stritt im Heere Don Juan's bei Lepanto mit, verlor dort seinen linken Arm, focht unermüdet weiter, und — im Begriffe, in sein Vaterland mit Ehre heimzukehren, fiel er in die Hände eines Corsaren, und ward in Algier als Sklave verkauft. Sieben Jahre verlebte er in Sklaverei, — ein solches Leben war Roman genug! Und so nahm es auch Cervantes. Weit entfernt, in eitler Sehnsucht sich zu vergehren, oder in heißen Klagen seine Trauer auszuströmen, zeigte der edle Geist sich »frei bei des Druckes Schwere;« des Dichters Witz erkannte die feinsten und schlauesten Pläne zur Flucht, und als sie alle das tückische Geschick vereitelte — machte er aus seinem Zustande eine Novelle, und betitelte sie: »der Gefangene.« Endlich erschien die Stunde der Erlösung. Verwandte kauften ihn los, und, wie Shakespeare's Horatio »ein Mann, der Stöße und Gaben des Geschicks mit gleichem Danke nahm« — wandte er dem schwülen Afrika den Rücken und segelte dem schönen Vaterlande zu, entschlossen, von nun an in stiller Abgeschlossenheit den Müssen allein zu leben, und den Ernst der Wirklichkeit, den er bitter genug erfahren hatte, in den leichten und doch tiefen Scherz der Dichtung verwandelnd, das Leben selbst an's Bild des Lebens zu verwenden. Das Theater schien hiezu der rechte Ort, und zehn Jahre seines Lebens widmete nun Cervantes dieser halb poetischen, halb handwerksmäßigen Aufgabe; dreißig Dramen dichtete er in diesem Zeitraume, — aber seine Erfahrungen auf dieser Laufbahn scheinen so ziemlich dieselben gewesen zu sein, welche unsere heutigen Dichter darauf zu machen pflegen, und welche, fast dreihundert Jahre später, unser Goethe in unserm Don Quixote (B. Meister) mit Ironie darstellte. Genug, — Cervantes gab diese Carrière auf, und begnügte sich mit einem kleinen Aemtlehen in Sevilla. Und damit ja die hohe Poesie seines frühern Zustandes und seiner ersten, romantischen oder heroischen Dichtungen recht mit der Prosa seiner jetzigen Zustände contrastire, — verheirathete er sich. Wieder zehn Jahre verflossen in dieser häuslichen Enge, zwischen vier Pfählen, bei Kindergeschrei und ökonomischen Intermezzo's; und diese Epoche im Leben des Dichters sollte sich, in ihrer ganzen Bedeutung, so mancher neueste und himmelstürmende poetische Jüngling fest in's Gedächtniß einprägen, — der da meint, nur droben in den Wolken sitze das, was er braucht, und der, ideenselig, traumstolz und fantasiebeglückt, auf die armen Philister herabblickt, welche die alberne, gemeine Erde für ihren Wohnort halten, ihn lächelnd in die Wolken greifen sehen,

und sich da unten, so gut es gehen will, zurecht tappen. Denn es liegt eine große Lehre in der Geschichte jener zehn Jahre. Mit Thaten des Ruhmes hatte sich Cervantes geschmückt — und seinen Arm dabei eingebüßt; Drangsale der Knechtschaft hatte er erduldet — und nichts daraus gewonnen, als ein wehmüthiges Lächeln; den Glanz der Bühne hatte er aufgesucht — und bittere Enttäuschung gefunden; nun sperrt er sich, mit kalter Ironie die Träume der überschwenglichen Jugend belächelnd, in eine prosaische Häuslichkeit; der romantisch gesinnte Leser gibt ihn für immer verloren, — und der gereifte Mann, den beruhigten Blick auf das reiche Leben, dessen Sinn und Werth er nun besser kennt, zurückgewendet — erschafft ein Werk, das diesem Leben gleicht, das Werk, das seinen Ruhm gründet, und ihn für alle Zeiten sichert. Der Mann, der alle Vorbeern des Ritterthums nicht nur erträumt, sondern selbst erstritten, der ein Feenland der Schäferliebe in's Leben gezaubert, — schreibt den Don Quixote; und wer hätte ihn besser schreiben können? Die beschämte Welt sah sich getroffen; man konnte dem merkwürdigen Werke die Anerkennung nicht versagen; es ward durch alle Länder verbreitet — aber reich ist der Verfasser nicht dadurch geworden; und zu dem Ruhme gesellte sich der Neid, die getroffene Bosheit; eine Schmähschrift erschien, welche die Zeitgenossen über den Dichter irre machen sollte; Niemand schloß sich an diesen — als ein verständiger Landsmann, der ihn vor Camoens Schicksal zur Noth bewahrte. Graf von Lemos schützte ihn vor dem Hungertode. Aber dennoch dürstig, starb Cervantes am 23. April 1616 zu Madrid. Kein Zug folgte seiner Leiche, kein Denkmal schmückt sein Grab, ja nicht einmal ein gemeiner Leichenstein bezeichnet es. Nur aus der lustigen Geschichte eines sinnreichen Ritters und seines prosaischen Knapen, die er der Nachwelt als Erbtheil hinterlassen, spricht uns mit rührender Ironie des Dichters eigene Geschichte an, und Weisheit ertönt aus der Schellenkappe — dem, der sie zu hören vermag. Aber noch eine Lehre liegt in Cervantes Leben: diese Ironie, sie hat ihn nicht stumpf, kalt, frivol, blasirt gemacht; »treu blieb er« — sagen seine Biographen — »treu bis an sein Ende, der Religion und der Ehre; Wiß und Kühnheit verband sich in ihm mit Gerechtigkeit, und er war, was so Wenige zugleich sind, ein fester, gerader Mann mit feinen Sitten.«



Jules Mazarin.

Geboren 1602. Gestorben 1661.

Dieser vielbekannte Staatsmann hieß eigentlich Giulio Mazarini, und stammte aus Piscina in Abruzzo. Anfangs studirte er die Rechte, dann diente er unter den päpstlichen Truppen, und bekam in dem, wegen der Erbschaft des Herzogthums Mantua ausgebrochenen Kriege Gelegenheit, sich Richelieu gefällig zu zeigen, worauf Ludwig XIII. ihm zur Cardinalswürde verhalf, ihn in den Staatsrath aufnahm, und da Richelieu ihn auf dem Todtenbette dem Könige dringend empfahl, ihn in seinem Testamente zum Mitgliede des Regentschaftsrathes ernannte. Nach dem Hintritte dieses Königs wurde er von der Regentin, Königin Anna von Oesterreich, bei welcher er sich in außerordentliche Gunst zu setzen wußte, mit der Stelle eines ersten Ministers bekleidet. Sein Glück erweckte Neider, zumal er ein Ausländer war; auch erbitterte er das Volk durch drückende Auflagen. Das Parlament verweigerte seine Zustimmung zu neuen Geldforderungen, und als Mazarin durch Maßregeln der Gewalt seinen Willen durchsetzen wollte, erregten seine Feinde 1648 einen, unter dem Namen des Barricadenkrieges bekannten Volksaufstand, aus welchem sich der Bürgerkrieg der Fronde entwickelte. Die Königin sah sich gezwungen, mit dem Könige und ihrem ersten Minister, den das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe proscribirt, nach St. Germain zu flüchten, bis der Vergleich zu Ruel 1649 den Stand der Dinge wieder herstellte. Als Mazarin jedoch später, um die Stellung der Königin und seine eigene zu sichern, den einflussreichen Prinzen Condé und dessen Anhänger verhaften ließ, wurde er 1651 durch Parlamentsbeschluß aus dem Reiche verbannt. Doch fuhr er selbst in seiner Verbannung fort, den Hof und Frankreich zu lenken, und schon im

Februar 1652 wurde er von Ludwig XIV., der mittlerweile seine Großjährigkeit erlangt hatte, zurückberufen. Aber das Parlament erneuerte Mazarin's Proscription, setzte einen Preis auf seinen Kopf, und Condé, mit den Spaniern verbündet, trat der Armee des Königs entgegen. Dieser sah sich, um die Ruhe herzustellen, genöthigt, seinen Minister zu verabschieden, worauf Mazarin sich nach Sedan begab, jedoch, kaum daß Paris beruhigt war, von seinem Monarchen (im Februar 1653) abermals zurückberufen wurde. Seitdem stand sein Ansehen fest, und selbst das Parlament zeigte sich ihm ergeben. Nun wurden die Provinzen beruhigt, Condé als Majestätsverbrecher erklärt, der Krieg gegen Spanien mit Kraft fortgesetzt, bis Mazarin denselben 1659 durch den vortheilhaften pyrenäischen Frieden beendigte. Auch die Vermählung des Königs mit der Infantin war sein Werk. Dies befestigte seine Macht, er umgab sich mit königlichem Pompe, stürzte aber den Staat in eine Schuldenlast und bereicherte sich auf eine Weise, daß er ein ungeheures Vermögen sammelte. Sein Tod erfolgte den 9. März 1661. Er war von einnehmendem und leutseligem Wesen, behutsam, ausdauernd und vorsichtig in seiner Politik, aber auch eigennützig, launisch, heuchlerisch und wortvergessen; obschon er in Staatsverträgen sich zuverlässig erwies, um dem durch Richelieu gesunkenen Credit des französischen Kabinet's wieder aufzuhelfen. Gewandtheit und Menschenkenntniß waren ihm in hohem Grade eigen; daher er auch im Unterhandeln eine unübertroffene Fertigkeit besaß, die er im westphälischen und pyrenäischen Frieden hinlänglich bewährt hat.

Armand du Plessis,

Herzog von Richelieu.

Geboren 1584. Gestorben 1642.

Frankreich's einstiger Staatslenker, Richelieu, verdankte, nachdem er schon in seinem 22sten Jahre das Bisthum Luçon erhalten hatte, seine erste Erhebung zu politischem Einflusse der Königin Maria von Medici, welche,

als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes, Ludwig's XIII., ihn 1616 zum Großalmosenier und Staatssecretär erhob. Als später die Parteien des Königs und seiner Mutter einander in heftiger Erbitterung gegenübertraten, gelang es Richelieu, Mutter und Sohn zu versöhnen, und er wurde von der Königin 1624 in den Staatsrath eingeführt. Ein Jahr früher war er bereits Cardinal geworden, und bald stand er an der Spitze der Verwaltung. Kaum hatte er durch die Königin diesen höchsten Einfluß gewonnen, als er ihrer Politik den Krieg erklärte, ihre Verweisung erwirkte, ihre Anhänger stürzte und sich alle Gewalt über den schwachen König anmaßte, der, obgleich von einem tiefen, innern Widerwillen gegen den stolzen Premierminister erfüllt, ihn doch nicht entbehren konnte. Richelieu's Politik galt zuvörderst der Schwächung der habsburgischen Macht in Spanien wie in Deutschland, und der Vernichtung der Vorrechte des Parlaments und der Geistlichkeit. Jeder Einfluß, der ihm bei Ausführung seiner Plane in den Weg trat, wurde von ihm verfolgt und erstickt. Die Hugenotten, welche, durch Heinrich's IV. Edict von Nantes in ihren Rechten geschützt, den despotischen Absichten Richelieu's ein Hinderniß waren, bezwang er durch Waffengewalt, wobei er selbst großes Feldherrntalent entwickelte; er brachte, indem er mitten im Meere einen Damm aufwerfen ließ, ihre Hauptflüge, das feste Rochelle, zur Uebergabe, und brach so die letzte Kraft dieser Religionspartei (1629). Auch bezwang er den, durch die Herzoge von Orleans und Montmorency, als Anhänger der verbannten Königin, angeführten Aufstand, und ließ den Veltgenannten auf dem Blutgerüste büßen; ja selbst Anschläge, welche der König insgeheim begünstigte, wußte Richelieu's Kraft und Klugheit zu vereiteln. Wie er solcher Gestalt im Innern die königliche Gewalt auf den Trümmern anderer Gewalten befestigte, strebte er zugleich, Frankreich's Macht nach außen zu erweitern. Während er daher in Frankreich die Protestanten verfolgte, unterstützte er sie in Deutschland, um durch sie Oesterreich's Lage zu erschweren, und ließ dem Schwedenkönige Gustav Adolf, als Verfechter des Protestantismus, jede Hilfe angedeihen, bis dessen wachsendes Ansehen ihn plötzlich in Richelieu's eigenen Augen gefährlich darstellte, so daß dieser seine Unterstützung zurückzog. Gegen Spanien führte er einen Krieg, der zuletzt Catalonien und Roussillon an Frankreich brachte; auch veranlaßte er Portugal's Trennung von Spanien. Aber nicht nur in Deutschland und jenseits der Pyrenäen, auch in Italien arbeitete Richelieu unablässig gegen Oesterreich; er war es, der dem Herzoge von Nevers das Herzogthum Mantua zuwendete. Er starb den 4. December 1642. Ueber-

müthig, reizbar und unverföhnlich, achtete er die Mittel gleich, die zum Zwecke führten, und nie hat eine moralische Macht auf seine Entwürfe und Handlungen Einfluß genommen; in der Hand eines solchen Mannes waren seine großen Talente als Staatsmann, seine Kraft, Ausdauer und Umsicht doppelt furchtbare Waffen. Die Académie française (1635) und der Jardin des plantes verdanken ihm ihre Gründung.

Adam Oehlenschläger.

Geboren 1780.

Der Streit zwischen dem, was man »Classisch«, und dem, was man »Romantisch« nennt, — so wenig die Unterscheidung und Bestimmung dieser Begriffe die strenge Kritik aushält, — scheint doch in einer tiefen Differenz, in etwas allgemein Menschlichem begründet zu sein, da er sich immer und überall wiederholt. Betrachtet man die Charaktere und Stellungen derer, die ihn führen, etwas näher, so ergibt sich so ziemlich, daß der ewige Zwiespalt zwischen unbestimmter Sehnsucht und ruhiger Klarheit, zwischen Traum und Wachen, zwischen Werden und Sein, Jugend und Reife sich in ihm ausspricht. Als diese Differenz in der Literatur die erwähnten Namen zur Bezeichnung erhielt, spiegelte sich denn, zu Anfange dieses Jahrhunderts, die doppelte Ansicht auch in der Dichtervelt des Nordens ab. In Dänemark war es besonders Jens Baggesen, ein geistvoller, vielseitig durchgebildeter Schriftsteller, welcher damals die classische Literatur repräsentirte, indem seine eigenen Werke vorzüglich an Klopstock's Ernst und Wieland's Humor erinnern. Da trat, ihm gegenüber, ein jüngerer, gemüthlich begabter Dichter auf, der, bald in deutscher, bald in dänischer Sprache dichtend, sich vorzugsweise jener Richtung anschloß, welche man so eben in Deutschland, unter dem Namen der »romantischen« und unter dem Vorgange Tieck's u. A., einzuschlagen begann. Die Verschiedenheit der Ansicht war deutlich, sie kam laut und lauter zur Sprache, bildete sich

zur heftigen Controverse aus, erschuf Parteien auf beiden Seiten, und ward zur Nationalangelegenheit.

Der junge Mann, der diesen Impuls gegeben, Adam Dehlenschläger, Sohn des Schloßverwalters auf Friedrichsberg bei Kopenhagen, hatte seine Jugendjahre auf diesem Schlosse verlebt. Hier, in einer romantischen Landschaft, der gewöhnlichen Sommerresidenz des Hofes, umgeben von geschichtlichen Erinnerungen, fand der dichterische Sinn frühe die ihm zusagende Nahrung. Zu den juridischen Studien bestimmt, fühlte der junge Dichter jenen Sinn sich mächtig regen, und verließ die begonnene Laufbahn, um, auf Kosten der bildungsfördernden Regierung, eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien zu machen. Diese Reise entschied seine Richtung für's ganze Leben. In Deutschland bildete er sich in der deutschen Sprache so völlig aus, daß er im Stande war, später seine Werke in der Muttersprache und in der deutschen gleichsam doppelt zu dichten; und hier befreundete er sich innig mit der erwähnten, eben in Schwung gekommenen Romantik, die sich vorzugsweise das Wunderbare und die Welt der altvaterländischen Sagen zur Aufgabe der Dichtung machte; wovon alle Hervorbringungen Dehlenschläger's das Gepräge trugen. In Frankreich war ihm nicht so wohl zu Muthe, und aus dem herrlichen Italien sehnte er sich wehmüthig »nach Seeland's Buchenhain« zurück. Dort angekommen, ward er zum Professor der Aesthetik an der hohen Schule zu Kopenhagen ernannt. Um aber die Theorie der Dichtkunst mit der Praxis zu vereinen, nahm er hier zugleich an der Direction des Theaters Theil, und ließ eine Reihe dramatischer Dichtungen folgen, die seinen Namen bei den Freunden der erwähnten poetischen Denkweise in Kurzem rühmlich verbreiteten. »Aladdin,« ein dramatisirtes Märchen der Tausend und Einen Nacht, war das erste Werk, welches diesen Ruhm auf dem Festlande begründete; eine Folge historischer Dramen aus Dänemarks Sagen Geschichte befestigte und erhöhte ihn im Vaterlande; das Künstlerstück »Correggio« — der Vater einer Unzahl künstlerisch fein sollender Halbproducte — versprach ihn auch auf der Bühne fortzupflanzen, und einige spätere, prosaische Schriften trugen nicht mehr bei, ihn zu vermehren. Das erste jener Werke zeigt unstreitig einen entschiedenen Fond von Poesie, von innerem Lebensreichthum und darstellender Kraft; Wahrheit der Anschauung, Fantasie, Witz und Fülle des Wortes; die zweite Reihe fügt diesen Vorzügen eine gewisse ernste Gründlichkeit, eine männlichere Haltung hinzu; das dritte Gedicht hält eine strengere Kritik der Grundlage, auf der es gebaut ist, wohl kaum aus, und die Zeit hat

auch den frühern Enthusiasmus dafür ziemlich abgekühlt; allen diesen Werken ist aber eine gewisse naive Gemüthlichkeit eigenthümlich, die sich wohl hie und da bis in's Kindische verliert. Im J. 1816 machte Dehlenschläger eine zweite Reise durch den Continent, die er in einem »Tagebuche« beschrieb. Zum Ritter des Danebrog-Ordens ernannt, genießt er im Vaterlande, wie in der Fremde, einer freundlichen Anerkennung. Seine sämtlichen Dramen auf das Theater zu verpflanzen, wie es Goethe mit »Hakon Jarl« versucht hatte, will nicht recht gelingen. Sie sind mit zu wenig Bewußtsein oder Absicht der Erfordernisse lebendiger Darstellung gearbeitet, und überhaupt scheint sich die romantische Muse besser in Hain und Felsenschlucht, ja lieber in den formlosen Unendlichkeiten der Fantasie zu gefallen, als »auf den Bretern, welche die Welt bedeuten.«

Ludwig Tieck.

Geboren 1773.

Peter Leberecht« und ein »Kunstliebender Klosterbruder« waren die Namen unbekannter Männer, von welchen sich eigentlich dort im Humor, hier im Ernst, jene Richtung datirt, die man die neuere deutsche Romantik nannte, und die zuerst gegen die ältere, mehr verstandesmäßige, und jetzt gegen die neuere, mehr praktische zu kämpfen hatte und hat. Jener Peter Leberecht, unter dessen Namen »Volksmärchen« erschienen, die diesen Ton anschlugen, war kein Anderer als — Ludwig Tieck, der Bruder des Professors der Sculptur in Berlin. Am 31. Mai 1773 ebendasselbst geboren, regte sich sehr frühzeitig die Gabe und Lust des Erzählens in ihm, und schon im 22sten Jahre hatte er sein erstes größeres Werk »Abdallah« geschrieben. Diese Frühreise und jene Gabe, die sich allmählich, man kann sagen bis zur poetischen Geschwätzigkeit ausbildete, haben ihn zu einem der fruchtbarsten Schriftsteller Deutschlands gemacht; was sich erst völlig herausstellen wird, wenn einmal Tieck's mannigfach zerstreute Novellen und kleinere Aufsätze

gesammelt erscheinen werden. Interessant ist es, daß, auch auf der Schule, sein Talent sich nie dem Alterthume zugeneigt hat; welchem Umstande gewiß das manchmal kindisch Fantastische seiner Erfindungen und das tändelnd Formlose seiner Erzählungsart zuzuschreiben ist. Eine wechselnde Reihe von freundschaftlichen Verbindungen, wobei, wie es scheint, die Einwirkung auf ihn und die Einwirkung durch ihn sich immer so ziemlich das Gleichgewicht hielten, bezeichnet, von den Universitätsjahren zu Halle an, Tieck's weiteres Leben; und es ist interessant, diesen Verlauf zu verfolgen, da in ihm zugleich die ganze Geschichte und alle Individuen jener oben erwähnten romantisch-deutschen Literaturepoche sich darstellen. Die erste dieser Verbindungen war die mit Wackenroder. Er war der Verfasser jener »Briefe eines kunstliebenden Klosterbruders;« eines Buches, von dem sich leider eine ganz verkehrte Richtung in der Kunstkritik herschreibt, die manche Anhänger zählte, — ja vielleicht noch zählt! eine Richtung, welche einen fantastischen Enthusiasmus an die Stelle des Geschmacks, eine andächtige Schwärmerei an die Stelle der Kenntniß und Einsicht setzte. Hier begann die seriöse Seite jener Romantik; zum Glück hatte Tieck's Charakter zu viel Elasticität, um sie einseitig zu cultiviren; es gestaltete sich ein gemüthlicher Humor in ihm, und die Volksmärchen, die er unter dem Namen Peter Leberecht herausgab, fanden herzlichen Anklang. In Jena knüpfte sich eine neue Verbindung mit den Brüdern Schlegel, von welchen der ältere durch mannigfache, vielseitige Kenntnisse, der jüngere durch excentrische Genialität, anregend auf Tieck wirkten; aber den allzufrühen Verlust Wackenroder's konnte nur der auch früh dahin geschiedene Baron von Hardenberg ersetzen, der, unter dem Namen Novalis, einer der jugendlichen Hauptcoryphäen jener Epoche ward, und der dieselbe Ansicht mit weit mehr Wissen und Tiefe, mit weit mehr poetischer Eigenthümlichkeit verband. Eine seltsame Neigung bemächtigte sich, in Folge solcher Ansichten, Tieck's; und in einer Folge von dramatisirten Kritiken (gestiefelte Kater u. dgl.), denen Witz und Lebendigkeit nicht abzusprechen ist, führte er eine Zeit lang eine schwer begreifliche Polemik gegen ein Schattenbild, welches jene Schule »flache Natürlichkeit, leichte Aufklärerei, prosaische Ansicht« nannte; was daran wirklich war, verdiente, wie die Folge gelehrt hat, eher Verständniß und Förderung, als Reaction; denn es war das praktische Gefühl reeller Bedürfnisse. Man kann Tieck in jener Periode einen umgekehrten Lessing nennen; denn Lessing war der Erwecker jenes praktischen Sinnes, den man so prosaisch fand, und Lessing hatte, auch

mit den Waffen des Witzes, — aber gegen Fantasterei und Andächteilei, gekämpft. Die nähere Kenntniß des Theaterwesens, die sich Tieck in Hamburg, an Schröder's großem Beispiele, erwarb, und die Verhehlung mit der geistvollen Tochter des Pastor Alberti, gaben jenen Tendenzen eine Zeit lang ein Gleichgewicht, und in den romantischen Dramen »Genoseda« und »Octavianus« erreichten sie ihre rechte und zu billigende Sphäre, — als freie Gebilde der Poesie, ohne Bezug auf Leben und Wissen, rein und zart. In diesen Werken feierte die deutsche Romantik ihre Verkärung, — aber nur zu bald, indem sie sich wieder mit dem Leben berührte, welches nun einmal ganz andere Forderungen macht, erregte die Richtung Tieck's ernstliche Besorgnisse in denen, die den poetisch reich begabten jungen Mann wahrhaft achteten; Besorgnisse, welche durch eine Reise nach Rom, welche Tieck im Jahre 1806 unternahm, nicht vermindert wurden. Aber es ist eine schöne Günst, welche die freundliche Natur begabten Lieblingen erweist, daß, nach manchen labyrinthischen Pfaden, die der Jüngling träumend durchirrt, endlich der reife Mann doch noch erwacht, und sich, ohne gelähmt zu sein, auf dem lichten, geraden Wege wieder zurecht findet. Zwölf Jahre nach jener römischen Wallfahrt folgte eine Reise in das hochpraktische England, wo Tieck seine Lieblingsstudien über Shakespeare zu vollenden wünschte. Nach Dresden zurückgekehrt, zeigte Tieck durch die »dramaturgischen Blätter« eine gründlichere und mehr dem Leben zugewendete Beschäftigung seines Geistes, obwohl manche grillenhafte Ansicht darin, z. B. die bekannte, von der Lady Macbeth als »einer liebevollen Gattin,« die alte Gewohnheit abenteuernder Fantasie durchblicken ließ. Aber ein freudiges Staunen ergriff Alle, die es mit Tieck redlich meinten, als seine Novelle: »Verlobung,« erschien. Mit Ueberraschung sah man hier den frühern Vorkämpfer des mystischen Romanticismus sich auf die Seite des gesunden Menschenverstandes und der reinen Sittlichkeit stellen; wie ein klarer, blauer Himmel trat sein gesundes, heiteres Wort aus den frühern Nebeln hervor; Goethe selbst konnte sich nicht enthalten, ihm ein freudiges Glückauf! zuzurufen, — und mit Vergnügen nahm nun das Vaterland von dem greisen, aber unerschöpflichen Dichter eine lange Reihe didaktischer Novellen auf, die, wenn auch von ungleichem Werthe, wenn auch der alte Dämon hin und wieder spukt, wenn auch eine gewisse Geschwähigkeit sich gar nicht zu beschränken weiß, doch manche Perle des Gedankens und der Darstellung in ihrer Kette aufzuweisen haben. So lebte nun Tieck, geachtet und geliebt, einfarmer seit dem Verluste einer innig geliebten, gabenvollen Tochter, in seinem

Dresden. Seine Bemühungen, auf dem dortigen Theater Shakespeare's Werke, wie sie, für ihre Zeit, verfaßt wurden, der Gegenwart vorzuführen, blieben so erfolglos, wie jene Goethe's um Tieck's eigene Dramen. Wer seine Abendgesellschaften besuchte, rühmte seine Liebenswürdigkeit im Umgange, sein geistvolles, reiches, witziges Gespräch, seine Versatilität, und besonders seine Gabe vorzulesen, wodurch er eine neue Art von Berühmtheit erlangt, und seinen Vorzügen noch einen geselligen hinzugefügt hat. Im September 1842 verließ Tieck Dresden gänzlich, um einem Rufe nach Berlin zu folgen. Ein Schlaganfall, der seitdem ihm Hand und Zunge lähmte, hatte wenigstens keine lebensgefährlichen Folgen. »Tieck ist ungemein wahr — schrieb die feine Menschenbeobachterin Rahel Barnhagen von ihm — und so naiv, als ob er von Glas wäre; so läßt er seine innersten Untersuchungen sehen, in den einfachsten Worten, wie ein geistreiches Kind.« Sein Bild, von Vogel gemalt, welches im Jahre 1841 in der Wiener Kunstausstellung glänzte, repräsentirt vortrefflich die kluge und gemüthliche Lebendigkeit seines Wesens, den feinen, scharfen Blick des Auges, das freundlich milde Lächeln des Mundes. Hat die Geschichte seines innern Lebens einige Aehnlichkeit mit dem des großen Cervantes, dessen Meisterwerk er auch nach Deutschland verpflanzte, so ist nur zu wünschen, daß sich In- und Ausland, Mit- und Nachwelt, nicht sowohl an die Irrfahrten Don Quixote's, als an den Meister sich halten mögen, der, indem er sie erzählt, mit heiterer Selbstironie darüber scherzt!

Fr. A. Vicomte de Chateaubriand.

Geboren 1769.

Mit Recht hat man behauptet, dieser merkwürdige Mann, den die Welt als Dichter, Historiker, Philosophen, Publicisten, praktischen Staatsmann, Minister, Diplomaten, Pair und Parteioberhaupt kennen gelernt hat, sei mehr als ein Individuum; er könne, ganz und gar durchdrungen von der Substanz seines Volkes, und weil keiner so, wie er, die ganze Fülle des Nationalsinnes in sich aufgenommen, als der glänzendste Ausdruck und Re-

präsentant des neuern Frankreichs, sein Leben als das Epos dieser Zeit gelten, und die Franzosen hätten, wenn sie ihre politische und Culturgeschichte der letzten fünfzig Jahre verkörpert sehen wollten, nur auf ihn zu blicken. Chateaubriand ist aus St. Malo in der Bretagne gebürtig. Der mittelalterliche Adelsgeist seiner Vorfahren offenbarte sich auch darin, daß sie lieber allmählig verarmen, als sich unter die Hofpartei mischen wollten. Nach vollendeten Gymnasialstudien ging er auf einige Zeit in das Seminar, dann in die Marineschule zu Brest. Aber sein schwermüthiger, der Einsamkeit zugewendeter Sinn ließ es ihm dort wenig gefallen, und sein Vater, ein harter Mann, wußte mit dem jungen Menschen nichts weiter anzufangen, als ihm 1787 zu einem Unterlieutenantspatente zu verhelfen. Doch der junge Lieutenant hatte nur Sinn für Versemachen, und selbst das Leben am Hofe, wo er Zutritt erhielt, gewährte ihm kein Interesse. Mit sich selbst nicht im Reinen, ging er in den Jakobinerclub; doch hier gefiel er sich am allerwenigsten. Malesherbes, der sein Verwandter geworden war, hatte in des jungen Chateaubriand entzündbarem Geiste die Liebe zu Reiseabenteuern erweckt. Als daher durch seines Vaters Tod ihm einige Geldmittel in die Hand kamen, schiffte er — von dem Projecte erfüllt, die nordwestliche Durchfahrt zu finden — sich 1791 in St. Malo ein. Amerika's Urnatur mit ihren großartigen Wundern und Erstlingsgeschöpfungen umfing, wie eine Riesenjungfrau, ihn mit mächtiger, geheimnißvoller Wonne; jener gewaltige Naturgeist der neuen Welt durchrauschte fortan seine Dichtungen und Werke, die heitere Glut des Orients leuchtete ebenfalls darein, und man hat daher Chateaubriand's Styl treffend mit den weißen Säulen von Palmyra verglichen, die, unten von griechischer Arbeit, auf den Capitälern mit den Lianen der Wüste verziert sind. Von allen Begleitern, endlich selbst von seinem Bedienten verlassen, schloß er sich einigen, nach dem Süden ziehenden Indianerfamilien an. Aber die Flucht des Königs von Frankreich, die er in Louisiana erfuhr, trieb ihn plötzlich in sein Vaterland zurück. Er erreichte es nur, um es als Emigrant wieder verlassen zu müssen. In Koblenz erging es ihm nicht nach Wunsch; er mußte endlich gar als Gemeiner in eine der breton'schen Volontair-Compagnien eintreten, wo Krankheit und Wunden ihm übel mitspielten. Einige Zeit hielt er sich in Brüssel auf, nahm an einem mißlungenen Angriffe auf die Bretagne Theil, und ging dann nach London, wo er, krank und mißmüthig, traurige Jahre verlebte (1793 — 1800). Doch begann in England seine eigentliche literarische Thätigkeit; namentlich strebte der frühere Träumer, zum historischen

Bewußtsein erwachend, nunmehr die großen Räthsel seiner Zeit zu lösen. Er schrieb den merkwürdigen »Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française.« Der Tod seiner Mutter wirkte so tief auf sein Gemüth, daß er sich wieder in den Schooß der katholischen Religion flüchtete. In dieser Periode entstanden: »Atala,« »Réné,« »le génie du christianisme,« später »les martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne.« Im Mai 1800 kehrte er nach Frankreich zurück, wo er mit Fontanes und Laharpe das Journal: »Mercure de France,« herausgab, welches für die Wiederherstellung der alten monarchischen und religiösen Doctrinen kämpfte. Bonaparte, dem diese Richtung gefiel, da er sie, zwar nicht für die Bourbons, wohl aber für sich selbst zu benutzen trachtete, behandelte Chateaubriand mit besonderem Wohlwollen, schickte ihn 1803 als ersten Gesandtschaftssekretär nach Rom, stellte ihn, als er ohne Erlaubniß zurückkehrte, als bevollmächtigten Minister bei der walliser Republik an und versprach ihm den Gesandtschaftsposten in Wien. Aber trotz dieser glänzenden Aussichten reichte Chateaubriand sogleich nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien seine Entlassung ein. 1806 unternahm er eine Reise nach Jerusalem, deren Frucht das »Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris en allant par la Grèce et revenant par l'Egypte, la Barbarie et l'Espagne« war. Als 1814 auf Frankreichs Thron die Bourbons zurückkehrten, denen Chateaubriand's legitime und royalistische Gesinnungen jederzeit gehuldigt hatten, verfaßte er seine berühmte Flugschrift: »Bonaparte et les Bourbons,« welcher Ludwig XVIII. das Zeugniß gab: sie sei für ihn eine Armee gewesen. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba folgte er dem Könige nach Gent, wo er Staatsminister ward. Aber nach Ludwig's XVIII. zweiter Rückkehr schloß Chateaubriand sich den Ultras an, setzte sich gegen Richelieu's Verwaltung in heftige Opposition, und erhielt nach dem Erscheinen seines Buches: »La monarchie selon la charte,« seine Entlassung aus dem Staatsrathe. 1816 — 1821 war er, als Redacteur des Ultra-Journals: »Le conservateur,« die Hauptstütze der royalistischen Contreopposition. Unter dem neuen Ministerium wurde er 1822 als Gesandter nach London geschickt, wo er die »Histoire des quatre Stuart« schrieb. Auf dem Congresse zu Verona strebte er mit Eifer darauf hin, den schwebenden Fragen hinsichtlich Spaniens eine friedgerische Wendung zu geben, da er durch einen Krieg das Ansehen der Bourbons zu heben, die Parteien in Frankreich zu beruhigen hoffte. Alle euro-

päpſtlichen Monarchen zeichneten ihn aus; in Frankreich ſelbſt dagegen wurde er mit Kälte behandelt, und 1824 erhielt der Miniſter des Auswärtigen ſeine Entlaſſung. Er ließ ſich nun in eine ſcharfe Oppoſition gegen Wiſſete ein, ward unter Martignac 1828 Geſandter in Rom, reichte aber, als Polignac an die Spitze der Geſchäfte trat, ſofort ſeine Entlaſſung ein, und ſchrieb gegen die Ordonnanz für die Preſſefreiheit. Während der Julitage 1830 befand er ſich in Dieppe bei Madame Recamier, eilte auf das erſte Gerücht nach Paris, wurde vom Volke erkannt und im Triumphe getragen, hielt in der Pairskammer ſeine bekannte glänzende Rede zu Gunſten des Herzogs von Bordeaux, verſagte, weil er der alten Dynaſtie nicht untreu werden wollte, dem Könige Ludwig Philipp den Eid der Treue, und trat, mit Verluſt ſeines Einkommens von 12,000 Francs, aus der Pairskammer. In den letzten zehn bis elf Jahren hat er mancherlei Irrfahrten und legiti-miſtiſche Beſtrebungen unternommen, die zu ſeiner, nun als abgeſchloſſen zu betrachtenden öffentlichen Laufbahn keinen weſentlichen Beitrag gewäh-ren; hinlänglich bekannt ſind ſeine Reiſen nach Schottland und Böhmen, ſein kurzer Aufenthalt in der Schweiz und ſeine momentane Verhaftung in Paris. Von Seite der franzöſiſchen Literaten genießt der liebenswürdige und in-tereſſante Greis eine Verehrung, welcher kaum etwas gleich kommt. Seine Ideen über Europa's, beſonders aber Frankreichs Zukunft hat Chateaubriand am erſchöpfendſten in den bekannt gewordenen Fragmenten ſeiner »Mémoi-res d'outre-tombe,« und ſeinen trefflichen »Etudes historiques« ausgeſprochen. Wichtige Aufſchlüſſe zur Zeitgeſchichte gewährt ſein neueres Werk: »Congrès de Verone, guerre d'Espagne.« Vor Allem bedeutsam aber werden ſeine Memoiren ſein, die erſt nach ſeinem Tode erſcheinen ſollen und das Leben dieſes merkwürdigen Mannes, das ſo tief in der Gegenwart Frankreichs wurzelt, von allen Seiten beleuchten und erklären werden.



Alphonse de Lamartine.

Geboren 1790.

Der Familienname dieses vielbekannten französischen Dichters und Staatsmannes, welcher den 21. October 1790 zu Macon geboren wurde, ist de Prat; später nahm er den Namen eines Oheims mütterlicher Seite an. Sein Vater war Major eines Reitereiregiments unter Ludwig XVI.; auch die Familie seiner Mutter stand dem Hofe nahe; daher walteten in dem Hause feste royalistische Gesinnungen, welche selbst die durch die Revolution bereiteten Leiden und Prüfungen muthig bestanden. Alphonse erhielt eine fromme Erziehung, welche er in dem Klostercollegium zu Belley beendigte, wo die von seiner Mutter ihm eingepflanzten religiösen Keime noch tiefer Wurzel faßten. Nach seinem Austritte aus dem Collegium unternahm er eine kurze Reise nach Italien und kam im Beginne des Kaiserreiches nach Paris, wo Talma sich für ihn interessirte und sich von ihm Bruchstücke einer Tragödie: »Saul,« vorlesen ließ. Nach dem Sturze des Kaiserreiches bot der Jüngling der von seinen Vätern treu verehrten alten Dynastie seine Dienste an, und trat in eine Compagnie der Gardes-du-corps ein. Nach den hundert Tagen gab er den Dienst auf; zwei Leidenschaften hatten sich ausschließend seiner bemächtigt: der Durst nach literarischem Ruhme und die Liebe zu einem weiblichen Wesen, das der Tod sehr frühzeitig seinen Armen entriß und seiner Poesie dadurch jenen schwermüthig-schwärmerischen Ausdruck verlieh. Die Voltaire'sche Schule hatte damals alle Poesie und allen Glauben zu derselben so völlig todt gemacht, daß Lamartine Mühe hatte, einen Verleger zu seinen berühmten »Méditations« (1820) zu finden. Dieses sein erstes Werk erntete so viel Bewunderung und Beifall, daß binnen vier Jahren 45,000 Exemplare davon abgesetzt wurden. Dieser glänzende Erfolg eröffnete ihm zugleich eine diplomatische Laufbahn. Er wurde der französischen Gesandtschaft in Toscana beigelegt, wo der schöne Himmel Italiens ihn zu neuen Gefängen begeisterte. Nachdem er einige Zeit in Neapel und London als Gesandtschaftssekretär sich aufgehalten hatte, kehrte er als Chargé d'affaires nach Toscana zurück. Seine Vermögensumstände hatten sich mittlerweile sowohl durch seine Verheirathung mit einer jungen

reichen Engländerin, wie durch Beerbung seines begüterten Oheims sehr gehoben. Doch konnten weder die diplomatischen Geschäfte, noch die Genüsse des Reichthums und einer vornehmen Stellung ihn von der Poesie abziehen. 1823 erschien die Fortsetzung seiner »Méditations«, welcher man größere Genauigkeit in der Form nachrühmte; auch hingen diese Gedichte durch geistvolle und sinnige Betrachtungen mehr mit der Zeit und der Geschichte zusammen. Nachdem er 1825 den »Chant du Sacre« hatte erscheinen lassen, kehrte er 1829 nach Frankreich zurück und gab noch in demselben Jahre die »Harmonies poétiques et religieuses« heraus. Wenn sie wegen ihrer höheren psychologischen Richtung der Menge weniger zugänglich waren, so wurden sie dafür das Lieblingsbuch der höhern Stände und der gebildeten Geister. Lamartine wurde in die Akademie aufgenommen, und stand im Begriffe, als bevollmächtigter Minister nach Griechenland abzugehen, als die Julirevolution ausbrach. Die neue Regierung bot ihm an, seinen Titel beizubehalten; er schlug es aus. Nachdem er aber der gestürzten Dynastie sein letztes Lebewohl gesagt hatte, schloß er sich freiwillig der mit den Julitagen eingetretenen neuen Zukunft Frankreichs an. In seinem eigenen Dasein ging jetzt eine große Veränderung vor. »Lieben, beten, singen, darin besteht mein ganzes Leben!« hatte er einst als junger Dichter gesagt. Von nun an warf er sich feurig in das öffentliche Leben, erhob seine Stimme auf der Tribune, und zog die parlamentarische Toga über das Poetenkleid. Doch schon seine ersten Schritte auf der neuen Laufbahn stießen auf Hindernisse; die Wähler von Toulon und Dünkirchen versagten ihm ihre Stimmen. Hierauf brachte er einen längst gehegten Plan in Ausführung; im Mai 1832 schiffte er sich in Marseille nach Asien ein, sah Griechenland, Syrien, Judäa, die Türkei und Serbien. Eine Frucht dieser Reise, auf welcher er sechszehn Monate zubrachte, war sein »Voyage en Orient,« ein Buch voll anziehender und abwechselnder Schilderungen und schöner Gedanken, überall den Dichter und Kunstfreund verrathend. Nach Frankreich zurückgekehrt, trat er 1834 für Dünkirchen in die Deputirtenkammer, erhielt sich jedoch unabhängig von allen politischen Parteien. Seit 1835 ließ er mehrere Dichtungen erscheinen: »Jocelyn,« »la chute d'un ange,« »Recueils poétiques,« mußte jedoch sich mancherlei kritische Einwürfe gefallen lassen. Die orientalische Frage gab ihm Gelegenheit, seine Gedanken über die Grundlagen eines neuen europäischen Systems kundzutun; auch sprach er feurig gegen die Todesstrafe, warm und großmüthig zu Gunsten der Findelkinder. Den Einfluß, welchen Lamartine bisweilen bei den Debatten



Verlag von J. A. Hartmann in Berlin

Verlag von J. A. Hartmann in Berlin

der Kammer ausübt, verdankt er weniger seinen Rednertalenten, als der Sittlichkeit seines Lebens, den edlen Richtungen seines Wesens, seiner ruhigen, unabhängigen, uneigennütigen und würdigen Stellung, welche er seit seinem Eintritte in die öffentliche Laufbahn sich zu bewahren wußte. Ungeachtet dieser löblichen Tendenzen hat man ihm mit Grund Mangel an praktischer Ansicht der Dinge vorgeworfen; die Fantasie des Dichters pflegt nicht selten den sichern Blick des Staatsmanns zu beirren, und so hat sich in ihm eine Art Optimismus ausgebildet, der mit dem Zeitenlaufe und dem Gange der Umstände selten zu vereinigen ist. Daher blieb auch bis jetzt Lamartine's Wunsch, eine höhere politische Stellung und Wirksamkeit zu gewinnen, unerfüllt; so daß (im December 1841) auch seine Wahl zum Präsidenten der Deputirtenkammer nicht durchgesetzt wurde. Dennoch glaubt man, daß Lamartine — obgleich von keiner Partei unterstützt, da er keiner von allen angehört — noch eine Zukunft in Frankreich habe; er selbst sieht derselben mit eben so viel Geduld als Zuversicht entgegen, und „meine Stunde ist noch nicht gekommen,“ sind die oft wiederholten Worte, womit der Dichter den Staatsmann tröstet. — Was Lamartine's Stellung als Dichter betrifft, so ist er der gerade Gegensatz zu Beranger. Wenn der Letztere im besten und schlimmsten Sinne ein Volks-, dabei aber in einem ganz ausgezeichneten Grade Kuntstichter ist, so muß Lamartine dagegen ein Naturdichter für die gebildeten Stände genannt werden. Er hat sich nie um die Grundbegriffe der poetischen Kunst bekümmert und ist allen theoretischen Discussionen fremd geblieben, weshalb man bei ihm bedeutenden Verstößen gegen Grammatik, Poetik und Metrik begegnet. Wenn er gleichwohl im Großen und Ganzen so gute Sachen schreibt, so beweist dies, daß er einen natürlichen Geschmaç besitzt, der auch seinen hohen Werth hat. Die Natur seiner Lyrik bringt es mit sich, daß er nie Volksdichter sein kann, vielmehr solcher Leser bedarf, welche Geistes- und Gefühlsbildung genug haben, um ihre Empfindungen als etwas Objectives zu behandeln. Sein Publikum gehört daher meist den höhern Ständen an; die Frauen lieben ihn, nicht minder viele Jünglinge und solche Männer, welche, wenn auch ihr Leben und ihr Denken mit ihrer religiösen Erziehung im Widerspruche steht, dennoch von Zeit zu Zeit sich gern der süßen Wehmuth hingeben, welche man empfindet, wenn man sich in seine Jugend zurückträumt.



Joseph Haydn.

Geboren 1732. Gestorben 1809.

Wenn man die Werke der Tonkünstler und alle Ansichten über Musik unbefangen und sorgfältig überdenkt, so erhält man das Ergebniß, daß sich zuletzt Alles um zwei Angeln drehe: ob die Musik ihre eigene Sprache habe? oder die des Gedankens, der Empfindung, der Worte begleitend ausdrücke? Auf diese Fragen lassen sich die Hauptansichten zurückführen, — aus ihnen die Nebenfragen ableiten. Die italienische Musik bekennt sich im Wesentlichen zur ersten, die deutsche zur zweiten Ansicht. Dort sprechen Melodie und Harmonie, am liebsten durch die Menschenstimme, lieblich zum Ohre; hier wendet sich das Charakteristische, am siegreichsten in kunstvoller Instrumentirung, an das Urtheil, an das Gefühl. In den höchsten Meisterwerken verbindet sich Beides, — und wenn man einen Tonkünstler nennen könnte, der gewissermaßen die Mitte jener beiden Enden ausfüllte, so wäre es — Haydn. Dieser »Phönix der Instrumentalmusik,« wie ihn Heinsie nannte, der Gründer einer neuen Epoche in ihr, durch seine Symphonien und Quartetten, die unerreicht blieben, vereinte Anmuth und Studium, Melodie und Harmonie, Originalität und Treue des Ausdrucks, — und wenn er dann und wann die Musik fast in Malerei verwandelte, so malte er nicht durch Declamation der Worte, sondern durch selbstständige Töne.

Seine Geschichte erscheint wie ein Roman. Keine Kunstanlage pflegte sich so früh, so entschieden zu äußern, als die musikalische. In einem Dörfchen an der Gränze Ungarns und Oesterreichs geboren, stand Joseph mit einem Bretchen und einer Ruthe, als er fünf Jahre zählte, des Sonntags neben seinem Vater, einem armen Wagner, der die Harfe schlug, und seiner Mutter, die, für Geld, dazu sang, — und stellte zur Belustigung der Landleute den Violinspieler vor. Ein Nachbarschullehrer bemerkte, daß der Knabe Takt hielt, nahm ihn in seine Schule und lehrte ihn lesen, schreiben und mehrere Instrumente spielen. Als er acht Jahre alt war, hörte ihn der kaiserliche Kapellmeister, der den Dechant des Orts besuchte, und machte ihn

zum Chorknaben in der Stephanskirche in Wien. Mit zehn Jahren schon versuchte er sich in sechzehnstimmigen Compositionen. Mit sechzehn Jahren verlor er seinen Sopran, — und mit ihm seine Stelle. Mittellos arbeitete er sich durch eine traurige Jugend hin. Er spielte mit, wo es etwas abwarf, gab Unterrichtsstunden, und — componirte. Unter seinen Schülerinnen war ein Fräulein von Martinez, die mit Metastasio lebte; bei ihr fand er Wohnung und freien Tisch. Der Operndichter, in der Gunst des Hofes, tafelte üppig, während, unter demselben Dache, der Tonkünstler im Bette lag, um nicht heizen zu dürfen. Das Fräulein verließ Wien, und — Haydn sah sich wieder verlassen, bis ihn ein Friseur aufnahm, dessen Tochter seine Frau ward und ihm sein weiteres Leben verbitterte. Die Stelle eines Organisten bei den Carmelitern in der Leopoldstadt näherte ihn kümmerlich, und des Nachts durchzog er mit seinen Genossen die Gassen, und spielte mit ihnen Serenaden, die er componirte. Eines Abends galt das Ständchen der Frau eines beliebten Komikers. Dieser erfuhr, daß die Musik von dem neunzehnjährigen Haydn sei, bat ihn dringend, eine Oper zu schreiben, und — nach langen, bescheidenen Weigerungen brachte ihm Haydn die Oper: der hinkende Teufel, die aber, kaum aufgeführt, ihres Inhalts wegen, verboten ward. Allein sein Ruf war nun gemacht. Fürst Esterhazy setzte ihn an die Spitze seiner Hauscapelle, und hier schuf er seine Meisterwerke. Hier componirte er die unter dem Namen »Haydn's Abschied« berühmte Symphonie, wo ein Instrument nach dem andern verstummte, und jeder Musiker, sobald er geendet hatte, sein Licht auslöschte, sein Notenblatt zusammenrollte und ging. Hier erhielt er von einem spanischen Priester den Auftrag: die sieben Worte des Erlösers am Kreuze mit Musik zu verklären. Zwanzig Jahre verlebte hier der Meister in Ruhe und stiller, genußvoller Wirksamkeit, als der Fürst seinen Hofstaat einschränkte und ihn entließ. Eine Reise nach England, wo man ihn seit Langem gewünscht hatte, umgab ihn mit Ruhm und Glanz. Die Universität Oxford ernannte ihn zum Doctor, und seine Anerkennung ward erst dann im Vaterlande allgemein, als sie erneut und gleichsam bejaht von England ausgegangen war. Auch sein Kaiser (Joseph) lernte ihn nicht in der Heimath, sondern auf Reisen kennen. Zurückgekehrt, kaufte sich Haydn ein Häuschen mit einem Garten in einer Vorstadt Wiens, und genoß in seinem Alter erst die Bequemlichkeiten, die er in seiner Jugend nie gekannt hatte. Und doch erinnerte er sich gerne jener Zeiten, da ihm der erste Umgang mit der Muse die Bitterkeit des Mangels versüßt hatte; er gedachte scherzend seiner kindischen

Versuche: »ich meinte damals — sagte er — je schwärzer von Noten das Papier, desto schöner sei die Musik. An meinem, von Würmern zernagten Clavier beneidete ich das Schicksal der Könige nicht!“ Und noch jetzt, in seinem Lebensasyle, verließ ihn die Muse nicht, die sich ihm so früh als Genius zugesellt hatte. Fünfundsechzig Jahre waren über seinem Haupte hingezogen, als er sein Meisterwerk, »die Schöpfung,“ componirte. Ihr folgten »die Jahreszeiten“ — sein letztes Werk. Die Musikgesellschaft in Wien schloß ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen wurde. Schon der Jubel des Empfangs machte auf den von Jahren und Erlebnissen gebeugten Greis einen tiefen Eindruck; aber noch gewaltiger ergriff ihn sein eigenes Werk; und bei der herrlichen Stelle: »Es werde Licht!“ fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Macht der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm Thränen über die Wangen rollten, und er, mit emporgehobenen Armen, ausrief: »Nicht von mir, von dort kommt Alles!“ Er unterlag diesen Gefühlen, und mußte weggetragen werden. Am 31. Mai 1809 senkte der Genius die Fackel, die so lange geblüht und geleuchtet hatte. Noch wallfahren Freunde der Tonkunst zu dem stillen Häuschen, das er zum Tempel geweiht.

G. F. Händel.

Geboren 1684. Gestorben 1759.

Wie fast an allen berühmten Tonkünstlern, fällt auch an Händel die Erscheinung der frühen Ausbildung des musikalischen Talentes auf. Er war, wie die Meisten aus ihnen, ein Wunderkind. Im Jahre 1684 zu Halle an der Saale geboren, von seinem Vater zum Juristen bestimmt, — componirte er im neunten Jahre eine Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten, mit fünfzehn Jahren Opern. Die Bedingungen, die der König von Preußen dem Knaben machte, wurden ausgeschlagen, die Stelle eines Kapellmeisters in Hamburg angenommen, und im Stillen ein Sümchen

von 200 Dukaten zusammengespart, um nach Italien zu wandern, und dort dem Studium der Musik zu leben. In Venedig besuchte er einen Maskenball; er setzte sich an's Clavier und fantasirte. Scarlatti stand zufällig unweit des Flügels und hörte zu. Mit jedem Takte wuchs sein Erstaunen. »Das kann nur der Teufel sein — rief er plötzlich aus — oder der Sackse!« So weit war der Ruf des neunzehnjährigen Jünglings schon gedrunken. Aber nicht den vergänglichen Ruhm des Virtuosen wünschte sich der ernste, junge Deutsche, sondern den dauernden eines Schöpfers; und auch in der Composition strebte er nicht sowohl den Lorbeer des Beifalls, als die Palme der Vollendung an. Aber der erstere kam, wie es meistens der Fall ist, mit der letztern von selbst. Die Oper Agrippina, welche Händel in Venedig, während eines Aufenthaltes von drei Wochen dichtete, ward siebenundzwanzig Abende nacheinander aufgeführt. In Rom wetteiferten die Cardinäle, ihm an Beweisen der Aufmerksamkeit zuvorzukommen. Nach einem kurzen Wiederbesuche seines Vaterlandes, während dessen er vom Kurfürsten von Hannover zum Kapellmeister ernannt wurde, ging er nach England; und in diesem Lande, das so wenige schaffende Künstler und so vielen Sinn für die Künste aufzuweisen hat, begann für Händel die Hauptepoche seines Ruhmes, ja sein eigentliches Leben und Wirken. Seine Oper »Rinaldo« ward zum Lieblingswerke des englischen Volkes; die entzückte Menge jubelte ihm zu, die Direction der Oper zu Haymarket mit einer Besoldung von 200 Pfd. Sterling ward ihm angeboten, die rauschenden Freuden und das gigantische Leben des ungeheuren London berauschten ihn, und — er vergaß der Verpflichtungen, die er früher übernommen, vergaß des Vaterlandes um Englands willen, das ihm freilich ein anderes Vaterland wurde. Ein eigenthümliches Schicksal schien den Bürger zugleich strafen und dem Künstler verzeihen zu wollen. Die Königin von England starb, und Händels beleidigter Gebieter, der Kurfürst von Hannover, bestieg den brittischen Thron. Händel erwartete nichts Gutes; und sieh, seine Strafe bestand darin — daß ihm der musikalische Unterricht der Prinzessinnen aufgetragen und sein Jahrgehalt um 400 Pfd. erhöht wurde. Dankbar für eine solche Großmuth, bethätigte Händel alle seine Kräfte, um sie durch Verdienste zu rechtfertigen. Er schuf die herrlichsten Werke; die Großen wie das Volk erfreuten sich an ihnen; der für London gewonnene Fremdling ward zum Liebling der Nation, — ein goldenes Zeitalter für Musik, wie einst das des Perikles für die bildenden Künste, schien der Welt erblühen zu wollen, und noch tönt God save the King mit Begeisterung aus jedes Britten Munde, —

eine alte Melodie, die aber Händel zurecht setzen mußte, die seinen Namen führen mußte, um Englands Herzen ganz und für immer zu besitzen! Aber — auch die Kehrseite von Perikles Zeitalter blieb nicht aus. Wandelbar ist die Gunst des Volkes, und schneller, als es berauscht ward — vergift es. Am gefährlichsten ist sie, wo sie am höchsten steigt. Themistokles zitterte bei seinen Triumphen, und — unserm Tonkünstler waren ähnliche Erfahrungen beschieden. Eine ächte Künstlernatur, hing er am Busen der Gegenwart, und wußte dem Glücke nicht jene Mäßigung entgegenzuhalten, die, wie es scheint, allein fähig ist, ihm Achtung einzulösen, es zum Bleiben einzuladen. Sein Ruhm hatte natürlich Nebenbuhler angeregt. Der strebendste derselben, Buononcini, machte ihm den Vorschlag: sie sollten Beide an einer Oper arbeiten; Jeder sollte einen Akt übernehmen, und wer, dem lauten Ausspruche des Publikums zufolge, den Sieg davon trüge, sollte der »königlichen Akademie der Musik« von nun an vorstehen. Händel ging den Wettstreit ein. Die Oper *Scävola* entstand; er setzte die Ouvertüre und den letzten Akt — und blieb Sieger. Neun Jahre lang leitete er die Akademie zur Bewunderung der Mitlebenden und Mitgenießenden; da entspann sich eine Mißhelligkeit zwischen ihm und seinem ersten Sänger Benesino, dem Liebling des Publikums, besonders der Frauen. Händel, zu stolz, um nachzugeben, kündigt ihm auf, — und die durch Jahre des Eifers und Verdienstes erworbene Gunst des Publikums ist verschert. Was kann man diesem bieten, nachdem man ihm einen Lieblingsfänger genommen hat? Allein diese eine Erfahrung war nicht herb genug. An demselben Abende wurde in zwei verschiedenen Theatern Händel's *Ariadne* und die *Ariadne* des Porpora gegeben, — und des Sängers Farinelli bewunderte Triller siegten über Händel's Ernst und Tiefe. Es würde Jedem schmerzlich gewesen sein, eine solche Demüthigung zu erleben; aber Händel's heftiger Geist, sein aufgeregter, hoher Sinn ertrug sie nicht. Hypochondrische Schwermuth erfaßte sein Gemüth, seine körperliche Gesundheit wankte, sein Vermögen gerieth in Verwirrung. Vergebens hatte er durch äußerliche Mittel sich das alte Glück zurück zu erzwingen gesucht; er ward genöthigt, Schulden zu häufen, und ein trauriges Schicksal schien die Laufbahn eines ausgezeichneten Mannes zu beschließen, und hätte sie beschloffen, wenn ihm nicht der Genius noch zur rechten Stunde zugeflüstert hätte, sein Heil nur dort zu suchen, wo es für ihn zu finden war: in seiner Kunst. Er componirte das Alexandersfest, und die Macht der Tonkunst ward offenbar. Mit Geistes- und mit Stoffgewalt faßte das musika-

liche Gemälde die Herzen der Hörer; es lockte, es rührte, es riß hin, es schmeichelte, es imponirte — und Händel's alter Glanz war wieder hergestellt. Er schuf sich jetzt eine neue, eigene Sphäre: das Dratorium. Und hier feierte er im »Messias« — den Herder »ein christliches Epos in Tönen« nannte — den Triumph seiner Vollendung. Dies Werk enthält in drei Theilen die ganze Geschichte Jesu: Geburt, Leiden, Auferstehung. Die Worte sind meist aus den Evangelien genommen; einfach, groß, feierlich. Die Musik ist melodiös, kräftig, schuldlos rein, plastisch ohne Uebertreibung, jetzt voll Sanftmuth und Bärtlichkeit, jetzt voll wilder, stürmischer Größe. »Solche Musik — sagt Heinsse — dauert ewig; sie ist gerade so natürlich, daß man sie kaum merkt, und nur der Sinn der Worte übergeht. Sie eilt überall auf den Zweck los, die Empfindung des Textes rein auf den Zuhörer überzutragen, — und wo möglich noch dabei das Ohr zu bezaubern. Es ist ganz Gluck's Art, und dieser mag nicht wenig von Händel in seine neue Bahn getrieben worden sein.« Merkwürdig bleibt es, daß dieses herrliche Werk anfangs kalt aufgenommen wurde, und nur erst allmählich jene Anerkennung eroberte, die es nun für immer behalten wird. Aber der wiederangeregte Künstler fuhr unermüdet fort, Meisterwerke zu erschaffen. Der ausdauerndste Fleiß, selbst im Herbst des Lebens, entsprach der unerschöpflichen Fülle seines Genies. Selbst als der ehrwürdige Greis, nach einer schmerzlichen Operation, das Licht der Augen verlor, wirkte er unerschüttert fort; und acht Tage vor seinem Tode sah man ihn noch zwischen den Auführungen seiner Dratorien mit Begeisterung die Orgel spielen. Ein herrliches Monument in der Westminster-Abtei zeigt dem pilgernden Deutschen die Stätte, wo die Asche eines seiner eigenthümlichsten und größten Tonkünstler ruht.



Walter Scott.

Geboren 1771. Gestorben 1832.

Längst war England die vorzüglichste Pflanzschule für Romanenliteratur gewesen. Fielding, Richardson, Sterne, Goldsmith, Smollet standen als leuchtende Sterne da. Europa wetteiferte, sie zu lesen, zu übersezen, nachzuahmen, ohne sie überbieten zu können. Das reiche und großartige öffentliche Leben Englands und das zur ruhigen Betrachtung wie zur praktischen Anschauung gleich geneigte, an jenem vielbewegten Leben ausgebildete und erprobte Naturell des Britten mag jene Vorzüge bedingen. Allein nach dem Tode der genannten Meister trat eine Pause ein, und als Byron's tragisch pathetische Muse durch den düstern Schimmer ihrer Herrlichkeit alle Augen bezauberte, schien die Prosa des Romans in Gefahr, der Vergessenheit anheim zu fallen. Da erschien, vom Jahre 1814 an, von einem nirgends genannten Verfasser, eine Reihe von Romanen, unter dem Titel: »Waverleynovellen,« welche bald die Aufmerksamkeit, die Theilnahme, die Bewunderung der gebildeten Lesewelt erregten und den Ruhm des »großen Unbekannten« in alle Regionen der bewohnten Erde verbreiteten. Die Schönheiten dieser Dichtungen hier zu analysiren, wäre eben so überflüssig als unangemessen. Eine allen gemeinsame, bestimmte, mit Wahrheit und eigenthümlichem Reize geschilderte Localität und eine besonders geistreich behandelte, geschichtliche Folie verlieh ihnen ein pikantes Interesse, — aber eine gesunde, klare, lebendige Objectivität, bei reicher Fülle der Erfindungen, eine — man möchte sagen »homerische« Natur- und Kunstvollendung macht ihren eigentlichen Werth aus. Erst im Jahre 1827 ward es bekannt, daß der Verfasser dieser lebenswürdigen Werke ein schon durch lyrische und epische Poesien bekannter schottischer Dichter — Sir Walter Scott sei. Das Leben des außerordentlichen Mannes bietet großes Interesse; es beweist mindestens, daß eine gesunde, praktische Richtung auch den zartesten, schwächlichsten Naturen noch zu Kraft, Heil und Ruhm verhelfen kann.

Von zwölf Kindern, die seinem Vater, einem streng rechtlichen, einfachen Manne, geboren wurden, starben frühzeitig sieben. Walter, den

15. August 1771 geboren, schien anfangs kräftig und gesund; allein nach einem Jahre zeigte sich's, in Folge eines heftigen Zahnsiebers, daß er am rechten Fuße lahm sei. Der Knabe ward auf's Land gebracht. Hier blieb er bei seinem Großvater bis zum vierten Jahre, — kräftiger, allein das eine Bein kürzer. Man rieth, ihn nach Bath zu schicken, wo er, nebst der Badeskur, lesen lernte. Als er zurückkehrte, schenkte ihm sein Ohm einen kleinen Klepper, den er, zum Schrecken der Tante, auf dem unebenen Boden wacker herumtummelte. Nach Edinburgh in die Schule geschickt, nöthigte, trotz seiner großen Fortschritte, seine oft wiederkehrende Kränklichkeit die besorgten Aeltern, ihn wiederholt der Tante anzuvertrauen. Im zweiten Jahre des Gymnasiums ward er durch das Springen eines Blutgefäßes so krank, daß sein Ohm, Dr. Ruthersford, seine Genesung für eine Art von Wunder hielt. Sein sanfter Charakter, sein ruhiger Muth hatten nicht wenig zu dieser Genesung beigetragen. Ohne Murren unterwarf er sich der strengsten Vorschrift des Arztes, und da ihm jede Bewegung, selbst Sprechen, untersagt war, blieb ihm nur Lesen und Schach, welches Letztere er aber später als eine »unfruchtbare Anstrengung des Geistes« ganz aufgab. Langsam erholte er sich. Im Jahre 1790 begann sein Aeußeres sehr einnehmend zu werden. An die vorige Blässe war eine blühende Frische getreten; ein helles, ja schlaues Auge, die schönsten weißen Zähne, eine hohe, freundliche Stirne und eine große Statur gaben ihm, trotz des verkürzten Fußes, ein männlich kräftiges Aussehen. Reiten, Fischen, Reiherschießen machten seine Lieblingsbelustigung aus; Sumpf, Wald und Heide seinen Lieblingsaufenthalt; bei den Büchern ward er seltener gesehen. Dagegen entwickelte er die schöne Gabe der Landschaftzeichnung an den Gegenden, die er durchstreifte. Im 21. Jahre zum Anwalt bei den schottischen Gerichtshöfen aufgenommen, zeigte Scott eben so viel Eifer, als Verstand und Kenntniß, und stieg an Achtung und Wirkungskreis so, daß er sich sorgenlos verehelichen, den schönen Landsitz Abbotsford ankaufen, und manche Stunde der heimatischen, romantischen Muse widmen konnte. Er that dieß mit einem gewissen redlichen Ernste; Studien der deutschen Dichtkunst waren die Anlässe zu seinen Erstlingen, und eine treue, emsige Geschichtsforschung gab und ordnete den Stoff zu einer langen, zahl- und lebensreichen Reihe dichterischer Gebilde. Mit dem unvergleichlichen »Lied des letzten Minstrel« begann sein Ruhm, und stieg mit jedem neuen Gedichte. Byron, der ihm seinen »Kain« widmete, unterließ nichts, ihm seine Anerkennung zu beweisen; das Vaterland zeigte sich stolz auf einen Sänger, der sich dessen

Verherrlichung zur Hauptaufgabe stellte; der König erhob ihn im Jahre 1820 zur Würde eines Baronets; und, als seine Romane mehr und immer mehr zur Modelectüre in ganz Europa wurden, fügten die steigenden Buchhändler-Gonore auch seinem Wohlstande noch hinzu, was ihm zum Reichtume fehlte. Dabei verdoppelte sich sein Fleiß, und seine Fruchtbarkeit war außergewöhnlich. Nebst den vielen Dichtungen und Romanen, die einander auf dem Fuße folgten, und theils Meisterwerke waren, theils selbst da, wo die Ausführung flüchtig erscheint, einen unglaublichen Reichtum der Erfindung und der Charakteristik bewähren, schrieb der rastlos thätige Mann noch eine Geschichte des Herenwesens, eine Biographie Napoleon's, Biographien englischer Dichter, einige geistliche Reden und eine Anleitung zur Gartenkunst und zu Baumpflanzungen, nebst manchen Recensionen, — von welchen die ersten über seine Romane auch von seiner Hand gewesen sein sollen. Sind alle diese Arbeiten auch nicht von gleichem Werth, zeigen sie mitunter von einem einseitigen Standpunkte, so haben sie doch alle das eigenthümliche Gepräge, in welches der große Werth Walter Scott's zu setzen ist: Ernst und Treue des Studiums, solide Kenntniß, subjective Wahrheit, innige, gebildete, bis in's kleinste Detail herab wahre Darstellung. Zu der so ungeheuern Thätigkeit, selbst da Scott schon auf Vorbeern ruhen durfte, trug ein schwerer Unfall bei. Sein Verleger machte Bankrott, und er büßte dadurch sein Vermögen ein. Allein seine Geistesstimmung blieb sich gleich. Er arbeitete mit unermüdlichem Fleiße. Man stellte ihm vor, daß solche Anstrengungen ihn erschöpfen würden. »Still, still!« sagte er — »so lange die Sonne scheint, ist's gut Heu machen!« — Sie schien leider nicht lange mehr. Er fing an zu kränkeln. Während der Ausarbeitung der komischen Scenen, wo er den lächerlichen Kaleb Oshaldistone zeichnete, nöthigten ihn oft innere Schmerzen, sich zu unterbrechen. Er verfiel einige Minuten lang in höchst peinliche Zustände, — ließ aber dann die letzten Worte wiederholen, und spann den Faden seiner Darstellung fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Die größte Mäßigkeit und ein kurzer Aufenthalt in Neapel gaben ihm zum Theile die verlorenen Kräfte wieder. Doch sehnte er sich aus dem heitern Süden nach seinem Hochlande zurück, und besorgte, er werde sterben, bevor er es erreicht haben würde. Es war mitten im Sommer, als er, bei drückender Hitze, nach London kam, wo man mit Schrecken gewahrte, daß er sein Gedächtniß verloren hatte. Nach und nach verbreitete sich die Lähmung über den ganzen Körper. Schreiben konnte er lange nicht mehr, mit Mühe sprach er einzelne Worte aus. Nur nach Schottland sehnte

sich sein Herz. In Edinburgh angekommen, erkannte er weder Ort noch Menschen. Als sich aber sein Feenschloß Abbotsford, die Schöpfung seiner Hände, die Heimatstätte seiner Erinnerungen und Träume, der Geburtsort seiner ewigen Dichtungen, seinem Auge zeigte, — da erhob er sich mühsam von dem in der Kutsche ihm bereiteten Lager, streckte seine Arme den ihn bewillkommenden Freunden entgegen, erkannte sie vollkommen, und, wie durch ein Wunder, seiner Sprache wieder mächtig, dankte er ihnen für ihre Liebe, — sank dann wieder zurück in seinen frühern Zustand, und erlosch allmählich wie eine Lampe, am 21. September des Jahrs 1832.

Sein Leben ist ein schöner Beweis von der Kraft des Geistes über den Organismus; seine Werke bleiben für immer Muster einer naturgetreuen, geist- und lebensvollen, wahrhaft poetischen Darstellung; sie haben manche Kritiker, viele Nachahmer, aber Niemanden gefunden, der sie an Größe der Wirkung, bei gleicher Natürlichkeit der Mittel, bei verständigem Gehalte, ohne Beihülfe von fremden Tendenzen oder unwahren Effecten, übertroffen hätte.

Lord Byron.

Geboren 1788. Gestorben 1824.

George Byron Gordon (so wurde er des Betragens seines Vaters wegen genannt, der das Vermögen seiner Gattin Katharina Gordon in wenig Jahren durchjagte, sie dann mit ihrem einzigen Sohne in einem trostlosen Zustande verließ, und nach Frankreich flüchtete) ward in Dover geboren. Trauernde Mutterforge war seine früheste Pflege — Mutterforge, die ihn verweichlichte und verzärtelte. Sieben Jahre alt, ward er von der Mutter in die Schule nach Aberdeen gesandt, wo Fischen, Schwimmen, Schießen seine Lieblingsstudien waren. Spuren eines höher begabten Geistes, einer strebenden Seele zeigten sich schon damals im kindischen Spiele. Im Jahre 1798 starb William Lord Byron zu Newstead, kinderlos, und George Gordon succedirte seinem Großonkel. In Folge dieses Glückwechsels ward er,

nun zehn Jahre alt, der mütterlichen Pflege entnommen, und kam in die Isabellens, der Schwester des verstorbenen Lords, einer Dame, die, nachdem sie in der Welt als Schönheit und als Dichterin geglänzt hatte, sich ohne bekannten Grund plötzlich in eine melancholische Einsamkeit zurückzog. Ihr Pflegling wurde nun aus der Gesellschaft ländlicher Schuljugend in die der vornehmen Jünglinge verpflanzt; und auch hier zeichnete er sich nicht so sehr durch Schulsleiß, als durch Lebhaftigkeit, Wiß, Geschick und Kühnheit aus, — wovon so manche Anekdoten zeugen, die man sich aus jener Zeit von ihm erzählt. In sie fällt auch die Geschichte seiner ersten Liebe, zu Miss Chaworth, die, einige Jahre älter als er, später eine andere, für sie nicht glückliche Ehe einging. Nach lustig beendeten Universitätsjahren schlug der neunzehnjährige Lord seine Residenz zu Newstead-Abbey auf, wo er, zwischen Jagd und Tafelvergnügen, ein fröhliches Leben führte. Lectüre und Dichtkunst füllten die übrige Zeit aus. In jenen Tagen erschienen, unter dem Titel »Stunden des Müßiggangs,« seine ersten poetischen Versuche. Sie fanden Anerkennung und Tadel. Der Plan zu einer großen Reise bewegte inzwischen die Seele des jungen Dichters; er kam zur Reise, und im Jahre 1809 schiffte sich Byron mit J. Hobhouse nach Lissabon ein. Von da ging es durch das südliche Spanien zum mittelländischen Meere. Nach einem kurzen Abenteuer in Sevilla, einem flüchtigen Aufenthalte in Malta, besuchte er den Pascha von Janina, der ihn, um der kleinen Ohren, des geringelten Haars und der weißen Hände willen, als einen Mann von Rang anerkannte, und mit orientalischer Pracht bewirthete. Am dritten Mai 1810, als seine Fregatte in den Dardanellen vor Anker lag, schwamm Byron, ein zweiter Leander, den Hellespont hindurch, von der europäischen zur asiatischen Küste. Nach der Rückkehr, in Konstantinopel, verließ ihn sein Gefährte, und er wanderte, allein mit seiner düstern und wehmüthigen Muse, durch Griechenland — bis ihn, nach einer zweijährigen, an romanhaften Abenteuern jeder Art reichen Abwesenheit, Familienvermögens- Angelegenheiten in's Vaterland zurückriefen. Er kam nach Newstead, um — den Verlust seiner Mutter zu beweinen. Aus schwermüthiger Einsamkeit sandte er nun seinen »Childe Harold« in die Welt — ein Gedicht, welches in England eine Bewegung hervorbrachte, wie seit einem Jahrhunderte keines sie hervorgebracht hatte. Der Lord erschien nun in der großen Welt Londons, und was sein Ruf begonnen, vollendete der Zauber seiner Persönlichkeit. Die Anekdoten, von denen seine Lebensgeschichte wimmelt, nehmen nun einen andern Charakter an, und spiegeln, wie die frühern den Dichter und Aben-

teurer, jetzt den Mann nach dem Herzen der Welt. Im Januar 1815 reichte er der einzigen Tochter Sir Ralph Milbank's die Hand. Ein Jahr zuvor schon hatte er um sie geworben, war aber zurückgewiesen worden. Es wäre für Beider Glück besser gewesen, wenn es dabei geblieben wäre. Die Ehe fiel nicht glücklich aus. Alle Arten fashionabler Extravaganzen erschöpften das Vermögen der Lady; es ergaben sich Zerwürfnisse, über deren Inneres ein Schleier ruht, und — nachdem sie ihm eine Tochter geboren, kehrte Byron's Gemahlin für immer in den Schooß ihrer Familie zurück. Nach diesem Ereignisse verließ Byron England — um es nie wieder zu sehen. Er ging nach Frankreich, besah auf dem Wege nach Brüssel mit dichterischer Behmuth das Schlachtfeld von Waterloo, und fuhr den Rhein hinauf bis Basel. Am Ufer des Genfersee's brachte er den Sommer zu, und besang seine freiwillige Verbannung in so manchem hinreißenden Accorde. Nachdem er die Schweiz verlassen, hielt er sich am längsten in Venedig auf. Die elegische Größe, die poetische Eigenthümlichkeit dieses Ortes stimmten ganz besonders zu seinem Innern; er fühlte sich wie heimisch, und hier dichtete er seine großartigsten Werke. Allein Italien war seinem Dämon auf die Länge zu heiter; es trieb ihn weiter in ein bewegteres, düstres Leben, in Kampf und Gefahr. Der Gedanke, sich dem griechischen Kampfe anzuschließen, erfüllte ihn, — und er führte ihn aus. Im August 1823 kam Byron mit einigen Freunden in Cephalonia an. Hier bot er den Griechen Geld und Hülfe. Die Uneinigkeit ihrer Heerführer erschwerte seine Bemühungen. Allein in Missolonghi ward er mit Jubel empfangen. Hier war sein erster Schritt, die rohe Grausamkeit, mit welcher der Krieg geführt ward, zu zügeln, was ihm zum Theile gelang. Eine Expedition auf Lepanto, an der Spitze von 500 der bravsten Sulioten, war seine nächste Unternehmung. Leider wurde sie durch dazwischentretende Zufälle erst verzögert, dann — durch Byron's Tod vereitelt. Ein epileptischer Anfall, seit welchem er sich nicht recht mehr erholte, verkündete die tragische Katastrophe. Mit dem Vorgefühle seines nahen Endes traten die Bilder seiner Gattin und seiner Tochter schmerzlich vor seine Seele. Sie noch einmal zu sehen, wäre sein sehnlichster Wunsch gewesen. Er ward nicht erfüllt. Die Namen von Beiden waren seine letzten Ausrufungen. Ein feierliches Leichenbegängniß begleitete seine Reste, die nach England geschifft wurden. Ganz Griechenland war in tiefster Trauer.

Ueber Byron's Werth als Dichter hat die Zeit längst entschieden. Mag auch gehaltlose Affectation, modische Verkehrtheit und Schwäche sich unter

den Deckmantel seiner Eigenheiten gesücht, sein Beispiel gemißbraucht haben, um der eigenen Nichtigkeit einen geborgten Schimmer zu verleihen; er selbst bleibt groß und unnachahmlich, liebenswürdig selbst in seinen Fehlern, wie eine wildschöne Landschaft, deren Reiz die Verwüstung, die darin herrscht, nur noch erhöht. Was er von Lara sagt, gilt von ihm: »Er umspinnt die Hörer mit einem düsteren, aber unwiderstehlichen Zauber.« — Was ihn aber vorzugsweise hoch stellt, das ist die Tiefe des Gefühls, die Fülle und Größe des Gedankens. Er rührt überall an die höchsten Aufgaben des menschlichen Daseins. Wer hat sie je gelöst? Aber versunken in ihre Labyrinth folgen wir, wohin er uns winkt, und lehren, wenn er scheidet, wie nach einer magischen Erscheinung, in das nüchterne Leben zurück.

Gioachino Rossini.

Geboren 1789.

Ein ganzer Esenreihen geflügelter Noten und Coloraturen tanzt um den Namen »Rossini«, und mitten durch die gesprengten Carrées zürnender Contrapunctisten und Klassiker bricht sich der heitere Triumphzug des Maestro Bahn, der seiner Wiege Italien die hartnäckig bestrittene Welt-herrschaft im Reiche des Gesanges leicht und zierlich wieder eroberte, bis die besiegten Völker des Nordens und Westens sich unter das sanfte Joch seines Thyrsus beugten. Zu Pesaro im Kirchenstaate geboren, und frühzeitig im Gesange unterrichtet, vollendete er seine ersten musikalischen Studien auf dem Lyceum zu Bologna, und trat auf einem dortigen kleinen Theater neben seiner, als Sängerin angestellten Mutter schon als Knabe mit Beifall auf. Später mochte er sich mehr mit theoretischen Studien abgeben, obschon er, wie man weiß, nie einen gründlichen Cursus unter der Leitung irgend eines namhaften Lehrers gemacht hat, und, eben weil er Rossini war, eines solchen vielleicht auch nicht bedurfte. Als 1808 zu Bologna einige seiner Instrumental- und Gesangscompositionen, und zu Rom 1812 seine ersten

beiden Opern: »Demetrio e Polibio« und »L'inganno felice,« zur Ausführung kamen, beglückten die Liebhaber den jungen Menschen bereits mit einem gnädigen Nicken; aber damit reichten die bequemen Gönner nicht lange aus, denn nur wenige Jahre verflossen, und der Ruf des Maestro flog durch ganz Europa, überflutete Italien und das leicht gewonnene Frankreich, bezwang das störrige Albion, weckte mit Trommeln, Trompeten und Trillern das bedächtige Deutschland aus seiner klassischen Ruhe, und beherrschte die musikalische Welt von Conservatorium und Oper bis herab zur Drehorgel. Noch nie hatte man solche Berühmtheit mit solcher Popularität vereinigt gesehen. Zwar stukten anfangs manche Sänger über die Schwierigkeiten, die Rossini ihren Kehlen zumuthete, und auf denen er, geringfügig erscheinende Fiorituren nicht ausgeschlossen, mit eigensinniger Ausdauer bestand. Aber bald lernten sie einsehen, wie sehr Rossini hierin ihren eigenen Vortheil vor Augen hatte, wie aus all' diesen kleinen Angsten der Kunst sich tausend neue und überraschende Effecte für den vortragenden Künstler entwickelten, und der Componist freigebig die Fülle seines Beifalls mit dem Personale seiner Opern theilte. Von da an wurden die Sänger seine Verbündeten, wie er unablässig der Mehrer ihres Ruhmes war; jede kleine musikalische Laune des Maestro erhob der italienische Sänger, vermöge seiner Faßlichkeit und feurigen Gesangsberedsamkeit, zu überraschendem Leben und Ausdrucke, jede Note gewann in seinem Munde ihre Bedeutung, und so hatte Rossini eine neue Aera der italienischen Gesangkunst begründet, noch ehe man selbst es ahnete. Wer ihn daher, wie oft geschehen, nur aus Partituren, oder nach den Leistungen hiezu ungeeigneter Sänger beurtheilen wollte, konnte unmöglich den richtigen Maßstab für ihn finden; vielmehr mußte Rossini immer in seinem unmittelbaren Zusammenhange mit der durch ihn begründeten neuen italienischen Gesangsweise aufgefaßt und betrachtet werden, und nur italienische Sänger vermochten dem Hörer das richtige Verständniß Rossinischer Werke zu ermitteln. Die Opern: »Tancredi« und »L'italiana in Algeri,« führten ihn zuerst in Deutschland ein, wo er seit etwa 1817 Mode zu werden begann. Seine erstaunliche Fruchtbarkeit, die sich in einer Flut von Opern ergoß, häufte Eindruck auf Eindruck, und ließ der Veränderlichkeit des Publikums nicht Zeit, für eine andere Erscheinung, als ihn, Aufmerksamkeit zu fassen. Am schnellsten und ungehindertsten drang sein Triumphwagen im südlichen Deutschland vor, besonders seitdem er 1822 mit der ausgezeichneten Oper Barbaja's und der Sängerin Colbran, die er eben erst

geheiratet hatte, nach Wien kam, dort seine »Zelmira« nebst mehreren andern Opern mit dem glänzendsten Erfolge selbst aufführte, und zugleich durch seine liebenswürdige Persönlichkeit und seinen wirkungsvollen Gesang Bewunderer erwarb. Langsamer brach er sich Bahn im nördlichen Deutschland, wo es theils an Sängern fehlte, die zum passenden Vortrage seiner Gesangsstücke berufen waren, theils der Widerstand der klassischen Partei, namentlich der Mozartisten, ihm nur schrittweise Raum gewährte. Durch seine Oper: »l'Assedio di Corinto«, welche den Untergang Missolonghi's feierte, zog er die große Schaar der politischen und historischen Enthusiasten auf seine Seite, und entwarf zugleich den Widerspruch der Indifferenten, da diese Oper durch ihre charakteristischen Gegensätze christlichen Heldenthums und islamitischen Grimmes eine große Wirkung erzielt. Immer aber warf man ihm, und größtentheils nicht mit Unrecht, Mangel an innerem Ernst und tieferem Charakter vor, der selbst das Tragische und Erhabene in süßliche und sentimental-elegante Weisen auflöse, oder Mangel an musikalischer Costumtreue und Wahrheit, vermöge dessen er willkürlich zwischen Lachen und Weinen wechsle, den Stoff verläugne, oder ihm widerspreche, einem idyllischen Momente eine heroische Tönung verleihe, und umgekehrt, oder antike Situationen in moderne Unbedeutenheit kleide, kurz überall, ohne Kritik und Auswahl, seine Triller, Tiraden und Reclamebravouren zum offenbaren Hauptzwecke mache, und demselben Wahrheit und Charakter des Stoffes blindlings zum Opfer bringe. Auf solche Anklagen wußte der Maestro sich freilich um so weniger zu vertheidigen, da er theils wirklich viele Angriffspunkte bot, theils in seinem gutmüthig leichten Sinne nicht einmal den Schein gehörig vermieden, sondern, vorzüglich in früherer Zeit, zu mehreren seiner Opern, selbst zu komischen und tragischen, Eine gemeinsame Ouverture verfaßt hatte. Zwar nahm er diese Vorwürfe nicht all zu ernst; vielmehr vermochte in seinem gemüthlich-epikuräischen Genußleben ihn Lob und Vergötterung eben so wenig aufzublähen, als Mißgunst und Tadel ihn zu verstimmen. Dennoch bereitete er still und eifrig seine große Rechtfertigung vor, und sein größtes, tiefstes und genialstes Werk, seinen »Tell« in den Händen, trat er plötzlich vor Freunde und Feinde, ein neuer, verjüngter, veredelter, ja in sich verklärter Rossini. Vor dieser Oper mußten alle jene Vorwürfe verstummen; denn in ihr zeigte der Meister, daß er nicht nur ohne raffinirte Effectpassagen und Trillerkunststücke dennoch glänzende Wirkungen zu erreichen verstehe, sondern auch einer gründlichen Sagedurchführung und Charakteristik fähig sei, ohne auf der andern Seite den

XXIX



Verlag von C. A. Hartmann in Posen

Stahel'sche Buchdruckerei in Posen, Nordstr. 14

leichten Zauber seines genialen Leichtsinns aufzugeben, der alle seine Schöpfungen gauleind und flatternd durchzieht. Außer den trefflichen Chören ist am »Wilhelm Tell« auch besonders die Ouvertüre bemerkenswerth, in welcher Rossini, ebenfalls zur Bekämpfung älterer, begründeter Vorwürfe, einmal ein wirklich vollendetes Meisterstück dieser Art geliefert, nachdem er sonst, mit Ausnahme der Ouvertüren zur »Semiramide« und zu der überaus frischen, grazios-muthwilligen, komischen Oper: »Il Barbiero di Siviglia«, nur solche Ouvertüren beigegeben hatte, welche nicht einmal die Ansprüche eines in allen seinen Theilen regelrecht durchgeführten Musikstückes auszuhalten vermochten, und keine weitere Bedeutung hatten, als die bloß formelle, das Publikum auf den Anfang der Oper aufmerksam zu machen. Während der Zeit, als Rossini seinen Hauptsitz in Paris hatte, von wo auch sein »Tell« ausging, gewann er an ächter Berühmtheit, obgleich er dort seine übersprudelnde Thätigkeit im Schaffen beschränkte, und mit weniger zahlreichen Productionen auftrat. Besonders erspriesslich war sein Einfluß auf die dortige große Oper, welche ihm allein die jetzige bedeutende Stufe ihrer Ausbildung verdankt. Durch ihn entwickelten sich daselbst nicht nur die vortrefflichsten Gesangstalente, von welchen die Franzosen, die bisher nur ein von allem Vortrage entblößtes und sich für Gesang ausgebendes Pärchen auf ihren Theatern zu hören gewöhnt waren, vor ihm keine Ahnung gehabt, sondern er übte hier auch ein Orchester ein, wie es hinsichtlich der geschmackvollen und präcisen Executirung noch nicht dagesewesen war. Vornehmlich aber ging von seinen Opern eine Revolution in der Instrumentirung aus, welche seit dem Aufenthalte des Meisters in Paris eine neue Gestaltung der Ansichten bei Kunstrichtern und Virtuosen bewirkte, aber leider bei seinen Nachahmern, für deren Sünden Rossini oft selbst hat büßen müssen, zum Extrem umschlug, daß auch er freilich nicht immer bei seinen eigenen Arbeiten vermieden hatte. Seitdem er durch seinen »Tell« die Einwürfe und Zweifel seiner Gegner an seinem höheren geistigen Vermögen siegreich überwunden, und den Flitter der Tagesberühmtheit durch wohlerrungenen und verdienten bleibenderen Ruhm verdrängt hatte, hieß seine angeborene Neigung zu Ruhe und Wohlleben ihn auf seinen Vorbeern ausruhen. Er verließ Paris und kehrte nach Italien zurück, wo er sich in Bologna niederließ und hier, nicht als Geiziger oder Krämer, wie der Neid von ihm erdichtete, sondern als heiterer Welt- und Lebensmann, die goldenen Früchte früheren Fleißes genießt. Als 1839, bei der Umarbeitung des Studienplanes des musikalischen Lyceums zu Bologna,

dem Maestro das Ehrenamt eines beständigen Consulanten der Anstalt angeboten wurde, äußerte er, sich durch die angebotene Stelle sehr geehrt zu fühlen, um so mehr, als er, wie schon erwähnt worden, in dem nämlichen Lyceum seine ersten musikalischen Studien vollendet habe, und fügte die Erklärung bei: es sei sein fester Vorsatz, seine künstlerische Laufbahn, so wie seine Tage in Bologna zu endigen, welches er bei dieser Gelegenheit öffentlich zu seinem Adoptiv-Vaterlande erklärte.

Jakob Meyerbeer.

Geboren 1794.

Meyerbeer, der effect- und bühnenkundigste der jetzt lebenden deutschen Componisten, stammt aus einer reichen jüdischen Familie zu Berlin, in welcher Wissenschaften und Künste eifrig gepflegt wurden. Sein Bruder, der frühzeitig dahingeshiedene Dichter, Michael Beer, hat sich durch sein Trauerspiel: »der Paria,« vortheilhaft bekannt gemacht. Er selbst ließ schon in seinem vierten Jahre musikalisches Gefühl und Talent wahrnehmen; unter der zweckmäßigen Anleitung des Klavierlehrers Lauscha, machte er bereits als sechsjähriger Knabe in den Liebhaberconcerten zu Berlin Aufsehen, und in seinem neunten Jahre galt er als einer der vorzüglichsten dortigen Pianisten. Auch versuchte er, ohne einen anderen Führer, als sein Gefühl, zu haben, sich schon damals mit Glück in der Composition, in welcher sodann der Orchester-Director Bernhard Anselm Weber, ein Schüler des Abbé Vogler, ihn unterrichtete, ohne ihm jedoch mehr, als oberflächliche Begriffe für die Kunst des Componirens beibringen zu können. Erst Vogler's belehrende Umarbeitung einer von ihm componirten Fuge gab ihm größere Klarheit, und mit fünfzehn Jahren ging er nach Darmstadt, und ward unmittelbar ein Schüler Vogler's, der damals als der gründlichste Musiker Deutschland's angesehen wurde und Stifter einer Schule der Composition war, die bereits Männer, wie Winter, Ritter, Knecht u. A. gebildet hatte, und wo eben Karl Maria von Weber's herrliches Talent

aufblühte. Nach zwei Jahren unternahm Vogler mit seinen Schülern eine Kunstreise durch die vorzüglichsten Städte Deutschland's, und der siebzehnjährige Meyerbeer wurde vor seiner Abreise von dem Großherzoge, nach Anhörung eines von ihm componirten Dratorium's: »Gott und die Natur,« zum Hofkapellmeister ernannt. Doch zeugten seine Compositionen noch sehr von dem Zwange und der Steifheit der Schule; daher auch seine erste, mehr einem Dratorium ähnliche Oper: »die Tochter Jephta's,« die er, achtzehn Jahre alt, in München aufführen ließ, wenig Glück machte. Je größeren Beifall er bisher als Pianist und Improvisator gehabt hatte, desto mehr mußte ihm, dem eiteln, durch Reichthum und äußeren Erfolg verwöhnten Jünglinge, jenes Mißlingen empfindlich sein. Er ging nach Wien, um durch neuen Applaus sich trösten zu lassen. Aber ehe er hier noch öffentlich auftrat, hörte er Hummel, und die gediegene, edle Weise dieses Meisters gab seinem Wesen eine ernstere Richtung. Zehn Monate schloß er sich ein, durch unausgesetzte Studien sich für ein würdigeres Ziel vorzubereiten. Dann erst trat er auf, und sein Klavierspiel fand die Anerkennung, welche sein festes künstlerisches Wollen errungen und verdient hatte. Man übertrug dem neunzehnjährigen Künstler die Composition einer komischen Oper für das Hoftheater, und so entstand die Oper: »die beiden Kalifen,« welche jedoch, da sie dem herrschenden Geschmacke für italienische Musik wenig entsprach und noch immer zu oratorisch gehalten war, eine kalte Aufnahme erfuhr. Doch munterte Sallieri ihn freundlich auf, und rieth ihm, nach Italien zu gehen, und dort die bisher an ihm vermißte Kunst sich anzueignen, für menschliche Stimmen zu componiren. Meyerbeer, obschon zur Zeit noch wenig für italienische Weise eingenommen, folgte gleichwohl jenem wohlmeinenden Rathe. Aber Rossini's »Tancredi,« den er in Venedig hörte, überwand seine frühere Abneigung, und machte den italienischen Styl plötzlich zum Gegenstande seiner Bewunderung und Nachahmung, zumal sein heißer Drang nach Beifall und Ehre ihm auf diesem Wege den schnellsten Erfolg versprach. Er schloß nun seine bisher zu spröde Manier ganz dem gefälligen, auf Wohlklang, Eleganz und Gefühlserregung berechneten Wesen der italienischen Schule an, und ließ 1818 zu Padua seine für die Sängerin Visaroni geschriebene Opera semiseria: »Romilda e Costanza,« aufführen, welche sich einer glänzenden Aufnahme erfreute. Ihr folgte 1819 »Semiramide riconosciuta,« für die Sängerin Bassi geschrieben, und 1820 die in Venedig mit Begeisterung aufgenommene Oper: »Emma di Ros-

burgo." Jetzt war sein Ruhm für Italien festgestellt, und die letztgenannte Oper fand auch Eingang in Deutschland. 1821 componirte er eine Oper im italienischen Style für seine Vaterstadt Berlin: »das Brandenburger Thor," deren Aufführung jedoch durch Umstände vereitelt wurde. 1822 aber brachte er in Italien »Margherita d'Anjou" mit vielem Erfolge zur Darstellung, der sich bei Aufführung dieser Oper in Frankreich und Belgien wiederholte. 1823 folgte »l'Esule di Granada," für Lablache und die Pisaroni geschriebenen, eine Oper, deren Erfolg durch die Bemühungen der Eifersucht und Mißgunst vergebens angefochten wurde. Die zweiactige Oper: »Almansor," welche er in Rom schrieb, blieb wegen plötzlicher Erkrankung der Sängerin Bassi unaufgeführt. Großen Succes feierte seine im December 1825 zuerst in Venedig aufgeführte Oper: »Il crociato," deren Hauptpartie für Bel-luti, Lablache und die Meric-Balande geschrieben waren. In diesem Werke, das minder befangen sich an die Formen des italienischen Styles anschloß und sie mit größerer Freiheit anwendete, gewährte man eine wieder erwachende Selbstständigkeit des Componisten, der darin die Merkmale seiner ersten Schule mit jenen der italienischen geschickt verbunden, und namentlich eine energischere Hervorhebung des dramatischen Princips in der Musik erzielt hatte. Entschiedener ward diese neue Richtung des Componisten, als er nach Paris kam, um dort seinen »Crocियो" in Scene zu setzen, welcher jedoch in der, nur für Rossini schwärmenden Seinestadt nicht den gehofften Anklang fand. Familienereignisse und Reisen verzögerten die Vollendung seiner Oper: »Robert der Teufel," bis zum Juli 1830, und erst im November 1831 kam sie zur Aufführung. Er hatte eine zahlreiche Partei gegen sich, die der Oper im voraus allen Erfolg abzusprechen bemüht war; bald aber mußten die Uebelwollenden verstummen. Paris hielt, wie vorher seine üblen Ahnungen, nach der Aufführung auch eben so wenig seinen Enthusiasmus zurück; die Oper hatte ungeheuren Zulauf, machte die Direction reich, und wurde in allen Theatern, in allen Ländern Europa's, ja später auch in New-Orleans, in Havanah, Mexiko und Algier mit gleichem Jubel angehört. Die Direction drang begierig auf die Composition eines neuen Werkes, und der allzeit fertige Scribe lieferte das Libretto der »Hugenotten" (in Deutschland theilweise unter dem Namen der »Guelfen und Ghibellinen" bekannt). Um den Compositeur zu schnellerer Vollendung zu veranlassen, wurde ein Reugeld von 30,000 Francs für den Fall festgesetzt, daß die Partitur nicht bis zu einer bestimmten Frist abgeliefert würde. Während der Arbeit erkrankte jedoch Meyerbeer's Gattin; er wollte sie auf den Rath der Aerzte nach Ita-

lien führen, und erbat sich einen sechsmonatlichen Aufschub zu Einstudierung seines Werkes. Die Direction schlug dies unbilliger Weise ab; Meyerbeer nahm seine Composition zurück, zahlte das Reugeld und reisete ab. Bald besann sich jedoch der Unternehmer eines Besseren, erstattete jene Summe, und die »Hugenotten« kamen im März 1836 zur Aufführung. Der eminente Erfolg, den diese Oper dort wie überall gefunden, ist hinlänglich bekannt; Franz Liszt gab bei dieser Gelegenheit folgendes geistreiche Urtheil ab: »Meyerbeer's »Hugenotten,« wenn auch nicht so populär, als »Robert der Teufel,« sind diesem bei weitem überlegen. Vetzgenannte Oper, eine schöne und große Schöpfung, hat nichtsdestoweniger Unvollkommenheiten und Mängel, wie sie jedem Erzeugniß einer Uebergangsperiode eigen zu sein pflegen; man fühlt darin ein gewisses Schwanken zwischen der italienischen und deutschen Form, die Unsicherheit eines, im hohen Grade elektrischen Geistes, der, seiner Individualität sich nicht jederzeit bewußt, Bedenken trägt, sich der eigenen Eingebung zu überlassen. »Robert« erinnert uns an jene Baudenkmäler des Mittelalters, die in einem Jahrhunderte begonnen, in einem anderen vollendet worden; ihr Anblick ist großartig und ergreift, der Mangel an Einheit und Uebereinstimmung fällt dem gewöhnlichen Zuschauer nicht auf, aber der Künstler entdeckt bald zwei sich widersprechende Eingebungen, zwei Gedanken, die sich wie zum Kampfe begegnen und kein homogenes Ganze hervorgehen lassen. Die Partitur der »Hugenotten« hingegen, wiewohl gleicherweise entstanden, ist ein freieres, vollkommeneres, in höherem Sinne dramatisches Werk. Die Instrumentation ist wo möglich noch gelehrter, die Wirkungen des Orchesters überhaupt so kunstvoll berechnet und vermännigfaltigt, daß uns bei jeder neuen Darstellung ein neues Gefühl des Erstaunens, der Bewunderung für die Kunst des Meisters ergreift, welcher mit tausend, in ihrer Zartheit fast unmerklichen Nuancen das reiche Gewebe seines Tongedichtes zu schmücken verstand. Sagen wir es mit Einem Worte: wir bemerken in Meyerbeer's Laufbahn ein fortwährendes Aufsteigen, wir sehen die Ergebnisse einer emsigen und ausdauernden Arbeit, wie sie jenen Componisten nicht genug zu empfehlen wäre, die, ohne seiner eminenten Fähigkeiten theilhaftig zu sein, sich der Pflicht fortgesetzten Lernens überhoben glauben. Dem Verfasser des »Crociato«, des »Robert« und der »Hugenotten« scheint die Lösung der großen Aufgabe vorbehalten, die definitive Vereinigung der italienischen Musik mit der deutschen zu verwirklichen. Er gehört der einen wie der anderen an; er ist, um mich eines schönen Gleichnisses von Jean Paul zu bedienen, ein

prächtiger Baum, der in Deutschland wurzelt, und dessen reich belaubte Äste nach Italien hinüberreichen.“ — 1842 genoß Meyerbeer die Freude, die „Hugenotten“ auch auf der Bühne seiner Vaterstadt Berlin, wo sie bisher noch nicht Eingang gefunden hatten, mit großem Erfolge zur Aufführung zu bringen; der König von Preußen übertrug ihm, nachdem er vorher nur den Charakter eines k. preussischen Hofkapellmeisters bekleidet hatte, im Juni 1842 den bisher von Spontini innegehabten Rang eines Generalmusikdirectors mit einem jährlichen sechsmonatlichen Urlaube, den er in Paris zubringen kann, die andere Hälfte des Jahres aber der musikalischen Leitung der königl. Bühne und der Hofconcerte widmen soll. Seines Jugendfreundes K. M. v. Weber unvollendet hinterlassene komische Oper: „Pinto,“ hat Meyerbeer zu beendigen unternommen, und somit diese Reliquie auch für die Bühne gerettet. Seine neuere Oper: „der Prophet,“ von welcher man ebenfalls große Erwartungen hegt, wird erst im Herbst 1843 in Paris zur Aufführung kommen. Seitdem hat er 1842 noch eine andere Oper: „Die Negerin,“ beendet, und eine andere: „Vater Joseph,“ begonnen. Außer seinen Opern hat er auch mehrere geistliche Musiken und eine bedeutende Anzahl deutscher, französischer und italienischer Lieder componirt, die mehr oder minder für seinen vielseitigen Beruf zeugen. An Auszeichnungen konnte es seinem Talente nicht fehlen; er ist Offizier der Ehrenlegion, Ritter mehrerer Orden und Mitglied verschiedener Akademien. Seine Eitelkeit hat ihn zu manchem Flitter verführt, und wie er durch seinen Reichtum zuerst die Stimme der Pariser Journalistik bestach, so hat er auch durch raffinierte Instrumentationen, in denen die musikalischen Gedanken auf den Gipfel des Ausdrucks getrieben sind, das Ohr oft mehr bestochen, als befriedigt. Sein Styl ist sehr gemischt, und über diese Fragmente bald ein christlicher, bald ein heidnischer Geist ausgegossen, besonders aber klingen gewisse talmudistische Weisen oft befremdlich daraus hervor. Dennoch wohnen seiner Musik ein eigener romantischer Reiz und eine Fülle bei, welche derselben einen hohen Rang unter den modernen Tonschöpfungen anweisen. Mit einer rühmlichen Ausdauer suchte sein Geist nach einem festen Ziele, suchte es zuerst in der deutschen, dann in der italienischen, und endlich in der französischen Schule, und fand so nach außen eine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, welche die Natur ihm ursprünglich versagt zu haben scheint.

Jeanne d'Arc.

Geboren 1411. Gestorben 1431.

Schiller hat die hochromantische Gestalt der »Jungfrau von Orleans« zu einem deutschen Eigenthume gemacht, und je tiefer die Forschungen dringen, desto ähnlicher scheint das Bild der Geschichte dem des Dichters werden zu wollen. Nach einem im Jahre 1420 zwischen den Königen Karl VI. von Frankreich und Heinrich V. von England geschlossenen Vertrage, fiel nach des Ersteren Tode 1422 die Krone Frankreich's an den damals noch im Kindesalter stehenden Heinrich VI. von England, für welchen sein Oheim, der Herzog von Bedford, die Regierung führte. In Frankreich wütheten die Parteien; gegen den rechtmäßigen Kronerben Karl VII. erhoben sich dessen eigene Mutter, die ihn verstossen hatte, der Herzog von Burgund und die Engländer. Unter solchen Umständen hatten die von den Feldherren Grafen von Sommerset, Warwick, Suffolk, Arundel, Talbot und Falsstolfe angeführten Engländer den größten Theil Frankreich's in ihre Gewalt zu bringen vermocht. Alle Macht daselbst aber lag in den Händen Bedford's, der sich Regent von Frankreich nannte. Ueberdies sendete England 1428 unter dem Grafen von Salisbury ein starkes Heer nach Frankreich, mit welchem Bedford zur Belagerung von Orleans zu schreiten beschloß. Während Frankreich so den inneren und äußeren Feinden zu erliegen schien, Karl VII. in stumpfer Trostlosigkeit das Unglück weiter und weiter vordringen ließ, und das bedrängte Orleans seinem Falle entgegen sah, schritt plötzlich eine Jungfrau daher, um mit Wunder wirkender Hand Frankreich's sinkendes Banner wieder zum ungewohnten Siege zu erheben. Es war Jeanne d'Arc, im Dorfe Dom-Rempy in der Gegend von Baucouleurs im Comgredidistrict geboren, ein einfaches Landmädchen, bisher nur beschäftigt, die Heerden ihres Vaters zu hüten, oder Feld und Garten zu pflanzen. Sie war schön, schwärmerisch und tief sinnig; und von der Noth ihres Königs, ihres Vaterlandes hörend, vertiefte sie sich dergestalt in den Gedanken, diese Kleinode zu retten, daß ihr zuletzt zur höheren Eingebung zu werden schien, was Anfangs nur ein dunkles Gefühl gewesen sein mochte. An einem Sommertage — so erzählen in rührender

Naivetät die Chroniken jener Zeit — es war ein Fasttag, befand sich, um die Mittagsstunde, Johanna im Garten ihres Vaters, ganz nahe bei der Kirche. Sie sah von dieser Seite einen blendenden Schein, und hörte die Worte: »Johanna, sei gut und fromm; geh' oft in die Kirche!« Das arme Kind hatte große Furcht. Ein andermal hörte sie dieselbe Stimme und sah wieder den Lichtschein, aber in demselben edle Gestalten, von denen die eine beflügelt war und ein sehr weiser Mann schien. Er sagte zu ihr: »Johanna, geh', hilf dem Könige von Frankreich, und du wirst ihm sein Reich wieder verschaffen.« Sie antwortete zitternd: »Messire, ich bin nur ein armes Mädchen, ich werde kein Pferd zu besteigen und auch die bewaffneten Männer nicht zu führen verstehen.« Die Stimme erwiderte: »Gehe nur zu Herrn von Baudericourt, Hauptmann von Baucouleurs, und er wird dich zum Könige führen lassen. Die heilige Katharina und die heilige Margareta werden dir beistehen.« Sie stand verstummt und weinte bitterlich, als ob sie ihr ganzes Schicksal in voraus gesehen hätte; die Leidensgeschichte ihrer Sendung ging an ihrem geistigen Auge vorüber. Doch gehorjam der überirdischen Erscheinung, machte sie sich im Februar 1429, kaum 18 Jahre alt, auf den Weg zu Robert von Baudericourt, dem Befehlshaber in Baucouleurs, der der Sache Karls VII. treu geblieben war, und erzählte ihm, wie der Himmel sie erwählt habe, Orleans zu befreien, und den König nach Rheims zur Salbung und Krönung zu führen. Anfangs achtete man ihrer nicht, aber sie ließ nicht nach, und so geleitete man sie endlich, zu Pferde und bewaffnet, zum Könige nach Chinon. Sie soll denselben, obgleich sie ihn früher nie gesehen, mitten aus seinen Höflingen herausgefunden und ihm, da er sie von mehreren Personen prüfen ließ, und alle Proben zu ihrem Vortheile ausschlugen, in Gegenwart mehrerer Zeugen, Dinge gemeldet haben, die außer ihm Niemand wissen konnte. Ueberall, wo man sich erkundigte, ertönte das Lob des Mädchens, und edle Frauen verbürgten, nach strenger Prüfung, Johannens jungfräuliche Reinheit. Man schenkte ihr nunmehr Vertrauen, und gab ihr Rüstung und Pferd; sie soll ausdrücklich ein vorher von ihr nie gesehenes Schwert verlangt haben, welches sich in der St. Katharinenkirche zu Fierbois befand, und durch fünf, nahe am Griffe eingegrabene Kreuze kenntlich war. Daulon ward ihr Stallmeister; nebst ihm begleitete sie der Marschall von Rays. Der König hatte nach Blois einen für Orleans bestimmten Transport Lebensmittel bringen lassen, auch daselbst ein Heer von 10,000 Mann zusammengezogen, welches der Herr von St. Severn befehligte. Johanna ging zur Uebernahme alles dessen dahin ab,

und ließ dort eine weiße Fahne für sich fertigen und dieselbe weihen. Vor Antritt ihres Zuges machte sie noch einen gütlichen Versuch bei dem Herzoge von Bedford; dann ließ sie ihr ganzes Heer beichten, entfernte alle übel berüchtigten Weiber aus dem Lager, und schickte einen Vortrab von 400 Mann nach Orleans, um ihre Ankunft für den anderen Tag anzukündigen. Ueberascht von dem Ungewöhnlichen der Erscheinung, erwarteten die Engländer nicht ohne Unruhe den Ausgang der Dinge. Glücklicherweise führte die Jungfrau den Belagerten den Transport zu, sendete das Heer sogleich wieder zurück, zog am 29. April 1429 in Orleans ein, und unternahm sodann die siegreichsten Ausfälle. Aller Muth hatte die Engländer verlassen, während ein höherer Geist das französische Heer belebte. Johanna wurde zwar am 6. und 7. Mai stark verwundet; dennoch brachte sie am folgenden Tage durch ihren Muth den Engländern eine gänzliche Niederlage bei. Suffolk mußte die Belagerung von Orleans aufheben, und sich mit seinem Heere nach Jargenau zurückziehen. Die Jungfrau lebte äußerst gottesfürchtig und mäßig; oft bestand ihre Nahrung den ganzen Tag nur in einigem, mit Wasser vermischten Weine, in welchen etwas Brod geweicht wurde. Vor einem jedesmaligen Auszuge pflegte sie die Messe zu hören, zu beichten und das heilige Abendmahl zu empfangen. Nachdem sie die Festungswerke von Orleans hatte schleifen lassen, begab sie sich zum Könige nach Tours, und bat ihn inständig, nach Rheims aufzubrechen. Vom Herzoge von Alençon begleitet, zog sie vor Jargenau, um diesen Ort zu entsetzen, wäre, da sie sich jeder Gefahr preisgab, beinahe von einem Steinwurfe der Belagerten getödtet worden, erholte sich aber bald wieder und nahm die Stadt mit Sturm. Suffolk und sein Bruder wurden ihre Gefangenen. Nachdem sie ihr Heer bis auf 12,000 Mann verstärkt hatte, schlug sie am 18. Juni die Engländer in dem Treffen bei dem Dorfe Patay, nahm die feindlichen Feldherren Talbot und Scales gefangen, und nöthigte Falstolfe zur Flucht. Im königlichen Rathe beschloß man die Fortsetzung der Eroberungen; dagegen drang Johanna darauf, daß der König bei dem Heere erscheine, mit welchem sie den Zug nach Rheims auf dem Wege nach Auxerre antrat. Am 20. Juni 1429 stieß der König mit seiner Armee zu dem wieder geschwächten Heere Johannens. Beinahe alle Städte und Flecken bis nach Rheims waren in den Händen der Engländer, doch alle diese Orte erlagen dem unbezwinglichen Muth der Jungfrau. Am 7. Juli hielt sie mit Karl VII. unter dem begeisterten Zurufe des Heeres ihren Einzug in Rheims, und stand während der Krönung (17. Juli) in voller Rüstung, die Siegesfahne haltend, in der Würde des Reichsconnetable,

neben dem Könige. Nach beendigter Ceremonie empfahl sie ihn dem Schutze der Vorsehung und wollte, nachdem nun ihre Sendung erfüllt sei, in ihre ländliche Stille zurückkehren. Aber der König, überzeugt, daß der Muth des Heeres auf ihrer Gegenwart beruhe, wollte sie nicht entlassen; auf seinen Wunsch durfte sie nicht ganz vom Kriegsschauplatze abtreten, nahm jedoch hinfort eine mehr untergeordnete Stellung ein. Auch schien, nachdem sie jene erste Bestimmung erfüllt, ihre frühere Unbesiegbarkeit von ihr gewichen. Alle ihr gemachten Liebesanträge wies sie standhaft zurück, duldete im Lager, sobald die Nacht einbrach, außer ihren Brüdern keine Männer um sich, und nahm, wenn sie in eine Stadt kam, ihre Wohnung bei tugendhaften Frauen. Im September 1429 nahm sie thätigen Antheil an der Belagerung von Paris, und wurde abermals verwundet; die Franzosen mußten die Belagerung aufgeben. Bald darauf erhob der König sie und ihre Familie in den Adelsstand mit besonderen Vorrechten; sie führte, nach dem Adelsbriefe, fortan den Namen Day, später *du Lys* (von den Lilien); ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien in blauem Felde und ein aufgerichtetes Schwert mit goldenem Griffe, eine Krone auf der Spitze desselben. Kein anderes Geschenk nahm sie vom Könige an. Sie wohnte 1430 dem Treffen von Vagny bei, in welchem die Franzosen siegten. Als gleichwohl die Engländer von Neuem vordrangen und Compiègne belagerten, warf sich Johanna in diese Stadt. Aber bei einem Ausfalle wurde sie abgeschnitten und am 25. Mai 1430 von dem burgundischen Ritter, Lionel de Wendome, gefangen genommen. Da sie hörte, daß sie ihren Erzfeinden, den Engländern, verkauft worden sei, that sie zu Boutevoir, aus dem Thurme, wo man sie gefangen hielt, einen so gefährlichen Sprung, daß sie nicht weiter kommen konnte. Am 3. Januar 1431 wurde ihr zu Rouen von ihren eigenen Landsleuten — denn der Cardinal von Winchester war der einzige Engländer unter ihren Richtern — der Prozeß gemacht. Der Bischof von Beauvois, in dessen Diöcese sie gefangen worden war, verlangte sie vor sein Gericht gezogen und klagte sie der Zauberei, Ruchlosigkeit, Abgötterei und Hexerei an; die Universität zu Paris bestätigte seinen Spruch, und der schwache Karl VII., von seinen, auf den Ruhm der Heldenjungfrau eifersüchtigen Höflingen gegängelt, that wenig, um sie zu retten. Umsonst berief sie sich auf den Papst und das Concilium; man verurtheilte sie zum Feuertode. Als man sie am 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen führte, brach ihr Muth; sie unterwarf sich der Kirche, und man milderte das Todesurtheil auf lebenslängliches Gefängniß. Aber bald fochten ihre Feinde sie als Rückfällige an, das erste Ur-

theil wurde erneuert, und die Jungfrau am 30. Mai 1431 auf dem Marktplatz zu Rouen bei langsamem Feuer verbrannt. Papst Calixtus III. ließ 1456 den Ausspruch gegen Johanna vernichten und rechtfertigte ihr Andenken. Viele Denkmale wurden der schöne hingeopferten Märtyrin Frankreich's errichtet, ein marmornes 1820 in ihrem Geburtsorte, Dom Remy. — Neuerlich hat man (namentlich in einer Schrift: „Memoirs of Johanna d'Arc etc.“) aus vielen Urkunden durch historische Gründe wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Johanna nicht auf dem Scheiterhaufen gestorben, sondern den Engländern unterschlagen worden sei, und späterhin mit einem lothringischen Edelmann, Robert des Harnois, sich vermählt habe. —

Christina,

Königin von Schweden.

Geboren 1626. Gestorben 1689.

Der Schlachtenlärm um Lützen verhallte, eine Königsleiche zog man unter den Leichenwällen hervor, es war die des großen Schwedensfürsten Gustav Adolf. Schnell ereilte die Schreckensbotschaft seine Witwe, die hochgebildete Maria Eleonora von Brandenburg, und sein einziges, kaum sechs-jähriges Kind, Christinen. Er hatte diese, weil die Reichszügel dereinst in ihre Hand fallen sollten, männlich erziehen lassen; keiner Wissenschaft blieb sie fremd. Die Stände hatten dem Könige, als er nach Deutschland aufbrach, das feierliche Versprechen geleistet, seiner Tochter, wenn er nicht wiederkehren sollte, zu huldigen, und so wurde Christine 1633 allgemein als Königin anerkannt und bis zu ihrer Volljährigkeit unter die Vormundschaft des weisen Drensjerna und vier anderer Reichsräthe gestellt. Anfangs überließ man die Erziehung Christinens ihrer Mutter, bis deren schwermüthige Stimmung eine andere Wahl nöthig machte. Christine entfaltete bewundernswürdige Talente; mit außerordentlicher Leichtigkeit schritt sie in alten und neuen Sprachen, in Geschichte, Geographie, Politik und anderen Wissenschaften vor. Aber frühzeitig verrieth sich auch, durch den Mangel der

mütterlichen Erziehung genährt, ihr Hang zu Sonderbarkeiten, zu Eigensinn und Uebermuth. Wesen und Formen der Weiblichkeit wurden von ihr verschmährt; sie trug am liebsten männliche Kleidung, und verläugnete auch durch ihre Vorliebe für Jagden, Reiten und körperliche Beschwerden ihr Geschlecht. Der Etiquette unterwarf sie sich nur mit Widerwillen, und ihr Benehmen wechselte zwischen vertraulicher Zuvorkommenheit und abstoßendem oder verhöhnendem Hochmuth, je nachdem ihre Laune es eingab. Doch bewirkte ihre frühe Verstandesreise, daß die Reichsstände ihr schon 1642 die selbstständige Regierung antrugen; sie lehnte dies ab und übernahm erst mit Eintritt ihrer Volljährigkeit (8. Dezember 1644) die Zügel des Reiches, zu einer Zeit, wo Schweden, in mehrere bedenkliche Kriege verwickelt, mehr als jemals einer kräftig lenkenden Hand bedurfte. Von Drensjerna's Rathe unterstützt, doch ohne sich von demselben unbedingt leiten zu lassen, zeigte sie einen so sicheren Takt, solche Umsicht in den Regierungsgeschäften, und verstand zugleich den Ehrgeiz der Großen so gut zu zügeln, daß man den männlichen Geist, der auf ihrem Throne waltete, bewundern mußte. Mit berechnender Klugheit schloß sie mit Dänemark am 13. August 1645 den vortheilhaften Frieden zu Brömsebroe, wodurch sie eines, wenn nicht gefährlichen, doch hemmenden Feindes sich erlebte und nun den Krieg in Deutschland mit um so größerem Nachdrucke fortsetzen konnte. Doch auch diesen strebte sie, aus Neigung zu den Wissenschaften und den Künsten des Friedens, zu beendigen, und so trat sie, gegen Drensjerna's Ansicht, welcher noch größere Vortheile für Schweden zu erringen hoffte, durch den Frieden zu Münster und Snabrück 1648, siegreich und rühmlich von dem anstrengenden Kampfe zurück. Frankreich, Spanien, England und Holland bewarben sich um ihre Allianz; sie beförderte den Handel, Künste und Wissenschaften, und war von der Nation geliebt. Allgemein war der Wunsch, daß sie sich vermählen möchte. Aber Christine haßte die Fesseln des Ehestandes, obgleich diese Abneigung die Liebe zu geistreichen Männern nicht ausschloß, wie denn der Graf de la Gardie, Pimentelli, der spanische Gesandte, der Graf Tott, im Besitze ihrer Gunst waren. Ihr Vetter, der liebenswürdige Prinz Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, warb um ihre Hand. Sie lehnte seinen Antrag ab, ließ ihn aber 1649 durch die Reichsstände zu ihrem Nachfolger erklären. Künste und Wissenschaften erfreuten sich fortwährend ihrer Unterstützung; sie schaffte Gemälde, Manuscripte und seltene Bücher an, und zog ausgezeichnete Männer, wie Cartesius, Leibom, Beyle, Böcler, Hugo Grotius, Descartes u. A. in ihre Umgebung, mit denen

sie geistigen Austausch unterhielt. Allmählig aber verdrängten diese Zerstreuungen den Ernst für die Regierungsangelegenheiten; Günstlinge bemächtigten sich ihres Willens, und manche Fehler oder Ungerechtigkeiten waren die Folge davon. Sie nahm Unzufriedenheit mit ihrer Handlungsweise wahr, und stürmisch in ihren Entschlüssen, erklärte sie, die Regierung niederlegen zu wollen. Es gelang den Vorstellungen ihrer wohlmeinenden Minister, namentlich Drenstjerna's, sie von diesem Vorsatz abzubringen, und mit erneuter Kraft ergriff sie die Zügel des Staates. Doch bald wurden neue Verwirrungen in der Verwaltung ersichtlich; und Messenius Verschwörung hatte sowohl die Lieblinge der Königin, als auch Letztere selbst bedroht. Ihr Günstling, Pimentelli, entfremdete sie immer mehr der Liebe zu dem Einheimischen, er versetzte ihr Gemüth in eine schwärmerische Stimmung, und sie beschloß, ihren Glauben zu ändern. Zugleich nahm sie auch ihren früheren Vorsatz wieder auf, der Krone zu entsagen. Vergeblich bekämpften die Reichsstände und Pimentelli diesen Entschluß; am 1. Juni 1654 legte sie auf dem Reichstage zu Upsala die Regierung in die Hände ihres Vetter's Karl Gustav nieder, behielt sich jedoch, außer einem festen Einkommen und völliger Unabhängigkeit ihrer Person, die höchste Gewalt über alle zu ihrem Hause Gehörige vor. Sie verließ Schweden, trat in Brüssel insgeheim zur katholischen Kirche über, und wiederholte diesen Schritt feierlich und öffentlich, erst in Innsbruck, dann in Rom. 1656 kam sie nach Frankreich, wo sie durch ihre Tracht und ihre Lebensweise manches ungünstige Urtheil erfuhr, obschon man ihrem Geiste und ihren Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber sie brachte Alles gegen sich auf, als sie zu Fontainebleau durch ihre Diener, ihren bisherigen Günstling, den Stallmeister Monaldeschi, der sich unvorsichtige Aeußerungen über sein Verhältniß zur Königin erlaubt hatte, umbringen ließ. Wegen dieser gewaltthätigen Handlung zeigte ihr der französische Hof sein Mißfallen, und zwei Monate vergingen, ehe Christine wieder öffentlich in Paris erscheinen konnte. 1658 wendete sie sich abermals nach Rom, wo der Papst, da ihre Gelder aus Schweden ausblieben, ihr eine Pension von 12,000 Scudi aussetzte. Nach dem Tode Karl Gustav's 1660 begab sie sich nach Schweden, und zeigte Absichten auf Wiedererlangung des Thrones; aber sie fand keinen Anklang, mußte vielmehr eine förmliche Entsagungsurkunde unterschreiben; ja bei ihrer zweiten Reise nach Schweden 1666 beabsichtigte man sogar, ihr die öffentliche Ausübung ihrer Religion zu untersagen. Erfolglos bewarb sie sich, nach Johann Kasimir's Thronentsagung, um die polnische Krone, und brachte dann ihre übrigen Tage in

Rom zu, wo sie einzig den Künsten und Wissenschaften gewidmet, von mancher schmerzlichen Erfahrung gebeugt, den 19. April 1689 gealtert und lebensmüde starb. In der Peterskirche wurde sie beigesetzt, und auf päpstliche Veranlassung ihr ein Denkmal gesetzt. Mehrere kleine Werke, die sie hinterlassen, geben ein treues Bild ihres Wesens und ihrer Denkweise. Immer bleibt sie ein merkwürdiges Problem, und ist daher bald überschätzt, bald zu hart verurtheilt worden. Dieser verirrte Genius mit seinen Wahrheiten und Widersprüchen, dieser hermaphroditische Charakter, der vom Weibe nur das Unkräftige, nicht das Milde, vom Manne nur das Harte, nicht das Entschiedene entlehnt zu haben schien, und doch in großartigen Gaben oft wiederum die Vorzüge beider Geschlechter vereinigte, wird nie ganz klar werden, und kann den Psychologen nur verwirren, nicht belehren.

Lyndhurst.

Geboren 1772.

John Singleton Copley, Baron Lyndhurst, mit Auszeichnung genannt unter den neueren kritischen Staatsmännern, ist der Sohn des vortheilhaft bekannten Geschichts- und Porträtmalers J. S. Copley, und den 21. Mai 1772 zu Boston in Nordamerika geboren. Drei Jahre alt, kam er nach England, besuchte mit bestem Erfolge die Universität Cambridge, trat in London als Sachwalter auf, in welcher Eigenschaft er bald große Berühmtheit erwarb, und wurde 1816 von der Stadt Yarmouth in das Haus der Gemeinen gewählt. Als eifriger Wortführer der Volkspartei, übernahm er die Vertheidigung der, in jene berüchtigte Verschwörung verstrickten Radicalen Wathon und Thistlewood, wodurch sein Ruf sich noch steigerte. Seinem Ehrgeize schmeichelnd, wußten die Tories ihn allmählig auf ihre Seite zu ziehen; er wurde 1819 zum Solicitor general oder Generalprocurator der Krone ernannt, benahm sich jedoch in dem Prozesse gegen die Königin Karoline mit großer Vorsicht und Mäßigung, so daß ihn die Gegner derselben mit Vorwürfen verfolgten. 1824 wurde er zum Generalanwalt, und zwei Jahre später zum Archivar des Kanzleihofes befördert, welche Stelle in diesem Gerichtshofe

die zweite nach jener des Lordkanzlers ist und ihren Inhabern gewöhnlich die Aussicht auf diese höchste Würde des Reiches eröffnet. Von seinen früheren liberalen Grundsätzen hatte er sich inzwischen so weit entfernt, daß er im Parlamente, wo er seit 1826 die Universität Cambridge vertrat, fast immer mit den Ultratories stimmte und selbst gegen die, von seinem Freunde Canning bevorgewortete Emancipation der Katholiken sprach. Als aber Canning 1827 Premierminister ward, milderte Copley seinen Toryismus und trat zu den gemäßigten Ansichten jenes Staatsmannes über, wofür er das Ziel seiner Wünsche ersieg, zum Lordkanzler und, unter dem Namen: Baron Lyndhurst, zum Pair von England erhoben wurde. Nach Canning's Tode mußte er wiederum auch mit dessen heftigsten Gegnern sich zu verständigen, so daß er auch unter dem Herzoge von Wellington die Stelle des Lordkanzlers behielt. Als aber 1830 das Torykabinet sich auflösete, und die Whig's an das Ruder kamen, mußte Lyndhurst seinen Platz an Brougham abtreten, und bekämpfte in den Reihen der Opposition die Grey'sche Bill mit ausdauernder Hestigkeit. Mit den Tories rang er sich 1834 wiederum zur Verwaltung empor, und bekleidete abermals das Amt eines Lordkanzlers. Aber kurz darauf wurden die Tories durch den Widerstand des Hauses der Gemeinen gezwungen, von der Gewalt abzutreten und dieselbe auf's Neue den Whig's zu überlassen. Obgleich dadurch sammt seinem Anhange von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verdrängt, behielt er doch als einer der vornehmsten Wortführer der Tories einen sehr bedeutenden Einfluß, und trat, als das Haupt der hochkirchlichen Adelspartei, im Hause der Lords bei verschiedenen Anlässen der Regierung mit Erfolg entgegen. Mit vieler Hartnäckigkeit lehnte er sich gegen die Zugeständnisse auf, welche die Whig's den irischen Katholiken zu machen beabsichtigten, brachte aber durch die Aeußerung, daß die Iren Fremde in Blut, Sprache und Religion wären, ganz Irland gegen sich auf, und machte sich zur Zielscheibe der leidenschaftlichsten Anklagen und Vorwürfe der dortigen Volksredner. Die neueste Erhebung der Tories zur Staatsverwaltung 1841 gab ihm, der mit dieser Partei schon so oft gestiegen und gefallen, abermals seine, wiederholtermaßen verlorene und wiedergewonnene Würde als Lordkanzler zurück.



L o n d o n d e r r y.

Geboren 1769. Gestorben 1822.

Henrich Robert Stewart, Lord Castlereagh, Marquis Londonderry, einer der denkwürdigsten englischen Staatsmänner, der in verhängnißvoller Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's übte, stammte aus der, den Stuarts verwandten schottischen Familie Stewart und war den 18. Juni 1769 zu Mount Stewart in Irland geboren. Schon während seiner Studienzeit entwickelte er seltene Anlagen, wozu körperliche Vorzüge und ein einnehmendes Betragen sich gesellten, und nahm für seine politische Laufbahn sich Pitt zum Vorbilde. 1797 trat er in Staatsdienste, und wurde wegen seiner Brauchbarkeit von Lord Camden, dem Vizekönige von Irland, später zum Staatssecretär dieses Königreichs ernannt, ein Amt, welches bei der zu jener Zeit in Irland herrschenden Aufregung, Entschiedenheit und Takt erforderte. Anfangs trat er den Umtrieben zur Losreißung Irlands von England zwar kraftvoll, doch mehr ruhig und versöhnend entgegen. Als aber die Regierung sich zu durchgreifenderen Maßregeln genöthigt sah, bot er ihr dabei thätig die Hand und hatte wesentlichen Antheil an den Erfolgen der angewendeten Strenge. Seine am 5. Februar 1800 im Sinne des Pitt'schen Unionsplanes gehaltene Rede, erweckte ihm zwar im Irland vielseitige Abneigung, öffnete ihm aber dafür den Eintritt in das britische Parlament. Er erhielt das Ministerium des Krieges, und behauptete sich in diesem Amte bis zu Pitt's Tode 1806. Dann schloß er sich nebst Canning der Opposition an, bekämpfte das friedliche System des Ministeriums, besonders aber Windham's Kriegsverwaltung, und wurde durch Perceval wieder mit dem Kriegsdepartement theilhaftig, während Canning das der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Seitdem setzte Castlereagh in Verbindung mit Sir Arthur Wellesley (Herzog von Wellington) mit unerschütterlicher Beharrlichkeit die kühnsten und wirksamsten kriegerischen Maßregeln gegen Napoleon durch, bis der gemeinsame Feind den vereinten Anstrengungen Europa's erlag.



Verlag von C. A. Hartleben in Wien

Österreichischer Generalstab in Wien

Wegen der von ihm entworfenen, verunglückten Expedition auf Walchern, gerieth er 1809 mit Canning in so ernsthaften Streit, daß man vom Wortwechsel zum Kugelwechsel schritt, in dessen Folge Beide ihre Stellen niederlegen mußten. Doch trat Castlereagh noch im nämlichen Jahre als Minister der auswärtigen Angelegenheiten wieder in die Verwaltung ein, wohnte dem Congresse zu Chatillon bei, schloß den Vertrag von Chaumont ab, und widersprach jenem von Fontainebleau, weil Napoleon darin Kaiser genannt wurde. Europa's Sicherheit knüpfte er an die Wiedereinsetzung der Bourbons; auch hatte man, nach seiner Meinung, Frankreich 1815 noch zu mächtig gelassen. Wie 1814 in Paris, so trug auch auf dem Congresse zu Wien, und wiederum 1815 in Paris, sein festes, und doch gemäßigtes Benehmen viel zur Aufrichtung des gegenwärtigen Staatensystems bei; dagegen trug er auf dem Congresse zu Aachen 1818 seine Abneigung wider Frankreich offener zur Schau. In Laibach erschien er nicht persönlich; aber sein damals an die britischen Gesandtschaften erlassenes Circularschreiben vom 19. Januar 1821 ist als ein wichtiges Actenstück in der Geschichte des Interventionsrechts zu betrachten. Seine starre Politik, die in den Zeiten des Kampfes ihr Gutes gehabt hatte, stand, nachdem die Verhältnisse Europa's sich friedlicher gestaltet hatten und die Hauptgefahr beseitigt war, doppelt hart und abstoßend da. Das Volk, das er nie beachtete, haßte ihn; im Parlamente stieß er auf erbitterten Widerstand, und die Wuth der britischen Radicalen erfüllte ihn mit steter Furcht vor Volksbewegungen. Diese fortwährende Unruhe rieb seine Kräfte auf. Die spanische Angelegenheit, welche auf einem Congresse zu Wien und Verona geordnet werden sollte, der griechische Freiheitskampf, welcher Englands Stellung zwischen Rußland und der Pforte wiederum erschwerte, die fortbauernde Bewegung in Irland, dies Alles versetzte den von Arbeit niedergedrückten, durch den Parlamentskampf erschöpften Castlereagh in einen so krankhaften und gequälten Gemüthszustand, daß selbst sein Bewußtseyn dabei litt. In einem Augenblicke der höchsten Seelenangst, legte er am 12. August 1822 auf seinem Landsitze North-Gray bei London Hand an sich selbst, indem er sich die Pulsader des Halses mit einem Federmesser durchschnitt, und sank mit den Worten: »Alles ist aus!« dem eben eintretenden Arzte todt in die Arme. Der Pöbel, besonders der irische, jauchzte bei seiner Todesnachricht; die Blätter der Opposition beschimpften sein Andenken; ein Epigramm scherzte, er habe sich aus Theilungssucht die Kehle abgeschnitten, und Lord Byron sprach poetisch sein Anathema über den Mann aus, dem es nicht an großen Gaben

und edlen Eigenschaften gebrach, der aber sich in ein feindseliges Verhältniß zur Zeit gestellt hatte, ohne die Kraft zu besitzen, den begonnenen Kampf zu Ende zu sechten.

Richard I. Löwenherz,

König von England.

Geboren 1157. Gestorben 1199.

Wenn Riesenstärke, Gewandtheit und tollkühne Tapferkeit allein den ächten Ritter ausmachen, dann war Richard allerdings der erste Ritter seiner Zeit. Zwar zählt sein Leben manchen milden und schönen Moment, aber nur als lichten Zwischenraum, hinter welchem sofort wieder jene Wildheit, jener blutsthabende Instinkt hervorbricht, den der zweideutige Ehrenname »Löwenherz« verhängnißvoll ausspricht. Als Jüngling empörte er sich gegen seinen Vater, den König Heinrich II. Sterbend fluchte dieser seinen undankbaren Söhnen, und als Richard vor die Leiche des Vaters trat, begann diese zu bluten, als stehe der Mörder vor ihr. Wild im Laster, wie in der Tugend, schrie Richard vor Reue laut auf, und gelobte einen Kreuzzug zur Sühnung seines Verbrechens. Kaum hatte er (3. Juli 1189) den Thron bestiegen, als er, nachdem er sich schon früher mit dem Könige Philipp II. zu dem beabsichtigten Kreuzzuge verbündet, mit allem ihm eigenen Ungeflüm seine Maßregeln dazu traf. Durch drückende Steuern und Verschleuderung aller Kronrechte verschaffte er sich Geld, und er sprach unverholen sein Bedauern aus, daß sich kein Käufer finde, dem er London verkaufen könnte. Er setzte eine Regentschaft ein, schloß ein Bündniß mit dem Könige von Schottland, und ging dann zu Philipp nach Bezeai in Frankreich. Bis Lyon marschirten beide Könige zusammen, dann trennten sie sich, und Richard ging nach Marseille, wo er aber die englische Flotte nicht fand. Seine Ungeduld trieb ihn hastig weiter; er nahm eine geringe Anzahl Fahrzeuge, schiffte sich mit einem Theile seiner Truppen ein und landete bei Messina. Hier befreite er seine Schwester Mathilde aus der Gefangenschaft des Königs

Tancred von Sicilien; dann ging die Fahrt nach Cypren, welche Insel er eroberte und den König derselben, Isaak Komnenus, in silberne Fesseln schlug. Im Jahre 1191 kamen die Kreuzfahrer vor Ptolomais, dem heutigen Akre, an, und schritten zur Belagerung des Places. Richard entwickelte dabei große Thätigkeit; dennoch vereitelte sein Uebermuth, womit er Alle beleidigte, die Früchte des mächtigen Zuges und seine eigenen ritterlichen Thaten. Er hatte auf solche Weise das ganze Kreuzheer und alle palästinenischen Franken gegen sich empört. Endlich fiel Ptolomais nach hartnäckiger Vertheidigung in die Hände der Belagerer. Richard und Herzog Leopold von Oesterreich waren die Sieger dieses Tages. Des Letzteren weißer Waffenrock war dergestalt mit dem Blute der Saracenen bespritzt, daß nur der Theil, den das Wehrgehänge bedeckte, weiß geblieben war; — der romantische Ursprung des österreichischen Wapenschildes mit dem weißen Querbalken im blutrothen Felde. Als die Christen in die eroberte Stadt einzogen, pflanzten Richard und Philipp allein ihre Fahnen auf, und theilten ausschließend unter sich die Stadt, die Beute und die Gefangenen. Leopold, darüber mit Recht empfindlich, ließ durch seine Knappen auch für sich eine Wohnung in Beschlag nehmen und auf einem Thurme sein Banner aufpflanzen. Richard's Leute wollten dies verhindern; er selbst mischte sich in den Streit, mit der beleidigenden Frage: unter wessen Vollmacht und Hoheit das Banner von Oesterreich hier wehe, und wie Leopold, ein bloßer Herzog, es wagen dürfe, sich Königen gleichzustellen? Er that sodann, was er schon zu Messina mit der französischen Fahne versucht hatte, ließ Oesterreich's Banner abreißen und in den Staub treten. Leopold, mit Grimm und Schmerz in der Seele, konnte dennoch keine augenblickliche Entgeltung suchen, denn aller blutige Hader zwischen den Kreuzfahrern war von der Kirche mit ihrem großen Banne verpönt und mit der weltlichen Acht belegt. Alle, selbst die englischen Barone, drohten den König Richard zu verlassen, wenn nicht, kraft der Capitulation, einem Jeden sein gebührender Antheil an der Beute zuerkannt würde. Bei Ascalon überhäufte er den Herzog Leopold mit neuen Beleidigungen; doch auch die anderen Fürsten erbitterte er gegen sich; dem Herzoge von Burgund verweigerte er den rückständigen Sold; den Markgrafen Konrad von Montferat und Tyrus hatte er geächtet und, wie man ihn (jedoch wahrscheinlich ohne Grund) allgemein beschuldigte, durch die Assassinen umbringen lassen. So stand er zuletzt auch billig allein im heiligen Lande, und mußte Frieden suchen bei dem an Hochsinn und Worttreue ihm überlegenen Feinde, dem Ungläubigen Salaheddin. Drin-

gend nöthig ward es, daß er nach England zurückkehre, dessen Krone sein Bruder Johann an sich zu reißen suchte, und das durch König Philipp von Frankreich schwer bedroht wurde. Aber Richard war als Reichsfeind erklärt wegen seiner Verhältnisse mit dem sicilischen Tancred, mit Heinrich dem Löwen und dessen Freunden. Alle Reichsfürsten hatten des Kaisers Befehl, ihn aufzugreifen, wo er sich betreten ließe. So weit hatte er es gebracht, daß er durch kein christliches Land offen in sein Königreich zurückzukehren wagen durfte, sondern nur hoffen konnte, sich durchzubetteln oder durchzuschleichen. Er segelte den 9. October 1192 aus Syrien ab, kam in's adriatische Meer, landete zuerst auf Korfu, dann zwischen Ragusa und Zara, steuerte hierauf wieder nach der anderen Seite und landete zwischen Venedig und Aquileja. Mehrere seines Gefolges fielen in die Hände des Grafen von Görz und des Vicedoms zu Friesach. Er selbst, mit dem treuen William Stagny, einem der deutschen Sprache kundigen Knaben, vor sich auf dem Rosse, gelangte glücklich über die Landmarken von Kärnten und Steier, irrte unerkannt, doch auch der Gegend unkundig, durch Berg und Thal, rastlos die Donau suchend, um über dieselbe nach Böhmen zu kommen und von dort nach Braunschweig zu seiner Schwester Mathilde, der Gemalin des gebeugten, doch noch immer gefürchteten Heinrich des Löwen. Er erreichte die Donau und Wien, den Sitz des Herzogs, den er so schwer verletzt hatte; aber in dem Dörfchen Erdberg wurde er — wahrscheinlich an dem fremden Gelde, womit er den Knaben ausgesandt hatte, um Lebensmittel einzukaufen — erkannt und am 21. December 1192 gefangen genommen. Der Herzog Leopold empfing ihn ehrenvoll, brachte ihn aber in festen Gewahrsam. Er übergab ihn der Obhut des tapferen Hadmar von Kuenring. Der führte den Gefangenen auf sein Felsenschloß Dürrenstein an der Donau. Der Kaiser forderte von Leopold den gefangenen König für sich, weil er das Lösegeld sich nicht entgehen lassen wollte, und erhielt ihn endlich, kraft einer am 14. Februar 1193 mit Leopold geschlossenen Convention, ausgeliefert. Er bewahrte ihn auf der Burg der Reichskleinodien, zu Trifels. Hier machte der königliche Gefangene seinem Unmuthe durch Spott- und Liebeslieder Luft, die er auf dem Balke zur Harfe sang, oder belustigte sich an seinen Wächtern, indem er bald durch seine Riesenstärke sie erschreckte, bald sie trunken machte, einschläferte und sich dann verbarg, daß sie, wiedererwachend, ihn angstvoll suchen mußten und meinten, er sei mittels Zauberkünsten durch die Lüfte entflohen. Eines Tages antwortete seinem Gefange aus dem Thal herauf eine bekannte Stimme. Es war die seines Musikmeisters, des treuen Blon-

del, der nach langem Irren den König gefunden, und dem es gelang, bei dem Burgvogt Dienste zu erhalten und den König zu sprechen, worauf er nach England zurückfloh, um das ganze Land für Richard's Befreiung in Bewegung zu setzen. Richard's Bruder, Johann, suchte vergebens des Ersteren Rückkehr zu hintertreiben; aber seine Mutter, die achtzigjährige berühmte Eleonore von Guyenne, ließ kein Mittel unversucht, das große Lösegeld zusammenzubringen. Richard wurde freigekauft und landete am 13. Mai 1194 zu Sandwich, zur großen Freude seiner Unterthanen. Johann hatte mittlerweile Alles gethan, den Thron für sich zu behalten, hatte falsche Gerüchte von Richard's Tod verbreitet, den König von Schottland, wiewohl vergebens, in sein Interesse zu ziehen versucht, und eine große Partei erworben. Richard bemächtigte sich der Schlösser der Anhänger seines Bruders, erneuerte die Verbindungen mit Schottland, und bereitete sich zum Kriege gegen Frankreich. Philipp eröffnete 1195 die Feindseligkeiten durch die Belagerung von Verneuil. Auf die Nachricht davon schiffte sich Richard ein und kam noch zur rechten Zeit, um den Ort zu entsetzen. Fünf Jahre währte der Krieg, obschon durch häufige Waffenstillstände unterbrochen, die von beiden Seiten schlecht gehalten wurden. Bei Gisors erkämpfte Richard am 30. September 1198 einen glänzenden Sieg über die Franzosen, worauf 1199 ein fünfjähriger Waffenstillstand die Feindseligkeiten endigte. Richard's Gegenwart in England war nöthig; doch es sollte anders kommen. Ein Edelmann in Limosin, zum Herzogthume Guyenne gehörig, weigerte sich der Herausgabe eines auf seinen Besitzungen gefundenen Schatzes, den Richard als Landesherr in Anspruch nahm, und fand Zuflucht bei dem Vicomte von Limoges auf dem Schlosse Chaluz. Als Richard auf Recognoscirung sich diesem Orte näherte, traf ein Pfeil ihn am Halse. Die an sich ungefährliche Wunde ward durch die Ungeschicklichkeit des Arztes tödtlich, der Krebs kam hinzu, und am 11. Tage starb der König, nachdem er ein Testament niedergelegt und seinen Bruder Johann zum Erben eingesetzt hatte. — Richard war von kräftigem Wuchse, hatte blaue, feurige Augen und halbblonde, in's Röthliche spielende Haare. Seine kühnen Thaten und abenteuerlichen Schicksale haben den Sängern seiner und späterer Zeit reichlichen Stoff geliefert; seine überwältigende Tapferkeit wurde von Freunden und Feinden anerkannt. Mit den Worten: »Richard kommt!« schreckten die saramitanischen Weiber noch lange ihre Kinder, und scheuen Rassen pfl egten die Reiter zuzuherrschen: »Was habt ihr? Sahet ihr etwa Richard?«

Heinrich VIII.,

König von England.

Geboren 1491. Gestorben 1547.

Blutig steht der Name dieses Mannes im Buche der Geschichte; weltliche und geistliche Wirren gingen von ihm aus, und tollkühn forderte er das Weltgeschick zum Kampfe auf, wo es eine bloße Befriedigung seiner Laune, eine Sättigung seiner unbegrenzten Selbstsucht galt. Er folgte 1509 seinem Vater Heinrich VII., der ihm einen gefüllten Schatz und eine wohlgerüstete Armee hinterließ, auf dem Throne von England. Mit dem Papste Julius II. und dem Könige Ferdinand von Arragonien gegen Ludwig XII. verbündet, unternahm er einen glücklichen, doch fruchtlosen Einfall in Frankreich, zog sich aber eben so schnell wieder zurück und versöhnte sich mit Ludwig, nachdem Karl V. seinen Absichten auf den päpstlichen Stuhl nicht entsprochen hatte. In Regierungsangelegenheiten und anderen Dingen überließ er sich fast blindlings der Leitung des staatsklugen, aber herrschgierigen und eigennütigen Kardinals Wolsey. Eitelkeit war ein Hauptmerkmal in Heinrich's Charakter. Kaum hatte Luther durch seine Wittenberger Thesen die Sturmglocke in der kirchlichen Welt gezogen, als Heinrich unter seinem Namen eine wahrscheinlich von Wolsey verfasste Streitschrift gegen den Reformator erscheinen ließ. Luther nannte ihn dafür, in unziemlicher Heftigkeit, *Stultorum stultissimum*, und wurde dafür von Erasmus scharf zurechtgewiesen. Der Papst Leo X. aber entschädigte den geschmähten König durch den Ehrentitel eines »Beschüßers des Glaubens,« den die Zukunft jedoch bitter Lügen strafte. Als im Jahre 1527 Heinrich seiner Gemalin, Katharina von Arragonien, überdrüssig geworden war und seine Liebe der schönen Anna Boleyn, Witwe seines Bruders Arthur, zugewendet hatte, begehrte er vom Papste Clemens VII. nicht nur die Scheidung von seiner Gemalin Katharina, sondern sogar Widerruf jener Bulle, wodurch der vorige Papst die Ehe mit des Bruders Witwe untersagt hatte. Durch die Umstände und

die Politik der Höfe ward diese Leidenschaft des Königs zu einer Weltfrage, um so mehr, als der Papst, aus Rücksichten für die Rechte der Kirche, anstand, des Königs Wünsche zu erfüllen. Der Prozeß der Scheidung und Heinrich's ungeschwächte Liebe währten sechs Jahre, und ganz Europa war auf die Entscheidung gespannt, denn die katholische Kirche, so wie die neu entstandene protestantische Gemeinde, knüpften an den Erfolg vielfache Hoffnung und Furcht. Durch den abgedrungenen Ausspruch der Universitäten, und durch Cranmer, den kürzlich ernannten Erzbischof von Canterbury, ward, mit Beistimmung des eingeschüchterten Parlaments, Heinrich's Ehe getrennt und Anna ihm angetraut. England sagte sich vom römischen Stuhle los, und Heinrich ließ sich 1531 zum Protector und Oberhaupte der englischen Kirche ernennen. Der zu frühe ausgesprochene Bannfluch des Papstes vollendete die Trennung für immer. Heinrich's Stellung war jetzt durchaus zweideutig. Während er die Mönche verjagte, die Klöster aufhob, die Katholiken mit dem wüthendsten Eifer verfolgte und Blutgerüste und Scheiterhaufen für sie allenthalben errichtete, verfuhr er in seinem noch ungeminderten Hasse gegen die Protestanten mit derselben Grausamkeit, bis er später, um desto kräftiger gegen die Katholiken auftreten zu können, sich entschied auf ihre Seite hinneigte. Bald war er auch seiner mit so ungeheuren Opfern errungenen zweiten Gemalin Anna überdrüssig geworden; eine Hofdame, Johanna Seymour, fesselte seine Neigung, bei einem Feste in Greenwich, an welchem der König ganz heiter erschien, ließ er plötzlich die Königin, ihren Bruder und mehrere ihrer Diener verhaften, Erstere der Untreue und der Ketzerei anklagen, durch bestochene Richter verurtheilen und 1536 enthaupten, die mit ihr erzeugte Tochter Elisabeth aber unehelich und zur Thronfolge ungeeignet erklären. Damals ließ er auch eine von ihm selbst ausgearbeitete Sammlung von Glaubensartikeln, ein sonderbares Gemisch katholischer und protestantischer Satzungen, durch Geistlichkeit und Parlament bestätigen und gegen alle Andersdenkenden grausame Strafen aussprechen. Der würdige Kanzler Thomas Morus und der fromme Bischof Fisher, die seinen willkürlichen Leidenschaften ihre Beistimmung verweigert hatten, büßten ihre Standhaftigkeit mit dem Tode. Neue Versuche der Katholiken, sich zu erheben, endeten unglücklich, und rissen den Tyrannen nur zu neuen Grausamkeiten hin. Johanna Seymour genoß ihres Glückes nicht lange; sie starb im ersten Wochenbette 1540, und entging dadurch dem Wankelmuth des Königs, der nach ihrem Tode, auf den Rath seines Günstlings, Thomas Cromwell, die Prinzessin Anna von Kleve zu seiner

vierten Gemalin erhob. Aber bald wurde diese von ihm unter dem Vorwande, daß er häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt habe, verstoßen, und er vermählte sich mit Katharina Howart, deren Oheim, der Herzog von Norfolk, den Thomas Cromwell in der Gunst des Königs stürzte und auf das Blutgerüst führte. Doch schon nach zwei Jahren klagte der König diese seine fünfte Gemalin des Ehebruchs und ausschweifenden Lebens an, ob schon nur vor ihrer Verheirathung mit Heinrich ihr Wandel nicht tadellos gewesen war, und ließ sie im Tower hinrichten. Sein sechstes Ehebündniß schloß Heinrich mit Katharina Parr, der Witwe des Lord Latimer, die wenigstens keines gewaltsamen Todes starb. 1543 begann Heinrich einen Krieg gegen Schottland, um auch dort die päpstliche Gewalt zu stürzen, errang jedoch dabei so wenig Erfolge, wie in einem zweiten Kriege gegen Frankreich; doch brachte er Boulogne in seine Gewalt. Je älter Heinrich ward, desto mehr nahm seine Wildheit und sein Blutdurst zu, zumal ein offener und schmerzhafter Schaden am Beine und eine unnatürliche Körperdicke, die ihn fast zu jeder Bewegung unfähig machte, seinen grimmen Unmuth fortwährend nährte. Was mit seinen finstern Launen unglücklicherweise zusammentraf, weihte er dem Verderben, und der Gedanke an den Tod erfüllte ihn mit der Wuth des Tigers. Seine religiösen Verfolgungen schafften ihm reichliche Opfer herbei, unter ihnen die Gräfin Salisburn, und selbst der Herzog von Norfolk entging nur mit Mühe dem Schaffote, weil er geäußert hatte, der kranke König werde nicht mehr lange leben. Zuletzt ließ Heinrich sogar einen Parlamentsbeschluß fassen, welcher einem Jeden, der von dem nahen Ende des Königs sprechen würde, die Strafe der Hochverräther zuerkannte. Niemand wollte das Wagniß unternehmen, den schwer erkrankten Wütherich auf seine Lage aufmerksam zu machen. Endlich geschah es durch Anton Denny. Da packten alle Furien des Gewissens den sterbenden Frevler; in schrecklicher Seelenangst sendete er nach Cranmer, dem Erzbischofe von Canterbury. Als dieser eintrat, konnte der König schon nicht mehr sprechen; aber sein Blick, der alle Todesfurcht und Gewissensqual seines Geistes aussprach, fragte in stummer Verzweiflung, ob so unermessliche Sünde vergeben werden könnten? Der Priester ertheilte dem Elenden die Tröstungen der Religion, und in der Nacht vom 28. Februar zum 1. März 1547 brach der Tod dieses harten, grausamen Herz, das nur dem Hasse und schnöden Leidenschaften geschlagen hatte.

Buffon.

Geboren 1707. Gestorben 1788.

Es gibt Gelehrte, welche die Wissenschaften nur innerhalb der engen Gränzen behandeln, wo sie wieder nur dem Gelehrten zugänglich sind; es gibt Schriftsteller, welche, ohne selbst Gelehrte zu sein, aus den Schriften Jener das Gemeinfaßliche und Gemeinnützliche, gleichsam den Honig aus den Blüten, für die Welt herauszuziehen die Gabe haben; es gibt endlich einige Wenige, die, auf dem Gipfel des Wissens und der Weltbildung zugleich stehend, die Wissenschaft gewissermaßen über sich selbst hinauszuführen und in ihrer Vollendung zum Gemeingute der Menschheit zu machen wissen. Unter diese Wenigen gehörte George Louis Le Clerc, Graf von Buffon, der Vater der jetzigen Naturgeschichte, den man, nicht um ihn zu loben, sondern mit ganz richtiger Bezeichnung seines Standpunctes, den modernen Plinius zu nennen pflegt.

In Montbar (Bourgogne) geboren, wuchs Buffon in reichen und mannigfach bildenden Verhältnissen auf. Eine feine Erziehung, die ihm sein Vater, der Parlaments-Rath war, verschaffte, führte den Jüngling in die Kreise vornehmer und gebildeter Stände, und eine auf diesem Wege entstandene Verbindung mit dem jungen Herzog von Kingston war für Buffon von besonderem Nutzen. Er machte mit diesem und dessen Lehrer eine Reise durch Frankreich und Italien, und schied dann von beiden Freunden, um das in ihrem Umgange erworbene Englisch in England selbst zu nützen. Zurückgekehrt, bebaute er mit jugendlichem Eifer das Feld der Physik, und schrieb mehrere Abhandlungen, die ihm die Mitgliedschaft der Akademie erwarben. Aber den Impuls zu seinem Lebenswerke und zu seiner ganzen weiteren Richtung erhielt er erst im Jahre 1736, als er zum Oberaufseher des königlichen Gartens ernannt wurde. Indem er hier seine Aufgabe, die Naturgeschichte nach allen ihren Seiten zu cultiviren, überblickte, entwarf er einen eben so kühnen, als nützlichen Plan, an dessen Ausführung er sein Leben zu setzen gedachte, und dessen glänzendes Gelingen ihm die Unsterblichkeit gesichert

hat. Er nahm sich nämlich vor, in Einem großen Werke, nach Einem Plane, in Einem Geiste, alle Reiche der Natur zu beschreiben, von der Erde in ihren einfachsten Theilen, durch alle Pflanzen- und Thiergattungen bis zum Menschen hinauf. Er fühlte wohl die Kraft und den Geist für's Ganze in sich, aber das sah er bescheiden ein, daß das Detail nicht von einem einzigen Menschen bearbeitet werden konnte. Deshalb berief er einen Landsmann, d'Aubenton, als Gehülfen, dessen Sinn, dem seinen gerade entgegengesetzt, vorzugsweise auf's Einzelne, auf die anatomische Seite der Organismen gerichtet war. Vier und zwanzig Jahre arbeiteten Beide mit einander an dem Riesenwerke. Im Jahre 1749 erschien der erste Band, und erregte die Bewunderung Frankreich's und die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Jahr für Jahr folgte ein neuer Band, und die Theilnahme minderte sich nicht. Da that sich merkwürdiger Weise allmählich die Differenz in den Ansichten der beiden Naturforscher immer schärfer hervor; sie konnten sich nicht mehr vereinigen, und d'Aubenton zog sich im Jahre 1768 von der Arbeit zurück, und Buffon allein führte das begonnene Werk fort, dem er fünfzig Jahre seines Lebens widmete, das La Cépède nach seinem Tode fortsetzte, und das Niemand vollendete. Die Naturgeschichte ward durch dieses gedankenvolle, stoffreiche und im Vortrage hinreißende Werk Lieblingsbeschäftigung der Gebildeten, ja Mode; Buffon ward in den Grafenstand erhoben, und noch während er lebte, setzte man ihm ein Denkmal, mit der Aufschrift: »Die Größe der Natur erreicht nur der Genius.« Aber eine so angestrengte Thätigkeit lähmte endlich die Kräfte eines sonst gesunden und ausdauernden Organismus. Steinleiden trübten Jahre lang die Gesundheit des im Dienste der Natur grau gewordenen Priesters, und rafften ihn im 81. Jahre seines Alters (am 16. April) hinweg. Schön und edel gebildet, fein und anstands- voll von Betragen, soll nur seine Sprache, im sonderbaren Widerspruche mit der beredsamen Eleganz seiner Schreibart, platt und nachlässig gewesen sein, und er Zeitlebens eine seltsame Abneigung gegen Poesie und Verse geäußert haben; er, dem man den einzigen Vorwurf machte und machen konnte, in seiner Naturgeschichte, sowohl den Gedanken, als den Ausdrücken nach, hie und da etwas zu sehr gebichtet zu haben! »Als Weltmann« — sagt ein Kenner von ihm — »hat er den Wunsch, im Belehren zu gefallen. Seine Darstellungen sind mehr Schilderung, als Beschreibung. Er bemächtigt sich alles Bekannten, und weiß nicht nur die Naturforscher, sondern auch die Reisenden zu nugen. Man sieht ihn in Paris, dem großen Mittelpunkte der Wissenschaften, wohlhabend und angesehen, und so betrügt er

sich auch gegen seine Leser anmuthig vornehm. Dabei finden wir, wenn wir jetzt seine Werke durchgehen, daß er, mit tiefer blickendem Geiste, aller Hauptprobleme der Naturlehre sich bewußt war, und eigentlich die Grundmaxime der vergleichenden Naturwissenschaft für immer festgesetzt hat."

Georg Cuvier.

Geboren 1769. Gestorben 1832.

Der größte Impuls für die Naturgeschichte in ihrer neuern Gestaltung ging von Frankreich aus, und namentlich war es Cuvier, der das von Bufon und d'Aubenton Begonnene in einem großen Sinne weiter führte.

Geboren zu Mumpelgard (Montbéliard) im Elsaß, war er, aus Mangel an älterlichem Vermögen, Anfangs bestimmt, Landprediger zu werden, und sollte dem gemäß, als ein geborener Würtemberger, in Tübingen die Theologie studiren. Da er aber hier kein Stipendium erhielt, so verschaffte ihm Prinz Friedrich von Württemberg eine Stelle in der damals berühmten Karls-Akademie zu Stuttgart, wo er gleichzeitig mit Schiller die erste Bildung seines Geistes erhielt. Es galt, die Rechtswissenschaften zu studiren; aber Cuvier's mehr den Gegenständen, als den Gedanken und Buchstaben zugewendeter, lebhafter Sinn fühlte sich zu den Naturwissenschaften lebendig hingezogen, und so nahm er mit Freude die ihm angebotene Stelle eines Hauslehrers bei einer gräflichen Familie in der Bretagne an, wo er sich sechs Jahre lang aufhielt, und diese Gelegenheit benützte, die Seethiere zu studiren. Ein freundlicher Zufall verschaffte dem damals 25jährigen Jünglinge die Bekanntschaft mit dem Abbé Tessier, einem Manne, dessen gründliche Kenntniß des Ackerbaues ihm einen großen Ruf begründet hatte, und durch diesen mit mehreren Pariser Gelehrten. Unter ihnen war es besonders Geoffroy St. Hilaire, damaliger Vorsteher der naturhistorischen Sammlungen des Königs, dessen Aufmerksamkeit er erregte, und der ihn nach Paris berief, um hier — so wollte es sein Genius — ein zweiter Gesetzgeber der Natur zu werden. Ein eifriges Streben verband ihn mit St. Hilaire; sie

wirkten mit der vereinten Kraft jugendlicher Frische; ihre Verdienste fanden Anerkennung, und Cuvier ward im Jahre 1795 als Professor der Naturgeschichte bei der Centralschule des Pantheon's, bald darauf aber als Professor der vergleichenden Anatomie im Pflanzengarten angestellt. Im J. 1800 sah er sich auf d'Aubenton's Platz im Collège de France, und als Oberaufseher des zoologischen Cabinets; und hier war es, wo er seine volle Thätigkeit entwickelte, und die Aufgabe seines Lebens löste. Denn gewiß ist es, daß jeder Mensch, den die Natur mit höhern Gaben ausgerüstet, seine Sendung zu erfüllen hat, und nur dann glücklich zu preisen ist, wenn er die Stelle und den Augenblick im Leben findet, wo er im Stande ist, seine Aufgabe zu lösen. Cuvier kam vorerst auf den Gedanken, das kleine Cabinet im königlichen Garten, zu welchem d'Aubenton den Grund gelegt hatte, in eine allgemeine zoologische Sammlung zu verwandeln. Sein Plan gelang sowohl durch die kräftige Unterstützung der Regierung, als durch die warme Theilnahme der Naturforscher, die in fast alle Regionen der Erde ausgesandt wurden. So erhielt Cuvier Gelegenheit, nicht nur, wie seine Vorgänger, die äußern Gestalten der Thiere zu prüfen, und im zoologischen Cabinet aufzustellen, sondern auch ihren innern Bau im zootomischen Museum entschleiert vor Augen zu legen. Mit Bewunderung sah die Welt allmählich jene prachtvolle Sammlung im Königsgarten zu Paris entstehen, welche 15 Säle einnimmt, und allein hinreicht, den Namen ihres Stifters, der dadurch auch der Stifter einer ganzen Wissenschaft — der Zootomie — ward, unsterblich zu machen. Daß er so Großes zu leisten im Stande war, rührte, nebst seinem Geist und Streben, freilich auch von seiner einzig glücklichen Lage her. »Ich habe« — sagt er selbst — »keine Ursache, Aristoteles zu beneiden, als der große Alexander ihn zum Herrn von Menschen und Millionen Geldes machte, um ihn in den Stand zu setzen, die Geschichte der Natur zu schreiben.« Aber diese Lage zu benützen, wie er sie benützte, war Cuvier's Werk, und er auch, wie kaum ein Anderer, der Mann dazu. In ihm verband sich glücklich die geduldige Emsigkeit Linne's mit dem glänzenden Geiste Buffon's, und so entstand sein Meisterwerk, die »Vorlesungen über vergleichende Anatomie;« so gelang es ihm, der Naturbeschreibung eine höhere Stellung unter den Wissenschaften anzuweisen, und Männer aus allen Sphären, Männer vom höchsten Range und den gediegensten Kenntnissen zu ihrer Cultivirung anzuspornen. Jahre lang wirkte Cuvier rastlos in diesem Sinne; er reiste nach London, um John Hunter's hinterlassene Sammlung zu besichtigen; er durchzog Deutschland und Holland,

und gewöhnte sein Auge, die Wissenschaften, wie die Dinge, im Großen und Ganzen zu überschauen. Nicht genug, Eine Wissenschaft gegründet zu haben, gelang es ihm, auch eine zweite zu reformiren, ja eigentlich noch einmal zu schaffen. Er erfand eine neue Methode, jeden Ueberrest organischer Wesen, der sich versteinert in den Schichten der Gebirge findet, richtig zu bestimmen, und zauberte so gleichsam eine verschwundene Welt wieder in die wirkliche zurück; Thiergeschlechter und Arten, von welchen auf der Erdoberfläche kein lebendiges Wesen mehr übrig ist. Auch durch diese Arbeiten schloß er sich an Buffon, dessen kühne Versuche den Blick auf die Vorwelt unsres Planeten gelenkt hatten. Merkwürdig ist es, daß derselbe Zwiespalt der Denkart, der sich zwischen Buffon und d'Aubenton entwickelte, sich allgemach auch zwischen Cuvier und St. Hilaire wiederholte. Jener, wie d'Aubenton, geht in's Einzelne, in die Breite; dieser, wie Buffon, in die Tiefe, in's Allgemeine; die Ansichten Beider entsalten sich bis zum Widerspruche, und die französische Akademie sieht im Jahre 1830 zwei Männer, welche dreißig Jahre lang an Einer Anstalt wie Brüder wirkten, ihren perpetuirlichen Sekretär Cuvier und ihr Mitglied St. Hilaire, in lebhaftem Streite sich gegenüber stehen, der sich nie mehr ausgeglichen hat. Napoleon's Scharfblicke entgingen Cuvier's Bemühungen nicht; er erhielt Aufträge nach Aufträgen, und ihrer Lösung angemessen, Stellen auf Stellen. Seit 1813 ward er zu höhern Staatsverhältnissen berufen; seine Weltkenntniß verließ ihn auch hier nicht, und was Napoleon begonnen, vollendeten, nach ihrer Rückkehr, die Bourbons. Im Jahre 1831 ward der Naturforscher Baron und Pair von Frankreich, und — ein Jahr nach Erlangung dieser Würde starb er, und hinterließ, nebst den Denkmalen seines Geistes, einen ihm völlig ebenbürtigen Bruder, den berühmten Zoologen Friedrich Cuvier, der ihm aber leider bald (im Jahre 1838), und zwar plötzlich und an derselben Krankheit — Rückgratentzündung — hinüberfolgte. Das Andenken Beider gehört mehr der Welt, als ihrem Vaterlande; denn von allen Wissenschaften sind es zumeist die der Natur, welche, in einem gemeinschaftlichen und reinen Interesse, Menschen mit Menschen, Völker mit Völkern verbinden. Die neueste Zeit, in ihren industriellen Fortschritten, liefert den nächsten Beweis dieses Satzes.



Joseph Ant. Fürst v. Poniatowski, Marschall von Frankreich.

Geboren 1762. Gestorben 1813.

Joseph Poniatowski, eines der edelsten Opfer, welche die Walthyr von 1813 entnahm, war der Sohn des 1756 in den Reichsfürstenstand erhobenen und 1773 als österreichischer Feldzeugmeister zu Wien verstorbenen Andreas Poniatowski, und ein Neffe des unglücklichen Polenkönigs Stanislaus Poniatowski. Er wurde den 7. Mai 1762 zu Warschau geboren, trat schon in seinem sechszehnten Jahre in österreichische Kriegsdienste, war bei dem Ausbruche des Türkentrieges 1787 Oberst der kaiserlichen Dragoner und Flügeladjutant des ihm persönlich gewogenen Kaisers Joseph II., ging aber 1789 in sein Vaterland zurück, widmete sich eifrig der neuen Organisation der Armee, und erhielt, als 1792 der Krieg gegen Rußland ausbrach, vom Könige Stanislaus ein Commando, das er aber, als der König der Conföderation von Targowitz beitrug und dadurch Polen der Gnade Rußlands überlieferte, niederlegte, und sich mit mehreren ausgezeichneten Offizieren in's Ausland begab. Kaum aber hatte im März 1794 Kościuszko das Schwert für Polens Unabhängigkeit gezogen, so kehrte Poniatowski abermals in sein Vaterland zurück, und übernahm das Commando einer Division, mit welcher er, als Kościuszko nach der Schlacht von Sciefoczyn (8. Juni) das polnische Heer hinter die Verschanzungen der Hauptstadt zurückführte, die nördliche Seite Warschau's vertheidigte. Später erleichterte Poniatowski, durch seine Angriffe auf die preussischen Stellungen an der Bzura, dem aus Südpreußen zurückkehrenden General Dombrowski den Uebergang über diesen Fluß. Nachdem Polens Schicksal sich entschieden hatte, ging Poniatowski nach Wien, um hier in der Zurückgezogenheit zu leben, und lehnte die Anerbietungen Katharina's II. und Paul's I. ab, welcher Letztere ihn zum russischen Generallieutenant und zum Chef des Kasan'schen Kavallerieregimentes ernannt hatte. 1798 ging er nach Warschau zurück, beschäftigte sich auf seinem Gute Zablonka mit der Landwirthschaft, und

wurde erst 1806 wieder aus seiner Ruhe herausgerissen. Der König von Preußen übertrug ihm die Bildung einer Nationalgarde in Warschau. Als aber Murat in Warschau eingezogen war, und Napoleon die Wiederherstellung Polens versprach, rief Poniatowski seine Landsleute zu den Waffen, wurde von der provisorischen Regierung zu Warschau zum Kriegsminister ernannt, und widmete sich eifrig der Organisation der polnischen Armee. Er blieb auch da noch in seinem Amte, als der König von Sachsen durch Napoleon zum Herzoge des neu gebildeten Herzogthums Warschau ernannt wurde. Dieser übertrug ihm, als 1809 die Polen als Frankreichs Verbündete an dem Feldzuge gegen Oesterreich Theil nahmen, den Oberbefehl über die bei Warschau zu concentrirenden polnischen Truppen; doch sah Poniatowski bei dem Vordringen der Oesterreicher unter dem Erzherzog Ferdinand sich zu schwach, Warschau zu vertheidigen, räumte daher diese Stadt durch Convention, und ging mit der Armee auf das rechte Weichselufer. Nach den für die Polen glücklichen Gefechten bei Grodhow und Gora zog Poniatowski in südlicher Richtung die Weichsel hinauf, um in Galizien einzudringen, rückte am 19. Mai in Lublin ein, brachte Jaroslaw und Lemberg zur Uebergabe, und nahm in Napoleon's Namen Galizien in Besiz. Dann vereinigte er sich auf dem linken Weichselufer mit Dombrowski, entriß den Oesterreichern die Stadt Krakau, und hielt hier am 15. Juli seinen Einzug. Nach beendigtem Kriege nahm sich der Fürst von Neuem der inneren Einrichtungen des polnischen Heeres an, wurde 1811 vom Könige von Sachsen mit diplomatischen Aufträgen nach Paris gesendet, und erhielt, bei dem Ausbruche des Krieges gegen Rußland, von Napoleon das Commando des 36,300 Mann starken 5. Corps. Zwei Tage vor der Schlacht von Borodino (7. September) trug Poniatowski in dem Gefecht von Chwardino wesentlich zu der Eroberung der dortigen Schanzen bei, und nach der Einnahme von Moskau wurde er auf der Straße nach Tula gegen Podosk vorgeschoben, woselbst er sich am 24. mit Murat vereinigte, und mit demselben die Russen aus ihrer Stellung von Kraßnoi Pachra manövrirte, worauf sich diese unter fortwährenden Gefechten bis Tarutino zurückzogen. Murat und Poniatowski stellten sich ihnen gegenüber bei Winkowo auf, und hatten hier ein abermaliges Gefecht mit den Russen zu bestehen. Poniatowski, dessen Corps auf 5712 Mann zusammengeschmolzen war, entriß am 22. October den Russen den Ort Bereja, und focht am 3. November unter Napoleon bei Wjasma. In Warschau sammelte der Fürst die zersprengten Trümmer der polnischen Armee und brachte von Neuem alle Opfer, um eine Armee zu bilden. Seiner

Thätigkeit gelang es, die Festungen Modlin und Zamosk mit hinreichenden Besatzungen zu versehen, und außerdem noch 6—8000 Mann zur Verwendung im freien Felde unter seinem Befehl zu sammeln. Trotz dessen war er zu schwach, Warschau zu vertheidigen; er zog sich daher hinter die Pelica zurück, als die Russen im Anfang des Jahres 1813 gegen die Weichsel vordrangen. Von hier marschirte er über Krakau durch Galizien nach Sachsen; die polnische Armee bildete das 8. französische Corps, das Poniatowski mit dem Range eines Divisionsgenerals befehligte. Am 9. September hatte er bei Ebersdorf ein Gefecht mit der russischen Avantgarde unter St. Priest, focht dann bei Goldbach und Bischofswerda, und traf am 26. September mit seinem Corps in Dresden ein, mußte jedoch sofort nach Altenburg und Penig ausbrechen, und wurde dort mit Victor und Lauriston unter Murat's Befehl gestellt, um der großen Armee, welche von Böhmen aus gegen Leipzig vordrang, Widerstand zu leisten. Am 4. October wurde er bei Chemnitz angegriffen, und am 7. eine seiner Divisionen von Penig nach Rochlitz zurückgedrängt. Am 8. rückte er derselben zu Hilfe, und nöthigte die Oesterreicher, Rochlitz und Froburg zu räumen. Während der Schlacht bei Leipzig nahm Poniatowski am 16. October den rechten Flügel des französischen Heeres ein, und behauptete seine Stellung bei Connewitz gegen die Angriffe des Erbprinzen von Hessen-Homburg mit so ausgezeichnete Tapferkeit, daß Napoleon ihn auf dem Schlachtfelde zum Marschall von Frankreich ernannte. Auch am 18. hielt er dieses Dorf besetzt, und alle Versuche der Gegner, auf diesem Puncte weiter vorzudringen, waren vergebens; dennoch mußte auch er in der Nacht zum 19. den Rückzug nach Leipzig antreten. Am Morgen des 19. Octobers übertrug ihm Napoleon persönlich die Vertheidigung der südlichen Vorstadt. Trotz der geringen Mittel versprach er dem Kaiser, sein Möglichstes zu thun, und hielt Wort. Erst nachdem die Colonnen der Verbündeten schon siegreich in die Stadt eindrangten, dachte er an den Rückzug. Aber dieser war ihm durch die voreilige Sprengung der Elsterbrücke versperrt. Der Augenblick drängte, und wie sehr auch die steilen Ufer den Uebergang erschwerten, so sprengte doch der Fürst muthig in den angeschwollenen Elsterfluß, in dessen Fluten sein Ross mit ihm versank. Sein Leichnam wurde erst nach fünf Tagen aufgefunden, am 26. mit allen, dem Range des Verstorbenen gebührenden Ehren beigesetzt, später aber einbalsamirt nach Warschau geführt, und 1816, mit Kaiser Alexander's Erlaubniß, in der Domkirche zu Krakau neben Polens Helden und Königen beigesetzt. Im Gerhardschen Garten zu Leipzig, in der Nähe jener Stelle, wo der Fürst



Verlag von C. A. Hartmann und Sohn

Verlag von C. A. Hartmann und Sohn

seinen Tod fand, erinnern zwei Denkmale an ihn; auch ist in einem Pavillon daselbst die von Thormaldsen gefertigte ausgezeichnete Skizze zu einer Reiterstatue des polnischen Helden, die für Warschau bestimmt war, aufgestellt. Poniatowski war ein ritterlicher Charakter, tapfer, worttreu, begeistert für sein Volk und Vaterland, zugleich aber auch wohlwollend, bieder und von seinem, anmuthigen Wesen.

Ludwig Aloys Fürst von
Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein,
Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1765. Gestorben 1829.

Bu allen Zeiten hat das Haus Hohenlohe Fürsten gehabt, welche der Krone Frankreich sehr ergeben waren; so unter der Regierung Franz I., Heinrich's IV., und während der Regentschaft der Anna von Oesterreich, wie in den Zeiten der Revolution. Daher ertheilten, ungeachtet der dringenden Abmahnungsschreiben von Seiten des Kaisers, des Königs von Preussen und des fränkischen Kreises, die Fürsten von Hohenlohe die Erlaubniß, daß in ihren Landen die französischen Ausgewanderten, namentlich die Legion Mirabeau, im Jahre 1791 sich aufhalten durften; Letztere wurde von ihnen durch mehrere Monate unterstützt. Endlich schlossen sie den 3. Februar 1792 mit dem Regenten Monsieur und dem Grafen Artois eine Capitulation, nach welcher zwei Regimente Fußvolk in ihren Landen geworben wurden. Prinz Ludwig Aloys (geboren 18. August 1765 zu Bartenstein), Sohn des regierenden Fürsten von Hohenlohe, und sein Bruder Karl, waren als Obersten die Eigenthümer dieser Regimente, und führten sie im April unter die Fahnen des Prinzen von Condé. Beide Corps mußten im Laufe jener mörderischen Feldzüge oft ergänzt werden, und die Hohenlohe'schen Truppen zeichneten sich in mehreren Gefechten durch ihre Tapferkeit aus. Der Prinz focht in der Vorhut des Heeres des Prinzen Condé, und stellte sich selbst an die

Spitze der Stürmenden bei dem Angriffe auf ein verschanztes Lager in den Weißenburger Linien, wo er fünf Kanonen eroberte und den Sieg entschied. Am Ende des Feldzugs von 1793 traten beide Regimenter, in eines vereinigt, in holländische Dienste, wo sie die Bommel-Insel vertheidigten. Als hierauf der Feind über die zugefrorene Maas gegangen war, sah sich das Regiment Hohenlohe umzingelt; es schlug sich aber muthvoll durch, zog sich hinter die Waal, und Prinz Ludwig Aloys führte vierzehn Stunden weit, unaufhörlich in seinen Flanken und im Rücken angegriffen, einen meisterhaften Rückzug aus. Von 1400 Mann, welche das Regiment im Anfange des Feldzuges gezählt hatte, blieben ihm jetzt nur noch 300. Das Haus Hohenlohe machte neue Anstrengungen, um es wieder herzustellen. Damals (den 28. Mai 1795) schrieb der Regent an den Prinzen, daß, wenn einst der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet sei, ein Regiment Hohenlohe im französischen Dienste ein bleibendes Denkmal der treuen Anhänglichkeit des Hauses Hohenlohe an die Sache der Bourbons werden solle. Diese Zusage ging 22 Jahre später in Erfüllung. Prinz Karl übernahm jetzt das Regiment, Prinz Ludwig Aloys aber trat in österreichische Dienste. Er warb Truppen im Hohenlohe'schen, die zu dem Heere unter Clairfait stießen, und nahm, als commandirender Oberster des Regiments Kerpen, an den Feldzügen von 1796, 1797 und 1798 Theil; 1799 diente er als Generalmajor unter dem Erzherzog Karl. 1806, in welchem Jahre das Fürstenthum Hohenlohe der Mediatisation anheimfiel, ward er Generalleutnant und 1807 Gouverneur beider Galizien. Napoleon ließ ihm die Wiederherstellung der Souverainität von Hohenlohe anbieten, wenn er dem Rheinbunde beitreten wolle; aber der Prinz, seinen Grundsätzen unerschütterlich treu, lehnte dies ab, worauf sein Fürstenthum dem Königreich Würtemberg einverleibt wurde. In dem Feldzuge von 1814 commandirte dieser zu Troyes, wo er die weiße Fahne aufpflanzen ließ und mehrere Anhänger des Hauses Bourbon der Rache Napoleons entzog. Derselbe Eifer für das französische Königshaus bewog den Prinzen, im Jahre 1815, als der Verlust seiner Regentenhoheit entschieden war, den König von Frankreich zu bitten, ihn, zur Belohnung für die geleisteten Dienste, unter die Zahl seiner Unterthanen als Franzosen aufzunehmen. Ludwig XVIII. bewilligte ihm dies nicht nur, sondern ernannte ihn auch zum Commandeur des St. Michael- und des heiligen Geistsordens, ertheilte ihm den Rang eines Generalleutnants, machte ihn zum Inspecteur der Infanterie, und wies ihm und seiner Familie als beständigen Wohnsitz das Schloß zu Luneville an. Zugleich befahl der König, daß

die ausländische Legion fortan den Namen Legion Hohenlohe führen, und Prinz Ludwig Aloys der Obercolonel derselben sein solle. Als Großmeister des Hohenlohe'schen Hausordens, ertheilte der Prinz diesen Orden mehreren Franzosen und andern Kriegern, die unter ihm für die Sache der Bourbonns gekämpft hatten. Der König von Frankreich bestätigte denselben, und bestimmte die Zahl der Ritter und Commandeurs. Des Prinzen zweite Gemalin, eine geborene Gräfin von Salm-Reiferscheid, stiftete zu Luneville eine Wohlthätigkeitsanstalt, welcher der Prinz als Präsident vorstand. 1823 wohnte er dem Kriege gegen Spanien bei, ward Offizier der Ehrenlegion und Großkreuz des Ordens des heil. Ludwig, 1827 Marschall und Pair, und starb den 31. Mai 1829.

Joseph Vernet.

Geboren 1714. Gestorben 1789.

Nach den wilden Orgien, durch welche die französische Malerei sich im vorigen Jahrhunderte selbst entweihete, nach den Tagen frivoler Geziertheit und frecher Koketterie, zu der sie durch einen Puget und Boucher herabsank, bedurfte es eines Talentes, das durch den frischen Gotteshauch der Natur die entnernte wieder kräftigte und auf dem Wege der Wahrheit zur Kunst zurückleitete. Ein solches urkräftiges Talent, das, taub gegen die Syrenenlockungen falscher Eleganz, seine Bahn verfolgte, war der Maler Claude Joseph Vernet. Zu Avignon den 14. August 1714 geboren, wendete er sich als junger Mann nach Paris, wo er sehr bald die einstimmige Anerkennung errang, in Seestücken der erste Maler seiner Zeit zu sein. Die Gunst des Königs Ludwig XV. erwarb er sich besonders dadurch, daß er alle französischen Seehäfen malte, eine Reihe herrlicher, unübertrefflicher Gemälde. Er war der eifrigste und zarteste Beobachter der Natur, der sie in allen ihren Lebensäußerungen belauschte und diese mit bewundernswürdiger Treue wiedergab. Als er eine Zeitlang sich in Rom aufhielt, zog ihn der Charakter des südlichen Himmels noch mehr an, als all' die Schätze klassischer Kunst,

und sorgsam studirte er alle Lichtwirkungen und Lustschatten, wie sie durch die Dünste und die zufällige Beschaffenheit der Wolken zu jeder Tageszeit sich anders darstellen. Gern setzte er, namentlich in seiner Jugend, sich wirklichen Gefahren aus, wenn nur, um den Preis derselben, Beobachtungen der Natur sich gewinnen ließen, deren Studium, verbunden mit angeborenem tiefen Gefühle und überreicher Fantasie, ihn der höchsten Kunstvollendung zuführte. Seine Darstellungen der See in allen Bewegungen derselben und seine Hafengemälde stehen als Muster der Vollkommenheit da. Auf den jährlichen Kunstausstellungen im Louvre hatte man nur Augen für seine Gemälde, welche zu ausnehmenden Preisen bezahlt und häufig gestochen wurden. Er starb zu Paris den 5. December 1789. Sein Geist erbte sich in seiner Nachkommenschaft fort. Seinen Sohn, Charles Vernet (geboren 1758, gestorben 1836), kennt man sowohl als berühmten Geschichts- und Bataillen-Maler, wie als geistreichen Caricaturenzeichner; zu seinen Hauptwerken rechnet man die 28 Blätter zum Feldzuge Bonaparte's in Italien. Auch Horace Vernet, Sohn des Vorigen und Enkel des Joseph, geboren 1789 im Louvre, hat sich als Maler von Schlachten, desgleichen von Scenen aus dem häuslichen und ländlichen Leben, Jagdstücken &c. &c. hohen Ruhm erworben, und so blüht dieser Künstlerstamm nun schon im dritten Geschlechte schön und kräftig fort.

Michel' Angelo Buonarrotti.

Geboren 1474. Gestorben 1564.

Dieser Kraftmensch im Leben wie in der Kunst, dessen titanischer Geist in trotziger Hoheit aus seinen Werken hervorblickt, stammte aus dem alten Hause der Grafen von Canossa, und wurde zu Settignano im Florentinischen geboren. Da seine Talente frühzeitig sich offenbarten, so schickten ihn seine Aeltern in die Malerschule des Domenico Ghirlandajo. Auf Veranlassung des Lorenzo von Medici nahm ihn zwei Jahre später der Bildhauer Bertoldo zu seinem Zögling an, und nach dem Tode Lorenzo's wurde er

vom Prior des Klosters Spirito im Convent aufgenommen, wo er zwölf Jahre lang Anatomie studirte und sich jene staunenswürdige Kenntniß des menschlichen Körpers aneignete, die ihn alle seine Geistesgenossen überragen macht. Schon in seinem sechszehnten Jahre, da er noch bei Bertoldo arbeitete, copirte er einen Satyrkopf mit so vieler Geschicklichkeit in Marmor, daß er selbst Kenner zur Bewunderung zwang. Sein Vorbild blieb, jedoch in freier Anwendung, die Antike — der Grund, weshalb er im hohen, ob-schon strengen Style alle übrigen Künstler übertraf. Doch nicht nur als Bildhauer, auch als Maler errang er sich frühen Ruhm; daher ward ihm der Auftrag, gemeinschaftlich mit Leonardo da Vinci den Rathssaal von Florenz mit historischen Darstellungen zu schmücken. Im Wettstreit mit jenem, ihm beigesetzten großen Künstler, entwarf er jenen berühmten Carton, der eine Scene aus dem Kriege der Florentiner gegen die Pisaner behandelt, leider aber nicht mehr vollständig vorhanden ist. Rafael selbst eilte, diesen Carton zu copiren. Nachdem Julius II. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, wurde Michel Angelo von demselben, zu Ausführung seiner großartigen Pläne, namentlich des eigenen Grabmals und der St. Peterskirche, nach Rom berufen; ja als der hitzige und leicht beleidigte Künstler in böser Laune plötzlich Rom verließ und nach Florenz zurückkehrte, mußte das Kirchenoberhaupt Bitten und Drohungen anwenden, um ihn wieder für sich zu gewinnen. Erst im November 1506 gab Michel Angelo nach, und fertigte damals das kolossale ehernen Standbild des Papstes, das später im Kriegsdrange in eine Kanone umgegossen werden mußte. Das Ansehen, in welchem er bei Julius II. stand, soll den Neid Bramante's und Giuliano's de Sangallo erregt haben, so daß diese den Papst beredeten, dem in Frescoarbeiten noch nicht geübten Künstler die Malerei der Gewölbe in der Sixtinischen Kapelle zu übertragen, welche Arbeit dieser auch — nach ihrer Meinung, zu seinem größten Nachtheile — übernahm, dieselbe aber nach zwanzig Monaten bei abgedrungener Eilfertigkeit, zum Verdrusse Beider, zur Bewunderung der Kenner, und als Zeugniß seiner ganzen Größe und seines originellen Geistes vollendete. Noch einmal entfloh er von Rom, weil er, seinem heißen Blute zu gebieten unvermögend, im Zorne über den plötzlichen Eintritt des Papstes ein Bret vom Gerüste nach diesem geschleudert hatte, wahrscheinlich noch ehe er gesehen, wer der Eintretende war. Später, als schon sechszig Lebensjahre über dem ergrauenden Haupte des Meisters dahingegangen waren, erhielt er den Auftrag, das jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle zu malen, welches er 1540 vollendete. In diesem

denkwürdigen Gemälde offenbart sich am ergreifendsten die düstere, gewaltige Kraft seines Genius, und obgleich es, schroff und seltsam, auf den Schönheitssinn unmittelbar wenig einwirken kann, so hat sich darin doch die wunderbare, beinahe magische Wissenschaft, welche er von dem menschlichen Körper und allen verborgenen Triebfedern seiner Bewegungen und Muskelspielen besaß, in der großartigsten Wirkung ausgeprägt. Diese unsiegbaren Wechsel der Affecte, in oft greller, aber immer wahrer Kundgebung, zeugen von des Meisters tiefem und ernstem Sinne, von der Riesenkraft und Allseitigkeit seines Geistes und Gefühles. Dem Befehle des Papstes Leo X. zufolge, mußte er die schon mehrmals unterbrochenen Arbeiten des für Papst Julius II. bestimmten Monumentes neuerdings aufgeben, und dafür in Florenz den Bau der Vorderseite der St. Lorenz-Bibliothek übernehmen. Während der bürgerlichen Unruhen verrichtete der kunstreiche Mann Ingenieurdienste, vertheidigte Florenz gegen die Mediceer, und flüchtete nach deren siegreichem Einzuge, nach Ferrara und Venedig, kehrte aber, auf Verlangen des, dem Hause Medicis entsprossenen Papstes Clemens VII., nach Rom zurück, um das Grabmal der Mediceer und jenes des Papstes Julius II. zu vollenden, und übernahm endlich, nach Sangallo's Tode, 1546 unter Papst Paul III., der ihn abermals nach Rom berief, noch in hohem Alter, zwar Anfangs widerstrebend, dann aber unentgeltlich, die oberste Leitung des vierzig Jahre früher von Bramante begonnenen Baues der Peterskirche. Obgleich er nur siebenzehn Jahre dabei wirkte, da 1564 zu Rom der Tod den erhabenen neunzigjährigen Greis entführte, so kann er doch als Derjenige angesehen werden, der das Meiste zur Vollkommenheit dieses Baues beitrug. Besonders angelegen ließ er sich sein, die durch Sangallo verunstalteten majestätischen Verzierungen des Bramante so gut als möglich der Kirche wiederzugeben, kehrte auch zu der von jenem ersten Baumeister angenommenen inwendigen Form des griechischen Kreuzes zurück, welches von seinem Vorgänger Rafael und Andern in ein lateinisches verwandelt worden war, schränkte, nach dem Willen des damaligen Papstes, das Gebäude ein, und nahm alles Aeußerliche weg, was sich im Modell des Sangallo befand und weder zu den vier Schenkeln, noch zu den vier Pfeilern der Kuppel gehörte. Das heutige Portal ist nicht von ihm; auch seine, von der des Bramante verschiedene Kuppel war um ein Sechstheil niedriger, als die bestehende, und die jetzige lateinische Kreuzesgrundform, welche zuletzt in der Ausführung die Oberhand behielt, ist vom Baumeister Moderno, der den Kirchenbau erst völlig beendigte. Außer diesen Bauten sind

von ihm das Campidoglio (Capitol), der Farnesische Pallast und noch mehrere andere architektonische Werke, deren Kühnheit in Erstaunen setzt, wenn auch Manches daran ausschweifend und auffällig erscheinen mag. Michel' Angelo war ein urkräftiger Charakter, jede Sphäre des Wissens und Wirkens mit Kühnheit und schneller Kraft erfassend, groß in allen Fächern seiner weitverzweigten Thätigkeit. Er war heftigen Temperaments, etwas herb und abstoßend in der ersten Begegnung; aber auch edel, gerecht, bieder, offen und gutmüthig. Nur der Anmaßung und Ränkesucht gegenüber waffnete er sich mit unangreifbarem Troke. Daß er seinen Sklaven an ein Kreuz gebunden, ihm später, um sich für seine plastischen Zwecke das Leiden des Heilandes zu versinnlichen, den Dolch in die Seite geworfen, und dann die Familie des Unglücklichen in Geld entschädigt habe, ist eine jener Fabeln, mit denen das Andenken ausgezeichneter Menschen so häufig umgeben und in abenteuerliche Grotesken gezogen wird. Der Architektur, der Sculptur und der Malerei hat er unauslöschliche Spuren seines Genies eingedrückt, und selbst seine Gedichte, obschon er sie nur als Spiele der Fantasie und der Unterhaltung ansah, tragen das Gepräge seines reichen Geistes. In seinen Werken, die mehr eine universelle Richtung haben, daher weniger auf individuelle Merkmale ausgingen, und auch aus diesem Gesichtspuncte betrachtet werden müssen, waltet eine, mehr im Bereiche des Kolossalen, Uumfassenden, als im abgelesenen Kreise des Schönen und Lieblichen, sich bewegende hohe Einbildungskraft, die jedoch allenthalben von einem edlen Sinne, einem tiefen Studium der Natur, namentlich von einer beispiellosen Kenntniß der lebendigen und bewegten Formen zeugt. Seine anatomischen Forschungen wurden von Rafael fruchtbringend benutzt, der, wie wenig er auch bei der bloßen Nachahmung stehen blieb, sondern Michel' Angelo's muskelreiche Formen, kühne Umriffe und kraftvolle Stellungen in ein neues, gestalten- und anmuthreiches Leben verwandelte, doch edelsinnig sich zu dem großen Vorbilde bekannte, indem er offen erklärte: er danke Gott, daß er ihn zu Lebzeiten eines Michel' Angelo habe geboren werden lassen.



Jean Jacques Rousseau.

Geboren 1712. Gestorben 1778.

Nicht leicht hat ein Schriftsteller auf seine Mitwelt tiefer und lebendiger eingewirkt, und nicht leicht waren bei so großer Wirkung die Urtheile selbst der ruhigeren Nachwelt über einen Schriftsteller verschiedener, ja widersprechender, als dies Alles bei dem Bürger von Genf der Fall ist. Während die Einen von der Verwirklichung seiner Ansichten das Heil der Welt erwarten, und seinen Charakter als das Ideal des geläuterten Menschen verehren, erklären die Andern jene für Träume eines Schwärmers, diesen für krankhaft und unzuverlässig, wenn sie nicht gar seine sittliche Seite verdächtigen. In der Mitte wird wohl — wie Goethe zu sagen pflegte — das Problem liegen, und dieses zu lösen, die Geschichte des merkwürdigen Mannes das beste Mittel sein.

Als ein schwächliches Kind kam Jean Jacques, der jüngste Sohn eines Uhrmachers in Genf, zur Welt, und seine Geburt war die Ursache des Todes seiner Mutter. »Meine Geburt« — pflegte er zu sagen — »war mein erstes Unglück.« Mit einem äußerst empfindlichen Gemüthe, welches er sein zweites Unglück hätte nennen können, begabt, vertrug er die Derbheit und Härte eines ehrlichen Bürgers, eines Kupferschlers, nicht, zu dem er in die Lehre gegeben ward. Schon hatte die frühe Lectüre von Dichtern, und besonders Plutarch's, den er als Knabe fast auswendig wußte, seine junge Seele entflammt; ideale Welten schwebten ihm im Geiste vor, die Wirklichkeit schien ihm unerträglich, und — er entlief. Lange in Savoyen herumgewandert, änderte er sein Glaubensbekenntniß, ward in ein Kloster aufgenommen, unterrichtet, aber bald gewahr, daß seine plutarchische Welt auch hier nicht zu finden war, und — entlief abermals. Frau von Warens in Annecy fand den jungen Abenteurer mit seinem träumerischen Wesen interessant und vielversprechend. Mit mütterlicher Sorgfalt nahm sie sich seiner an, ja man gibt ihr Schuld, ihn verzärtelt zu haben. Jedenfalls dankte er dem Aufenthalte bei ihr seine feinere Bildung und vorzüglich seine gründ-

liche Kenntniß der Musik, die später ein Blatt zu seinem Lorbeer hinzufügte. Diese Kenntniß sollte ihm von nun an durch's Leben helfen, und mit Rührung entließ Frau v. Warens ihren Zögling, als er, im zwanzigsten Jahre seines Alters von ihr scheidet, um in Frankreich sein Glück zu versuchen. Concerte, Musikstunden, endlich Notenschreiben halfen ihm kümmerlich durch einige dornenvolle Jahre. Da ereignete es sich, daß die Akademie zu Dijon einen Preis auf die Frage setzte: »Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen?“ Jean Jacques, ein Niemanden bekannter junger Mann, wagte es, eine Schrift einzusenden; wagte es, die Frage mit einem kühnen »Nein“ zu beantworten, und — erhielt den Preis. Seine Schrift erregte allgemeines, man kann sagen, europäisches Interesse, denn selbst der spanische Hof mischte sich in diese Angelegenheit. Rousseau's Lebenspfad war entschieden, aber er zog sich nun, wie die Extreme seiner Behauptungen, zwischen Rosen und Dornen hin. Rousseau hatte zu den Menschen das seltsame Verhältniß, sie jetzt mächtig anzuziehen, jetzt schroff zurückzustößen. So erging es ihm in allen Dingen. Eine Oper, wozu er Text und Musik selbst gedichtet, hatte den Erfolg, daß man ihn vergötterte; eine Abhandlung, die er bald darauf über französische Musik schrieb, hatte den, — daß man ihm nach dem Leben trachtete. Er floh in seine Vaterstadt, und kehrte in den Schooß der verlassenen Kirche zurück, um das verlorene Bürgerrecht wieder zu erhalten. Die Akademie zu Dijon schrieb wieder einen Preis aus: »Welches ist die Quelle der Ungleichheit unter den Menschen?“ Rousseau schrieb seine berühmt gewordene Abhandlung, und diese machte, wo möglich, noch mehr Sensation als die erste, — aber weniger als die dritte: der *Contrat social*, und die vierte: *Emil*, durch welche beiden er eigentlich die Welt bewegt hat. Man hat offenbar zu viel gesagt, wenn man dem *contrat social* einen Antheil an der Entstehung der französischen Revolution zugeschrieben hat; die Revolution ist nicht aus Büchern, sondern aus tiefen und allgemeineren, in's Leben des Ganzen und jedes Einzelnen versflochtenen Wurzeln entsprossen; aber was, nachdem sie da war, ein Buch, wie das Rousseau's, in die erregten Geister wirken konnte, bleibt freilich unberechenbar. Der Verfasser dieser Schriften war inzwischen, auf wiederholte Einladungen, nach Frankreich zurückgekehrt. Aber kaum war sein *Emil* erschienen, so ward das Buch in Paris und Genf verbrannt, und Jean Jacques Landes verwiesen.

Seine Vaterstadt nahm ihn nicht auf, sondern drohte ihm mit dem Gefängnisse, und ließ seinen Namen von der Kanzel herab verrufen. Nach

einigen Monaten, die er auf einer Insel im Bielersee verlebte, ward ihm auch dieser stille Zufluchtsort versagt; umsonst bat er nur um eine kleine Frist, umsonst flehte er um ein Gefängniß, — man trieb ihn fort, und der Unglückliche war in Gefahr, unterwegs zu verschmachten. Da war es, wo sich Hume seiner annahm, und ihm anbot, ihn mit nach England überzuschiffen. Rousseau willigte gerührt ein, betrat mit Thränen der Freude den Boden Britanniens, umarmte seinen Retter, und begleitete ihn nach London. Hier erregte seine Ankunft einen unerhörten Enthusiasmus. Man drängte sich, ihn zu sehn, die Journale waren voll seines Ruhmes, die Damen trugen sein Bild in Ringen und an Armbändern. Aber — bald brachten die Journale auch Anekdotchen, die Damen in ihren Zirkeln wiederholten sie, und Rousseau, mißtrauisch und gereizt von Natur und nach so vielen erfahrenen Kränkungen, verließ mit dem bittern Unwillen des Menschenhasses das Land, das er für sein letztes; bleibendes Asyl hoffend gehalten hatte. Man nahm ihn im Stillen in Paris wieder auf; anfangs umringten ihn Neugierige, — bald sah er sich, wie er wünschte, einsam und verlassen, ja in Kurzem vergessen. Hier war es, wo ihm sein großer Gegner Voltaire ein Asyl antrug, welches er verschmähte; wo ihn der geistvolle Fürst de Signe besuchte, und ihm eine Freistätte in der Fremde anbot, die er mit Rührung, aber Standhaftigkeit zurückwies. In der einfachen Beschäftigung mit Notenschreiben fand er seinen kümmerlichen Erwerb, im Umgange mit der Pflanzenwelt ein stilles Glück, in seinem Plutarch, Tacitus und Sallust, und in den Träumen seines edeln Geistes die Erhebung, deren seine Seele unabweislich bedurfte, in der duldenden Liebe seiner Therese Levasseur, die sich allen Stürmen seines Geschicks und seines Charakters mit treuer Ausdauer fügte, Beruhigung und Trost. Jean Jacques war zweimal verheirathet. Das Erstmal unglücklich; indem er sich verpflichtet fühlte, seine Haushälterin, eine gemeine, jänkische, rohe Person zur Frau zu nehmen; das zweitemal an Therese Levasseur, die bis an's Ende seines Lebens bei ihm aushielt. Mit den Jahren wuchs die Dürsterheit und misanthropische Stimmung des unglücklichen Mannes. Endlich entschloß er sich, eine Stätte zu suchen, wo er stiller und ruhiger dem Augenblicke entgegenharren konnte, der ihn aus einer Welt rufen würde, die ihm nichts, als die Sehnsucht nach einer bessern, gewährt hatte. Der Marquis Girardin bot ihm eine solche, — das freundliche Landgut Ermenonville unweit Paris, mit einem schönen, einsamen Parke, der ganz geeignet war, die letzten Träume eines Philosophen in seine Schatten einzuhüllen. Aber auch dieses

Glück währte für Jean Jacques nicht lange. Kaum einige Monate in dem stillen, kleinen Paradiese heimisch, ward Rousseau, am 2. Juli seines 66sten Lebensjahres, nach einem Spaziergange, durch einen schnell tödtenden Schlagfluß aus dem Leben abgerufen. Nun ward die Verehrung allgemein und schwärmerisch. Der Leichnam wurde einbalsamirt, und, in einen Sarg von Blei verschlossen, auf einer friedlichen, mit Pappeln besanzten Insel im Garten von Ermenonville beigesetzt. Ein Denkmal erhebt sich auf der Stelle, mit der Inschrift: »Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit.« Hunderte pilgerten und pilgern noch zu der Stätte. Im J. 1794 wurden die Gebeine Rousseau's feierlich im Pantheon beigesetzt, eine Straße in Paris führte den verehrten Namen; seine Witwe erhielt von der National-Versammlung einen jährlichen Gehalt von 1200 Livres.

Sein äußeres Wesen war einfach, edel, bald einnehmend, bald düster und abstoßend. Sein Gespräch bewegte sich in Paradorien des Gefühls und Verstandes, immer mit Geist; »er würde — meint de Ligne — ein Stück Käse veredelt haben, wenn er davon gesprochen hätte. Seine Augen glichen zwei Sternen; der Genius strahlte aus seinem Blick, und bezauberte den Hörer.« — Ueber seine Werke hat die Zeit gerichtet. Seine Heloise ist fast vergessen, aber die oben angeführten Werke bewahrt das Archiv der Menschheit unter ihren ewigen Aktenstücken. Man kann sie nicht blünder und treffender bezeichnen, als es Kant in den Worten gethan hat: »Man hat Rousseau vielfach mißverstanden. Seine drei Schriften von dem Schaden, den die Cultur, die Ungleichheit, und die Erziehung, gebracht haben, die den Naturzustand als einen Stand der Unschuld darstellen, sollten nur seinem Social-Contract, seinem Emil und seinem savoyardischen Bicar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrsal der Nebel sich herauszufinden, womit sich unsre Gattung, durch eigne Schuld umgeben hat. Rousseau wollte nicht, daß der Mensch in den Naturzustand zurückgehen sollte — woran ihn der Thormächter eines Paradieses mit feurigem Schwerte verhindert, — sondern nur, daß er von der Stufe, auf der er jetzt steht, dahin zurückgehen sollte.« — Mag man sich nun aus der Geschichte Rousseau's das Räthsel seiner Widersprüche lösen oder nicht, mag man dem Urtheile Kant's beistimmen oder nicht, — so viel bleibt gewiß, und es ist vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte genug: daß, wenn er geirrt hat, die Irrthümer seines Verstandes aus der Reinheit und Güte seines Herzens hervorgingen. Und wer, der die Menschen kennt, und in sein eignes Inn're schaut, hebt hier den ersten Stein auf?

Voltaire.

Geboren 1694. Gestorben 1778.

Es erscheinen von Zeit zu Zeit Menschen, welche, wie die Blume den Inbegriff der ganzen Pflanze, gleichsam die Blume einer ganzen Zeit, einer ganzen Nation in sich darstellen. Ein solcher war Franz Marie Arouet, genannt Voltaire. Alle Eigenschaften und Tendenzen der französischen Bildung vereinigten sich in ihm zu ihrer höchsten Vollendung, und vielleicht ist noch von keinem Menschen eine solche Wirkung auf eine ganze Zeit ausgegangen, als von ihm; so, daß man die seine mit völligem Rechte das Jahrhundert Voltaire's nennen kann.

Dieser außerordentliche Mann ward zu Chatenay, am 20. Februar 1694 geboren, und erst im November desselben Jahres getauft. Die ungewöhnliche Schwächlichkeit des Kindes war der Grund dieses Verzuges, und dadurch der Dunkelheit, die lange über Ort und Zeit seiner Geburt herrschte. Sein Vater war Schachmeister in der Rechnungskammer, und die Gewohnheit, sich einen selbstgewählten Namen beizulegen, war damals unter den Söhnen der wohlhabenden Bürgerklasse allgemein. Diese Wohlhabenheit verschaffte dem jungen Voltaire zwei große Vorzüge, ohne welche man vielleicht nie das Beste der Ausbildung erreicht: eine sorgfältige Erziehung und Unabhängigkeit von niederdrückenden Sorgen und Verhältnissen. Jesuiten leiteten die erstere, wie die aller vornehmern Söhne des damaligen Frankreich, und, was sie unentwickelt gelassen hatten, vollendete der Abbé Chateauneuf, ein geistvoller Mann, in dessen Gesellschaft die berühmte Ninon, Frankreichs Aspasia, den jungen Arouet kennen lernte, und ihm, nach ihrem Tode, nebst 2000 Francs, gleichsam die Weihe der Feinheit und jenes Geistes hinterließ, ohne welchen man wohl groß seyn, aber nie es der Welt scheinen kann. Voltaire's erste Mannesjahre waren ziemlich in diesem Geiste. Er glänzte in den feinen Zirkeln, machte, zum großen Leidwesen des alten Arouet, galante Verse, und verliebte sich in die Tochter einer Frau von bedenklichem Rufe, die seine Liebesbriefe drucken ließ. Eine kleine Reise

ließ ihn das Abenteuer vergessen und gab Anlaß zu seinem ersten größern Werke: der *Henriade*, das, bei manchen Vorzügen von Seite des Verstandes, alle Mängel des Poetischen darlegt, an denen jenes Zeitalter litt. Zurückgekehrt, trat er mit der Tragödie *Oedipus* auf, die, trotz des strengern, der Antike genäherten Geschmacks, der dem üblichen widersprach, Aufsehen erregte, und ihm die Neigung der *Marechale de Villars* verschaffte; ein Verhältnis, welches die frühere, leichte Neigung ganz aus *Voltaire's* Seele verwischte, und von dem er, selbst in spätern Jahren, nie ohne tiefe Rührung sprach. Im Jahre 1772 besuchte er den unglücklichen *Moussieu* — und beide schieden als unverföhnliche Feinde. Wie hätte auch der melancholische Ernst, die sittliche Strenge, und das gereizte Selbstgefühl des Einen mit dem sarkastischen Wig, der weltlichen Leichtfertigkeit und Selbstgefälligkeit des Andern sich je vertragen können? Doch bewies sich *Voltaire* stets edel gegen seinen Antipoden, und bot ihm ein Asyl, als die ganze Welt ihn von sich wies. *Voltaire* versuchte sich nun auch im Lustspiele, reißte auch hier, und sein Ruhm, seine Beliebtheit wuchsen mit jedem Tage. Allein sein beißender Wig, den zu unterdrücken er nicht die Selbstverläugnung hatte, verwickelte ihn in mancherlei unangenehme Situationen; ja, er sah sich durch einen einflussreichen Gegner genöthigt, ein Asyl in England zu suchen, wo er sich für *Newton's* Entdeckungen und für die freie Denkart der Britten enthielt. Jene trug er seiner Nation in leichtem Gewande vor, diese verstärkte die Wirkungen der Gesinnung und des Heroischen in seinen spätern Trauerspielen. Zurückgekehrt, vergrub er sich mit der gelehrten *Marquise du Chatelet* in *Newton's* und *Leibniz's* Schriften, in astronomische und physikalische Apparate; dazwischen ließ der Satyr dann und wann, z. B. in der berühmten *Pucelle*, sein Bein hervorschauen. Zugleich betrat er durch die *Biographie Karls XII.* die Bahn der Geschichtschreibung, und glänzte so durch jene Vielseitigkeit, welche, man sage dagegen was man will, dem Genie immer eigen, ja für dasselbe charakteristisch ist. Inzwischen ermangete der Neid, der demselben eben so sicher auf allen Schritten folgt, nicht, seine Leistungen zu bekritteln, seine Verdienste zu verdunkeln, seinen Charakter zu verdächtigen. Man nannte seine Geschichtswerke Romane, und bedachte nicht, daß auch die gelehrtesten es vielleicht nicht weniger sind, und daß *Voltaire* nur eingeseht, was die Gelehrten dünkelfhaft verschweigen; man beschuldigte ihn der Oberflächlichkeit, und vergaß, daß Gelehrtheit nicht Tiefe, und Wig oft gründlicher als jene ist. Ein *Abbé Desfontaines*, der *Voltaire'n* die Freiheit, vielleicht das Leben verdankte, schrieb ein Schmä-

libell auf ihn; die Nachwelt hat es vergessen. Der krankhaft gereizte Rousseau ließ seinen Zorn gegen ihn aus; die Nachwelt hat ihm verziehen. Dafür entschädigte um eben jene Zeit den vielfach Angegriffenen die Freundschaft des damaligen Kronprinzen von Preußen, die auch auf dem Throne fortbauerte, und Friedrich den Großen gleich sehr wie den Dichter ehrt. Doch widerstand dieser anfangs allen Anerbietungen, wodurch der König ihn in seine Nähe zu ziehen hoffte; er zog die Freundschaft der Marquise du Chatelet der Gunst eines Königes vor, der ihn bewunderte. Erst einige Zeit nachher, als es sich um eine nähere Verbindung Frankreichs mit Preußen handelte, übernahm Voltaire, im Auftrage des Ministers, die Vermittlung. Als sodann der Tod seine vieljährige Freundin ihm entriß, als er sich in seinem Vaterlande, von der Mittelmäßigkeit verfolgt, selbst von Bessern verkannt sah, entschloß er sich, mit dem Titel eines Kammerers und einem Gehalte von 20,000 Livres, am Hofe seines Freundes in Berlin zu leben. Hier verlebte er glückliche Tage; der König vergaß des Scepters, der Dichter der Kritik, und eine fröhliche Weisheit vereinte zwei außerordentliche Menschen, und machte ein Verhältniß möglich, wie es noch nicht von der Welt gesehen worden war. Aber auch in dieses mischte der Reid Jener, die sich zurückgesetzt fühlten, seine Bitterkeit; er erregte Mißverständnisse, Argwohn, Entfremdung, — und Voltaire, nachdem er sich zuvor mit Friedrich in's Klare gesetzt, und versöhnt hatte, kehrte doch lieber aus der Hofluft in die anmuthigere und freiere von Ferney zurück, das sein Aufenthalt verewigt hat. War sein bisheriges Leben vielbewegt und wohl auch an manchen Illusionen und Verwirrungen nicht arm, so glich es von nun an wirklich dem eines Weisen. Studien, geistreich-gesellige Unterhaltungen, poetische Einsamkeit, höchstens lachender Feder- und Witzkrieg füllten es in heiterem Wechsel aus, und Wohlthaten im schönsten Sinne bezeichneten seinen Lauf. Er erfährt, daß eine Nichte Corneille's in dürftigen Umständen schmachtet; er beruft sie nach Ferney, sorgt für ihre Erziehung und Fortkommen. Er vernimmt, daß Calas, ein schwacher, kränklicher Greis, in eine schwere Anklage verwickelt, unschuldig ist; mit Wärme und Aufopferung, trotz vielfacher und mächtiger Widersacher, nimmt er sich seines Prozeßes an, und rettet wenigstens das Andenken und die Familie des Unglücklichen, dessen Tod er nicht hindern konnte. Ferney ward der Zufluchtsort für Verfolgte; allein Voltaire's Gegner verminderten sich freilich dadurch nicht. Eine Menge von verläumdertischen Libells erschien; nur der Name des Angegriffenen konnte ihnen einigeseß Interesse verleihen. Inzwischen unterließ Voltaire nicht,

mitten in tausenderlei ernstn Verhandlungen mit Gerichten, Advokaten und Parlament, deren Detail, wenn man es liest, im Leben eines Dichters, und noch dazu eines für frivol erklärten Dichters, eine befremdende, aber ehrwürdige Episode bildet, seine Kritiker durch immer neue Produkte eines unverwundlichen Geistes zu beschämen. Er überraschte durch jene anmuthigen und sinnvollen Erzählungen, die, nächst den witzigen Gedichten, wohl die eigentliche Stärke seines Talentcs ausdrücken. Er sammelte seine Werke, arbeitete am Riesenplane der Encyclopädisten mit, und dichtete noch als Greis das empfindenste seiner Trauerspiele — *Tancred*. Und nun endlich ward ihm die Befriedigung, im Winter des Lebens, die er im Frühling und Sommer vergebens erstrebt hatte. Er erlebte es, sein Vaterland in den Händen der Gerechtigkeit, und sich selbst, ohne weitem Widerspruch, anerkannt zu sehen. Der weise Minister Turgot kam an's Ruder; und man kann vielleicht nichts Stärkeres zu seinem wahren Ruhme sagen, als die Worte Condorcet's: »Turgot war der Mann, welchen Voltaire achtete, welchen er denjenigen entgegenhielt, die über den Verfall des Jahrhunderts klagten.« Franklin besuchte den Dichter der *Zaire* in Paris, und Voltaire pries sich glücklich, den edlen Mann gesehen zu haben, und suchte sein bißchen Englisch zusammen, um dessen Enkel zu segnen. Die französische Akademie, die ihn, nach manchen Kibalen und Widerstreben, erst im 52sten Jahre aufgenommen hatte, erwies ihm nun Ehren, nicht wie ihres Gleichen, sondern wie dem Monarchen im Reiche der Dichtkunst und Wissenschaft. Die französische Sprache bildete sich nach seinem Muster, und sein Wort ward das Orakel der Nation. Bei der Vorstellung seiner »*Irene*« im Theater, wo er so viele Jahre durch erfreut und geherrscht hatte, wurde seine Büste aufgestellt und bekränzt, unter dem Jubelgeschrei von Tausenden. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; die Wache, die man ihm mitgegeben, nützte nichts; man warf sich ihm zu Füßen, man unterstützte ihn im Nachhausegehn, man berührte seine Kleider, man benetzte sie mit Thränen: man stritt einander das Recht ab, länger in seiner Nähe zu verweilen. Solche Beweise der Dankbarkeit seiner zum Enthusiasmus so willigen Nation machten den Greis nur noch thätiger. Er übernahm neue Arbeiten, — aber sein ermüdeter Organismus ertrug solche Anstrengungen nicht mehr. Ein wiederholter Blutausswurf verkündete sein nahendes Ende, das am 30. Mai 1778 erfolgte. Die fabelhaften Gerüchte, welche Mißverständnis und die nach dem Tode des Beklagten wieder eifrige Parteisucht von den nähern Umständen dieses Todes verbreiteten, sind längst berichtigt, und berichtigen sich von selbst für den Kenner

der menschlichen Natur. Man versagte dem Leichnam ein gesetzliches Begräbniß; 14 Jahre später versetzte man ihn in's Pantheon. Seine schönste Grabchrift ist die Antwort, die er einst auf die Frage gab: welches seiner Werke ihm das Liebste sei? — »Das wenige Gute — sagte er — das ich gethan habe.«

Tausend treffende und wichtige Worte aus dem Munde Voltaire's sind nun im Munde der Welt; sein Gespräch war eine Kette von solchen. Häßlich war seine Erscheinung, und doch — »man muß ihn gesehen haben« — sagt der geistvolle Fürst de Ligne — »mit vollen Händen Geist und Witz spenden, Leben und Verstand in seine Umgebung verbreiten, und selbst den trockensten Naturen mittheilen, gutmüthig und beißend, kindisch und groß zugleich, um ihn zu verstehen und zu verehren.«

Gewiß, wenn es ein Beispiel von der Gewalt des Geistes über das kleinliche körperlicher Erscheinung und gemeiner Interessen gibt, so ist es — Voltaire.

Don Baldamero Espartero,

Herzog de la Victoria, Graf v. Luchana, Regent von Spanien.

Geboren 1792.

Dunkel und niedrig ist der Ursprung des Mannes, der, den Sieg anfangs in seinem Schwerte, dann in seinem Namen führend, jetzt die Zügel jenes Reiches in seinen Händen hält, in dessen Grängen die Sonne nie untergehen soll. Er stammt aus Granatula, einem Flecken unweit der Stadt Almagro in der Mancha, wo sein Vater, Antonio Espartero, sich still und ehrbar als Stellmacher nährte. Als der jüngste Sohn unter den zahlreichen Kindern dieses Handwerkers, wurde Baldamero zum geistlichen Stande bestimmt und, um sich die nöthigen Schulkenntnisse anzueignen, nach Cagorla geschickt, wo sein, 1839 als Ehrenkaplan der Königin und Kanonikus von San Isidoro zu Madrid verstorbenen älterer Bruder, Manuel Espartero, sich damals als Mönch in einem Dominikanerkloster aufhielt. Doch Baldamero's Sinn war nicht für den geistlichen Stand. Kaum strebten 1808

die Franzosen, die Halbinsel zu unterjochen, so schloß er sich der großen Schilderhebung der spanischen Nation an, und ging nach Toledo, um in das, größtentheils aus Studierenden bestehende Bataillon einzutreten, welches den Namen *el sagrado*, das geheiligte, führte. Da dasselbe schon über Sevilla nach Isla de Leon marschirt war, so mußte er ihm dorthin nach-eilen. Auf seine Empfehlungsbriefe wurde er als Soldat in jenes Bataillon aufgenommen, aus welchem die Besseren häufig zu Unteroffizieren oder Offizieren in anderen Regimentern befördert wurden. Dieses Ziel im Auge, besuchte er ein Collegium in St. Petri, bis, auf Verordnung der Regierung, die wenigen in dem Bataillone noch vorhandenen Studenten mathematischen Unterricht in dem Cadetten-Collegium von San Carlos erhalten sollten. Nachdem auf solche Weise auch Espartero dem Cadetten-Corps einverleibt worden, trat er gegen Ende des Jahres 1811 als Unterlieutenant in das in Cadix befindliche Ingenieurcorps ein, wurde aber, ungeachtet seiner fortgesetzten Studien, bei den vorgenommenen Prüfungen nicht tauglich für dieses Corps befunden, sondern zu einem, damals in Valladolid stationirten Infanterie-Regimente versetzt; eine Hintansetzung, die er bitter empfand und deshalb wiederholte, jedoch vergebliche Beschwerden einreichte. Schon stand er 1814 im Begriffe, seinen Abschied zu nehmen, da stellte er, auf den Rath eines seiner Gönner, sich dem General Don Pablo Morillo vor, der den Oberbefehl über die nach den insurgirten Colonien von Südamerika bestimmte Expedition hatte, welcher Espartero sich nunmehr anschloß und, sobald er im Januar 1815 das Schiff bestiegen hatte, gleich den übrigen Offizieren um einen Grad befördert wurde. Als die Flotte vor der Insel Margarita ankam, glaubte man einen aus Offizieren vom Fach bestehenden Generalstab bilden zu müssen, und da Espartero zufällig seine alte Ingenieur-Uniform bei sich hatte, so meinte man hiemit seinen Beruf zum Stabsoffizier außer Zweifel gestellt, und er wurde, seinem Rode zu Liebe, zum Chef des Generalstabes ernannt. Doch gefiel er sich in den mit diesem Posten verbundenen Beschäftigungen nicht. Als daher der in Peru befehlighende General Laserna einige verwendbare Offiziere für den leichten Seebienst forderte, wurde Espartero dorthin geschickt und als Major in das leichte Bataillon des Centrums eingereiht, an dessen Spitze er 1817 mit Auszeichnung unter dem General Las Heras in dem Treffen bei Supachui focht, in welchem der Insurgentenführer La Madrid völlig unterlag. Zum Oberstlieutenant befördert, schlug er im Mai 1818 das Insurgentencorps des Lueto in den Ebenen von Majocoya, und 1819 hatte er großen Antheil an der Unterwer-

fung der Provinz Cochabamba, verfolgte in Verbindung mit dem General Seoane die dortigen Insurgenten acht Wochen lang, und nahm ihnen 85 Gefangene und zwei Kanonen ab. 1820 gab ihm Pezuela, der Vicekönig von Peru, den Befehl, mit seinem Bataillon schleunigst nach Druro aufzubrechen, um diese Stadt, deren Einwohner sich in Einvernehmen mit dem Insurgentenführer Chinchilla gefeßt hatten, zu behaupten. Dort angekommen, wurde ihm durch Kundschafter hinterbracht, daß man ihn umbringen und dann die Stadt übergeben wolle. Bei einem Bankett eröffnete er dies seinen Offizieren, die ihm Treue bis zum Tode schwuren, worauf in der Stille der Nacht das Bataillon versammelt und sämtliche Rädelsführer in ihren Häusern aufgehoben wurden. Die Unzufriedenheit mit dem Benehmen des genannten Vicekönigs von Peru veranlaßte ein Complot der an der Spitze stehenden Generale, welche am 29. Januar 1821 ein Schreiben an Pezuela schickten, worin sie drohend ihn aufforderten, seine Würde an den General Laserna abzugeben. Auch Espartero soll diese Schrift unterzeichnet haben, obgleich der von Pezuela veranstaltete Abdruck seinen Namen nicht enthält. Pezuela wich der Gewalt, und der Verlust von Peru war die Folge jenes Aufstandes. Espartero wurde zum Obersten ernannt und focht als solcher unter Canterac und Baldes gegen die peruanischen Insurgenten. Zweimal wurde er in dem Treffen von Torata am 19. Januar 1823 schwer verwundet, ohne von der Spitze seines Regimentes zu weichen. Zum Brigadier ernannt, wurde er von dem Vicekönige Laserna nach Salta an den Insurgentenführer Las Heras geschickt, um dessen Anträge zu vernehmen, und entwickelte bei diesen Verhandlungen große Vorsicht und Geschicklichkeit. Nach der berühmten Capitulation von Ayacucho 1824 schiffte er sich mit seinen Waffengefährten Laserna, Baldes, Canterac und Anderen, die man später unter dem gemeinsamen Namen der Ayacuchos begriff, nach Spanien ein, wo ihm der Befehl ward, sich nach Logronno zu begeben. Hier machte er mit dem bedeutenden Vermögen, das ihm in Amerika sein außerordentliches Glück im Spiele erworben hatte, ein glänzendes Haus, vermählte sich mit der Tochter eines reichen Gutsbesizers, Santa-Cruz, der anfangs diese Verbindung nicht billigte, wurde dann vom Kriegsminister Zambrano zum Chef des Infanterieregimentes Soria ernannt und als solcher nach Palma auf der Insel Mallorca versetzt. Bereits 1832 legte er seinen Eifer für die Thronfolge der Tochter Ferdinands VII. an den Tag, und bei Ausbruch des Bürgerkrieges erbot er sich freiwillig, mit seinem Regimente nach den Nordprovinzen zu marschiren. Nach und nach erhielt er den Befehl über mehrere Brigaden und

Divisionen unter Mina und Cordova, und als Letzterer im Mai 1836 nach Madrid ging, übernahm er provisorisch den Oberbefehl, verfolgte Gomez in Galizien, schlug ihn bei Guardo und übertrug dann dessen weitere Verfolgung dem General Alair. Durch sein persönliches Erscheinen rettete er im August 1836 Madrid und wurde im September desselben Jahres von Robil zum General en chef der Armee des Nordens, zum Vicekönige von Navarra und Generalcapitän der baskischen Provinzen ernannt. Als Deputirter in den constituirenden Cortes beschwor er die Constitution von 1837; doch fortwährend mit dem Ministerium Calatrava unzufrieden, veranlaßte er durch die Protestation der Gardeoffiziere dessen Sturz. Indem man durch seinen Namen die Rückkehr des neuen Ministeriums zu einem gemäßigten System der äußeren und inneren Politik zu bezeichnen beabsichtigte, ernannte man ihn zum Kriegsminister und Conseilspräsidenten; doch lehnte er beide Aemter ab, worauf Bardaji y Azara an die Spitze des Ministeriums trat. Als am 12. September 1837 die Armee des Prätendenten Don Carlos vor Madrid erschien, erwarb sich Espartero den Ruhm, die Hauptstadt zu retten, trieb den Prätendenten mit seiner Armee über den Ebro zurück, und entseßte im December Bilbao, worauf er zum Grafen von Euzana ernannt wurde. Die Ruhe, in welcher er hierauf verharrte, benutzte er, um die gesunkene Disciplin im Heere wiederherzustellen, und befestigte sich immer mehr in der Gunst der Königin-Regentin Christine. Durch die Blutgerichte zu Pampelona gegen Leon Triarte, in Miranda &c. erwarb er seinem Namen Furcht im Lande wie bei den Feinden. 1838 vernichtete er die Expedition Negri's, und nahm Penna Gerrada, gerieth aber endlich in völlige Spannung mit dem Ministerium Dsalia, dem er alle Schuld beimaß, daß er in fortwährender Unthätigkeit verbleiben müsse. Seine gesteigerte Eifersucht gegen Narvaez und Cordova veranlaßte ihn zu mehreren Adressen an die Königin gegen jene Beiden und gegen die Iovellanisten, während die Partei der Exaltados ihm fortwährend schmeichelte. Sein glücklicher Feldzug im Jahre 1839, die Siege bei Romales und Guardamino am 24. April, verschafften ihm den Titel eines Granden erster Classe und Herzogs de la Victoria (Siegesherzogs), wie auch die Großkreuze der französischen Ehrenlegion und des portugiesischen Thurm- und Schwertordens. Geschickt wußte er die Uneinigkeit der Carlisten zu seinem Vortheile zu benutzen, und Unterhandlungen mit dem carlistischen Heerführer Maroto anzuknüpfen, welche am 31. August 1839 zu dem Vertrage von Vergara führten, in dessen Folge Don Carlos auf französisches Gebiet zu flüchten sich genöthigt sah. Am 6. October hielt Espar-

tero seinen Triumphzug zu Saragossa, beschränkte sich dann bei der vorgerückten Jahreszeit darauf, den Feind in seinen Gebirgen vom Norden her einzuschließen, zwang mit grausamer Strenge die Carlisten zur Auswanderung aus den von ihm besetzten Bezirken, und folgte im Juni 1840 mit seinem ganzen Heere dem von D'Donnell bei la Genia geschlagenen Cabrera über den Ebro, bis dieser letzte Verfechter der Sache des Prätendenten ebenfalls nach Frankreich überzutreten gezwungen war. Nachdem hiemit der spanische Bürgerkrieg als beendigt anzusehen war, lösete ein königliches Dekret vom 20. August 1840 die Armeen des Nordens, Centrums und Cataloniens auf, und bildete daraus vier Armee-corps unter dem Oberbefehle Espartero's, der mit neuen Ehren überhäuft, und zum Großkreuze des goldenen Bließes, des britischen Bathordens u. c. ernannt wurde. Mit den Moderados, die zur Zeit sich noch am Ruder befanden, war er schon früher zerfallen; auch hatte er mit der Königin-Regentin unterhandelt und ihr dringend die Nichtgenehmigung des Gemeindegesetzes angerathen. Als dieser Gesetzesentwurf gleichwohl am 15. Juli 1840 ihre Sanction erhielt, reichte Espartero, der sich damals bei ihr in Barcelona befand, seine Entlassung ein, die ihm verweigert wurde. Als auch eine Conferenz, die er am 18. Juli mit der Regentin hatte, ohne Erfolg blieb, traf er Anstalten zur Abreise. Auf die Nachricht davon drohte ein Volksaufstand. Diese Folgen zu verhüten, begab sich Espartero zur Regentin, wies auf die nahe Gefahr hin, und beschwichtigte sodann die aufgeregte Menge mit dem Versprechen der Herstellung der Nationalgarde und der Veränderung des Ministeriums, in welche die Königin unter der von Espartero zugestandenen Bedingung gewilligt hatte, daß er selbst die Präsidentschaft übernehme. Eine zu Gunsten der Regentin von den Moderados gemachte Demonstration führte gleichwohl zu Excessen, denen Espartero durch militärisches Einschreiten steuern ließ. Dieser legte inzwischen der Regentin sein Programm vor; es wurde verworfen. Gonzalez sollte nunmehr an die Spitze des im Sinne der Opposition in den Cortes gebildeten neuen Ministeriums treten. Aber das am 9. August der Regentin vorgelegte neue Programm beruhte auf denselben Grundsätzen, wie das von Espartero überreichte, indem es die Vertagung, dann die Auflösung der Cortes, die Nichtvollziehung des Gemeindegesetzes und die Wiederanstellung der abgesetzten Beamten forderte. Die Regentin nahm es nur theilweise an, worauf die Minister ihre Entlassung gaben. Espartero nahm bei allen diesen Vorfällen die Miene eines bloßen Zuschauers an, und man hielt seine Spannung mit der Regentin beseitigt. Am 21. Juli war in Madrid den

Cortes die Sanction des Gemeindegesezes angezeigt worden. Das Volk kam hierüber in Gährung, das Ayuntamiento erließ tobende Sendschreiben an Espartero, und erklärte, sich dem Vollzuge dieses Gesezes mit allen gesetzlichen Mitteln widersetzen zu wollen, welcher Erklärung die Nationalgarde beitrug. Inzwischen hatte die Regentin zu Valencia am 28. August 1840 ein neues moderantistisches Kabinet gebildet. Auf die erste Nachricht davon erklärte sich der Gemeinderath zu Madrid für permanent und vereinigte alle Gewalt in sich, die Regierungstruppen wurden verjagt, das Ayuntamiento ernannte am 2. September eine provisorische Regierungsjunta und sandte am 5. ein Manifest an die Regentin. Zahlreiche Städte schlossen sich der Bewegung an; in Madrid standen 24,000 Mann unter den Waffen, und es wurde eine patriotische »constitutionelle Assoziation« errichtet, die bald 12,000 Mann aus allen Ständen zählte. Die Regentin gedachte anfangs die Bewegung gewaltsam zu bekämpfen, und gab Espartero die Weisung, den Aufstand militärisch zu unterdrücken. Statt dieser Aufforderung der Regentin nachzukommen, erließ Espartero am 7. September 1840 ein Manifest, worin er die Bewegung rechtfertigte und die Erfüllung aller seiner früheren Begehren zur Bedingung seines Gehorsams machte. In Madrid wurde diese Nachricht mit Jubel aufgenommen. Von allen Seiten verlassen, ernannte die Regentin am 16. September 1840 Espartero zum Ministerpräsidenten, mit der Vollmacht, sich selbst ein Kabinet zu bilden. Er nahm es an, ernannte seine Minister und wurde in Madrid wie in Valencia mit königlichen Ehren aufgenommen. Das Ministerium leistete den Eid in die Hände der Regentin und überreichte ihr sein Programm, das die Zurücknahme des Ayuntamientogesezes, Auflösung der Cortes und Verabschiedung der Camarilla forderte; sie aber dankte am 12. Oktober ab, beauftragte das Ministerium mit der Regentschaft bis zur Versammlung der neuen Cortes und ging nach Frankreich. Bei ihrem Abschiede soll Espartero von der Königin Christine die bitteren Worte haben hören müssen: »Du hattest keine Ursache, dich über mich zu beklagen. Ich habe Alles aus Dir gemacht, einen Grafen von Euzana, einen Herzog de la Victoria, einen Granden von Spanien; nur Eines konnte ich nicht aus Dir machen — einen echten Ritter.« Espartero's erstes Geschäft war nun die Beruhigung der für die Regentin sich erklärenden baskischen Provinzen, und die Unterdrückung der immer herrischer sich gebendenden Junten, welche zwar nach und nach sich auflöseten, doch nicht ohne heimliche und offene Versuche des Widerstandes. Espartero schien selbst persönlich bedroht, und sein Freund und

Waffengefährte, der durch sein unglückliches Ende bekannte Diego Leon, soll, als er sich von ihm beurlaubte, zu ihm gesagt haben: »ich will nicht sehen, wie man Sie eines Tages durch die Straßen von Madrid schleifen wird.« Bei Eröffnung der Cortes trat jetzt die Frage ein, ob ein einziger Regent, nämlich Espartero, oder drei Regenten erwählt werden sollten; für beide Fälle erhoben sich Parteien, und Spanien theilte sich plötzlich in Unitarier und Trinitarier. Noch schwieriger gestalteten sich die Angelegenheiten, da gleichzeitig eine große Partei den Wunsch bliken ließ, die bisherige spanische Monarchie in eine Republik zu verwandeln, und die Basken drohend für ihre Fueros auftraten. Endlich entschieden am 8. Mai 1841 die zu Madrid versammelten Kammern durch 153 gegen 136 Stimmen, daß nur ein einziger Regent erwählt werden solle. Dann erhielt Espartero 179, Augustin Arguelles 103 Stimmen, und Ersterer wurde demnach zum alleinigen Regenten Spaniens erwählt, und als solcher am 10. unter großen Feierlichkeiten beedigt. Sein Wirken in dieser Eigenschaft gehört zu sehr der fortlaufenden Geschichte an, als daß es hier zu einer Erörterung sich eignen könnte. Espartero ist tapfer, besonnen, doch ohne glänzende Talente, wiewohl der Mangel derselben durch sein Glück und durch eine Gabe, unwillkürlich die richtigen Mittel zu wählen, ersetzt wird. Seine Gestalt ist unterseht, und nicht ausgezeichnet; auf seinem dunkel gebräunten Antlitz, dessen Züge scharf markirt sind, malen sich Ernst, Verschlossenheit und List; seine Augen sind feurig, und sein Auftreten und Wesen verräth Stolz und Eitelkeit.

Joh. Fedorowitsch Paskewitsch.

Fürst von Warschau, Graf v. Erivan.

Geboren 1782.

Der Bezwiner der polnischen Revolution stammt nicht, wie früher behauptet worden ist, aus Lithauen, sondern aus einer adeligen Familie Kleinrußlands, und wurde den 8. Mai 1782 zu Pretawa geboren, von Katharina II. in die Pagenanstalt zu St. Petersburg aufgenommen und von Paul I.

zu seinem Leibpagen ernannt. Als Lieutenant und Adjutant des Kaisers trat er 1800 in das Regiment Preobraschensky, erwarb sich bei dem Feldzuge in der Moldau 1806 unter dem General Michelson den Ehrendegen der Tapferkeit, entging, als Ueberbringer des Ultimatus der russischen Regierung nach Konstantinopel, nur durch Flucht der dort ihm drohenden Gefahr, wurde bei dem Sturme auf Brailow 1809 schwer verwundet und, zur Belohnung seines Muthes, vom Kaiser zum Obersten ernannt. 1810 ward er Generalmajor, 1811 Chef des Infanterie-Regiments Drel und Commandeur der 1. Brigade der 26. Infanterie-Division, und 1812 erhielt er das Commando jener Division, welche einen Theil der 2. Westarmee unter Bagrathion ausmachte. Er befehligte in der Schlacht bei Smolensk einen Theil des Centrums, eroberte bei Borodino eine, von den Franzosen genommene Batterie zurück, und machte in dem Gefechte von Wiasma 3000 Gefangene. Dann befehligte er die Avantgarde des Generals Miloradowitsch, gab glänzende Proben seiner Kriegskennntniß und Tapferkeit in den blutigen Gefechten von Krasnoi, Merlino und Katowo, in denen er den französischen Garden, dem Vicekönige von Italien und dem Marschall Ney große Verluste beibrachte, und übernahm hierauf, dem feindlichen Heere über die Berezina bis Wilna folgend, einstweilen das Commando des, auf 4000 Mann zusammengeschnitzten 7. Corps. 1813 drängte er bei Berggießhübel und bei Dohna den französischen General St. Cyr nach Dresden zurück, focht bei Leipzig, wo er am 19. Oktober 29 Geschütze eroberte, und wurde gleich nach dieser Schlacht zum Generallieutenant ernannt, und seine Division außersehen, den Blockaden von Magdeburg und Hamburg beizuwohnen. Im Februar 1814 übernahm er das Commando der zu den Reserven des Fürsten von Schwarzenberg gehörenden 2. Grenadierbrigade, focht bei Arcis sur Aube, und leitete in der Schlacht von Montmartre den Angriff auf die Höhen von Belleville. Nach der Einnahme von Paris nach Rußland zurückgekehrt, führte er 1815 abermals seine Division nach Frankreich, erhielt bei seiner Heimkehr das Commando des Grenadiercorps, und war 1817 der Begleiter des Großfürsten Michael auf dessen Reisen in das Innere Rußlands und in's Ausland. Der 1826 ausgebrochene Krieg gegen Persien eröffnete ihm ein neues Feld der Thaten. Kaum hatte er dem kommandirenden General Yermoloff vom Don her Verstärkungen zugeführt, als er, nach dem Siege von Elisabethpol am 25. September, durch seine trefflich geleitete Verfolgung das persische Heer beinahe aufrieb. Sein Lohn war, nebst einem mit Brillanten besetzten Degen, seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des kaukasischen Heeres, von

welchem Vermoloff abberufen wurde. Im April 1827 begann Paslewitsch den zweiten Feldzug. Sofort fiel das berühmte armenische Kloster Etschmiazin in russische Gewalt, und, nach einem erfolgreichen Gefechte gegen Abbas Mirza, öffnete am 7. Juli die Festung Abbasabad auf dem rechten Ufer des Araxes dem Sieger die Thore. Durch ein zweites blutiges Gefecht auf beiden Ufern des Abaran am 30. August wurde der Weg nach Erivan freigemacht, und am 25. September Sarban-Abad, westlich von Erivan, erstickt, worauf am 6. Oktober Paslewitsch vor Erivan stand und nach zwölfstägigem Bombardement die Stadt mit Sturm nahm. Unaufhaltsam in Altmedien eindringend, diktierte Paslewitsch von Tauris aus, das am 26. Oktober besetzt worden war, den Frieden, welcher am 22. Februar 1828 in Turmantschai ratifizirt wurde. Der sieggekürnte Feldherr erhielt den Ehrennamen eines Grafen von Erivan (Erivanski) und, wie auch sein Heer, kaiserliche Belohnung. Zu neuen Thaten rief ihn der Krieg gegen die Türkei. Bestimmt, vom Kaukasus her in die asiatische Türkei einzudringen, konnte er, da die Hälfte seines kaukasischen Heeres als Besatzungen in Georgien u. verwendet werden mußte, den doppelt, ja dreifach überlegenen Türken nicht über 22—23,000 Mann entgegenstellen; sein Feldherrntalent und die Vortüglichkeit seiner Truppen mußten den numerischen Mangel ersetzen. Bei Gumri, auf der Straße von Kars nach Tiflis, überschritt er am 26. Juni 1828 die türkische Gränze, nahm am 15. Juli die Gränzfestung Kars mit Sturm, und sah seine Unternehmungen eben so sehr durch seine Unterhandlungen mit den in Asien zerstreuten, erbitterten Janitscharen, als durch seine Verbindungen mit den Armeniern begünstigt. Während die türkischen Heerführer eine ansehnliche Macht am Ufer des Kur in einem festen Lager gesammelt hatten, rückte Paslewitsch auf einem beschwerlichen Gebirgswege gegen Akhalzik, schlug am 21. August die Türken in einem blutigen Gefechte, und überwältigte drei Tage später auch die Festung durch Sturm. Bald waren drei Paschaliks und sechs Festungen in der Gewalt der Russen, und der Weg nach Erzerum ihnen geöffnet. Der Sersakier von Erzerum sammelte ein Heer von 50,000 Mann und bezog eine feste Stellung am Fuße des Gebirges. Paslewitsch, seine Winterquartiere verlassend, zog im Juni 1829 über die waldigen Höhen und umging das feindliche Lager, das am 2. Juli erobert wurde. Dann rückte er mit seiner Hauptmacht gegen Erzerum, wo nebst den Türken viele Armenier wohnten und die Janitscharen großen Einfluß übten. Paslewitsch stellte sich in Einvernehmen mit einem Theile der Bewohner, brachte Zwiespalt unter sie und gewann sich eine Partei in der Stadt. Am

8. Juli zogen die Russen zum Sturme heran, und kaum war der Befehlshaber der Stadt mit der Besatzung entflohen, so ergab sich der Plaz ohne Widerstand, worauf Paskewitsch die Janitscharen, die ihm so behilflich gewesen waren, wieder herstellte, und den neugebildeten Compagnien ihre früheren Rechte und Auszeichnungen zurückgab. Die Russen rückten auf der Straße nach Trapezunt vor, und Paskewitsch folgte der Vorhut, welche die Festung Baiburd eroberte, sah sich aber, wegen der beschwerlichen Wege und weil die türkischen Befehlshaber mit einem neugesammelten Heere Erzerum bedrohten, zum Rückzuge genöthigt. Nach einem heißen Kampfe hatte er den Türken das von ihnen wieder eroberte Baiburd entrisen, als die am 11. October eintreffende Kunde von dem am 14. September zu Adrianopel geschlossenen Frieden die Feindseligkeiten beendigte. Paskewitsch wurde vom Kaiser zum Feldmarschall erhoben und mit einer der eroberten Fahnen beschenkt, und blieb als Gouverneur in Georgien. Als die kriegerischen Lesghier in Grusien den ihnen schon früher aufgelegten Tribut verweigerten, und Plünderungszüge in die fruchtbaren Landschaften am südöstlichen Bergrücken des Kaukasus ausführten, zog Paskewitsch im März 1830 an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gegen sie, zwang sie zur Unterwerfung, setzte eine neue Verwaltung des Landes ein, und legte eine Festung an. Er befand sich in Petersburg, als Diebitsch, dessen Unternehmungen im Kampfe gegen Polen bisher nicht den erwarteten Erfolg gehabt hatten, im Juni 1831 plötzlich starb, und der Kaiser zum Nachfolger desselben den Feldmarschall Paskewitsch ernannte, worauf dieser am 26. Juni zu Pultusk den Oberbefehl übernahm. Die polnische Armee unter Skrzynedi hatte sich nach der unglücklichen Schlacht von Ostrolenka (26. Mai) in Warschau neu organisirt, war 40,000 Mann stark, und nach dem mißlungenen Versuche des Generals Jankowski, die Russen unter Rüdiger zurückzudrängen, zum größten Theil bei Warschau versammelt. Paskewitsch, kühner und thatkräftiger, als sein Vorgänger in der letzten Zeit seines Lebens, entschied sich, sofort auf das linke Weichselufer zu gehen, und dann gegen Warschau zu marschiren. So gefährvoll auch die Ausführung dieses Planes war, indem die Operationsbasis dabei gänzlich aufgegeben wurde, so fand doch Paskewitsch nur in dieser Maßregel die Möglichkeit, den Feldzug in kurzer Zeit zu beendigen. Am 4. Juli brach das russische Heer in vier Colonnen von Mław auf, am 8. erreichte Paskewitsch mit dem Gros seiner Armee Plock, und verweilte hier einige Tage, während dicht an der preussischen Gränze Alles zum Uebergange über die Weichsel vorbereitet wurde. Am 11. verließ er Plock, und ging am 17.

bei Dsiel über die so eben beendigte Schiffbrücke. Der polnische Feldherr that nichts Wesentliches, um die Russen bei dieser Operation zu stören, da er beschloffen hatte, den Russen erst unter den Mauern von Warschau die entscheidende Schlacht zu liefern, und sich zuvor auf die vereinzeltten Corps der Generale Rüdiger und Golowin zu werfen. Kaum aber hatte er Letzteren bei Siedlce erreicht, als das Vordringen des russischen Hauptheeres ihn nach Warschau zurückrief. Der russische Feldmarschall war von Dsiel in drei Colonnen gegen das, zehn Meilen westlich von Warschau gelegene Lomiez vorgegangen, und hatte hier am 3. August seine Armee concentrirt. Etwa vier Meilen davon, bei Sochaczew, stand die polnische Armee, 49,000 Mann stark. Paskewitsch, wiewohl an Artillerie bedeutend überlegen, konnte ihr nur 46,000 Mann entgegenstellen; aber er erwartete bedeutende Verstärkungen und fing an, sich in der Stellung an der Bzura zu verschanzen. Die Polen versäumten den letzten Moment, sich unter vortheilhaften Verhältnissen zu schlagen, und Dembinski, der an Skrzynski's Stelle zum General en Chef ernannt worden war, führte in der Nacht vom 16. zum 17. August das Heer nach Warschau zurück. Indem man hier den General Komarino mit 20,000 Mann, und den General Lubienksky mit 3000 Mann auf das rechte Weichselufer zu entsenden beschloß, schwächte man sich im Augenblicke der Gefahr dergestalt, daß nur 35,000 Mann zur Vertheidigung von Warschau übrig blieben. Dies war für Paskewitsch der günstige Augenblick zum Angriff, und er ließ ihn nicht unbenuzt. Am 6. und 7. September wurde Warschau gestürmt, am 8. ergab sich die Stadt, und am 9. marschirte das polnische Heer, noch 23,000 Mann stark, von Praga nach Modlin. Trotz einer Armwunde, die Paskewitsch am zweiten Tage der Erstürmung Warschau's durch eine Kanonenkugel erhalten hatte, war er doch unablässig thätig, von diesem entscheidenden Siege auch alle Vortheile zu ziehen. Schon am 17. September wurde Komarino gezwungen, die Waffen auf österreichischem Boden niederzulegen, und jetzt waren nur noch die Trümmer der in sich zerfallenen Hauptarmee zu vernichten, welche, von Paskewitsch auf dem rechten, vom General Pahlen auf dem linken Weichselufer verfolgt, endlich am 5. October auf preussischem Boden das Gewehr zu strecken genöthigt wurden. Der Kaiser von Rußland erhob seinen siegreichen Feldherrn unter dem Namen Warzawsky in den Fürstenstand, ernannte ihn zum Statthalter des Königreichs Polen, als welcher er 1832 das, Polen mit Rußland vereinigende organische Statut vollzog, und dann zum Präsidenten des neu organisirten Administrationsrathes von Polen. 1835 leitete Paskewitsch in dem Lager

bei Kalisch die Manoeuvres der dort versammelten russischen und preussischen Truppen, nach deren Beendigung er vom Kaiser zum Chef des Drel'schen Jägerregiments, das Paslewitsch noch als Oberst 1810 gebildet hatte, ernannt und vom Könige von Preußen mit einem, mit Brillanten besetzten Degen beschenkt wurde.

Johannes Huß.

Geboren 1373. Gestorben 1415

Bu Hussinecz in Böhmen, nach welchem Geburtsorte er sich später nannte, wurde Johannes Huß den 6. Juli 1373 von armen und unbemittelten Eltern geboren, die ihm keine Unterstützung zu geben vermochten; daher er nur mit Hilfe seines Grundherrn und anderer Gönner 1389 die Universität zu Prag beziehen konnte. Hier zeichneten ihn Sitten und Fleiß aus; er ward Kamulus eines Professors und bereicherte in dessen Bibliothek seine Kenntnisse, besonders im Fache der Theologie. 1393 ward er Baccalaureus, drei Jahre später Magister, und 1398 begann er öffentliche Vorlesungen theologischen und philosophischen Inhalts. 1402 erhielt er die Predigerstelle an der Bethlehemskapelle zu Prag, wo seine Beredsamkeit ihm großes Ansehen im Volke und unter den Studenten verschaffte, und bald darauf auch zum Weichtvater der Gemalin des Königs Wenzel, Sophia von Baiern, ernannt, erstreckte er seinen Einfluß auch auf den Hof. In dieser Stellung machte er sich mit den Schriften Wiclefs bekannt und eignete sich dessen Grundsätze in vieler Hinsicht an. Mit großer Freimüthigkeit trat er durch Schrift und Wort der Hierarchie entgegen, wodurch er zwar seine Popularität vergrößerte, aber auch sich mächtige Feinde erweckte. Die Zahl der Letzteren wurde dadurch vermehrt, daß Huß in den häufigen Streitigkeiten der deutschen Akademiker mit den böhmischen eifrig die Partei seiner Landsleute nahm, ja endlich durch seinen Einfluß als Rector der Universität, bei dem Könige Wenzel bewirkte, daß den Deutschen 1409 von den bisher ihnen zugestandenen drei Wahlstimmen zwei entzogen und den Böhmen zugelegt wurden. Dadurch steigerte sich die Spannung, welche vorher auf einen Streit der

philosophischen Schulen des Realismus, wozu Huß, und des Nominalismus, wozu die meisten Deutschen gehörten, sich beschränkt hatte, zu einer Nationalsache; 5000 ausländische Lehrer und Studenten wanderten von Prag aus und gaben anderen Universitäten theils das Dasein, theils neuen Aufschwung. Sie zogen aus, voll Haß und Zorn gegen Huß, der diese Wirkungen später auf dem Concil zu Kostnitz empfinden mußte. Dieses Concil mußte Statt haben, um die Einheit der Kirche zu erhalten, welche damals durch drei Päpste zerrissen war. In Böhmen regte sich heftiger Widerstand gegen die römische Oberherrschaft; Benedikt XIII. und seit 1409 auch Gregor XV. wurden dort nicht anerkannt. Um so freier durfte Huß gegen den Verfall der Kirchendisziplin und den Ablass sprechen; auch bestand er auf der Verabreichung des Kelches beim heiligen Abendmahl. Endlich wurde er vom Papste Alexander V. nach Rom citirt; er stellte sich nicht, und jetzt that der Erzbischof von Prag, Schynko, unmittelbar Schritte gegen ihn. Das böhmische Predigen in der Bethlehemskapelle wurde untersagt; doch Huß gehorchte diesem Verbote so wenig, als der wiederholten päpstlichen Citation, sondern appellirte, da man seine Abgesandten zu Rom festnahm, an eine allgemeine Kirchenversammlung. Er lehnte sich dagegen auf, daß der Papst den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ; gewaltsamer verfuhr sein Freund Hieronymus, dessen Eiferersinn man ebenfalls auf Huß's Rechnung schrieb. Prag wurde, so lange Huß sich dort aufhielt, mit dem Interdict belegt, worauf dieser, dem Schutze des wankelmüthigen Wenzel mißtrauend, in seinen Geburtsort Hussinecz zu dem dortigen Grundherrschaften Nikolaus ging, hier und in mehreren Gegenden um Bechin im Freien predigte und die Bücher von den sechs Irthümern und von der Kirche schrieb. Ermuthigt durch den Anhang, den seine Lehre sich erwarb, beschloß er jetzt, der Citation des Kostnitzer Conciliums zu folgen, und seine Glaubensgrundsätze öffentlich zu vertheidigen. Der König Wenzel gab ihm den Grafen Ehlum und zwei andere böhmische Edle zur Bedeckung mit; ein kaiserlicher Geleitsbrief verbürgte seine persönliche Sicherheit, und auch von päpstlicher Seite wurde er nach seiner Ankunft in Kostnitz den 4. November 1414 hierüber beruhigt. Dennoch wurde er schon zwei Wochen später, nach einem Privatverhöre vor einigen Cardinälen, festgenommen. Vergebens legten böhmische und mährische Ministerialen wiederholten Protest ein; Huß mußte, krank und ohne einen Vertheidiger zu erhalten, im Gefängnisse bleiben. Stürmisch ging es in dem öffentlichen Verhöre am 5. Juni 1415 zu; erst am 7. und 8. Juni konnte er im Beisein des Kaisers

Sigismund sich ausführlich verantworten. Man forderte von ihm unbedingten Widerruf aller von ihm gelehrt und nicht gelehrt Ketereien; er aber wollte fest auf seinen Glaubensgrundsätzen bestehen und die Kirche nicht hören. Nachdem das Concilium sich von Huß's Keterei überzeugt zu haben glaubte, las endlich der Bischof von Concordien in der Domkirche das Urtheil ab, daß nämlich Huß's Schriften verbrannt, er als ein öffentlicher schädlicher Keger und böser, halsstarriger Mensch seines priesterlichen Standes schmähhch entsetzt und gänzlich degradirt und entweiht werden sollte. Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen, und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Bischof von Mailand und sechs andere Bischöfe führten den Verurtheilten zu einem Tische, auf welchem Meßgewand und andere priesterliche Kleider lagen, und kleideten ihn an. Als er angekleidet dastand in vollem priesterlichen Schmucke und mit dem Kelche in der Hand, ermahnten ihn die Bischöfe noch einmal: er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und seine Ehre bedenken und von seiner Meinung abstehen. Huß aber beharrte auf seiner Weigerung, und redete vom Gerüst herab zum Volke. Als er ausgerebet hatte, riefen ihm die Bischöfe zu: »Steig' herab vom Gerüste!« Die Bischöfe von Mailand und von Bisont (Besançon) nahmen ihm den Kelch ab, sagend: »O Huß, da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Christi geopfert wird; du bist sein nicht werth!« Hierauf traten die anderen Bischöfe hinzu, und nahmen Jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluche. Als sie mit der Kleidung fertig waren, wurde ihm die Krone oder geschorene Platte auf dem Haupte zerstört. Endlich, nachdem er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf mit gemalten Teufeln und der Unterschrift: »Johannes Huß, Erzkezer.« Und nun wendeten sich die Bischöfe an den Kaiser und sagten: »Das heilige Concilium zu Kostnitz überantwortet jetzt Johann-Huß, der in der Kirche Gottes kein Amt, noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Macht und Gericht.« Der Kaiser stand auf, nahm den ihm übergebenen Huß an und sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: »Diemeil wir, lieber Dheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu strafen, so nehmet hin diesen Johann Huß, und lasse ihm in unserem Namen thun, was einem Keger gebührt.« Der Pfalzgraf legte seinen Fürstenschmuck ab und führte den Verurtheilten dem Voigt von Kostnitz zu, mit den Worten: »Auf unsers gnädigsten Herrn, des römischen Kaisers, Urtheil und unsern sonderlichen Befehl, nehmet diesen Magister-Huß hin und verbrennet ihn, den Reichsgesetzen gemäß, als einen Keger!« Der Voigt aber übergab ihn dem

Nachrichter und dessen Knechten. Huf verlor bei all' diesen schaurigen Ceremonien nicht einen Augenblick seine Fassung. Mit vollkommener Ruhe bestieg er den Scheiterhaufen und starb unter Gebeten. Dies geschah den 6. Juli 1415. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. — Huf war ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit, sein Charakter ernst und unerschütterlich, sein Sinn fromm und wohlwollend. Die Reinheit seiner Sitten und seiner Tugend als Mensch wurde selbst von seinen Feinden anerkannt, die in ihm nur eine Meinung, keine Unthat tödteten. Er ahnete nicht, daß der Brand seines Scheiterhaufens fürchterliche Kämpfe entzünden sollte, dachte und wollte nicht, daß aus seiner Asche die Sturmvögel der Reformation, die Hussiten, kreischend und schrecklich aufzulegen würden.

Ulrich Zwingli.

Geboren 1484. Gestorben 1531.

Dieser Reformator der Schweiz, ein Sohn des Amtmanns zu Wildhaus in der eidgenössischen Grafschaft Toggenburg, kam dort den 1. Januar 1484 zur Welt, machte seine ersten Studien zu Basel und Bern, wo er unter der Anleitung des damals als Dichter und Gelehrter angesehenen Heinrich Wölflin die Alten durchforschte, studirte dann Philosophie an der Universität zu Wien, und später Theologie in Basel. 1506 erhielt er eine Predigerstelle zu Glarus, wo er die Bibel in der Ursprache las, die Briefe Pauli sogar abschrieb und auswendig lernte und sich dadurch für seine künftigen Disputationen ausrüstete. Als Feldprediger war er 1512, 1513 und 1515 mit bei den Schlachten, welche die Männer von Glarus für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei kämpften, daher ihm der Papst 1517 für treugeleistete Dienste einen Jahresgehalt von fünfzig Gulden aussetzte. 1516 ward er Prediger in dem Kloster Maria - Einsiedeln, berühmt durch zahlreiche Wallfahrten und ein wunderthätiges Marienbild. Dennoch erhob er sich in seinen Predigten gegen die Wallfahrten und die Verehrung der Jungfrau Maria, und verlangte sogar von den Bischöfen zu Sitten und Konstanz, die nach seiner Meinung nöthigen Abänderungen in den Religionssätzen zu

unterstützen. Diese reformatorischen Anfänge fielen jedoch noch so wenig auf, daß Zwingli am 1. September 1518 von dem päpstlichen Legaten Antonio Pulci das Diplom als Acoluthen-Kaplan des heiligen Stuhles erhielt. Kurze Zeit darauf ward er Leutpriester oder Pfarrer am großen Münster zu Zürich, wo er gleich in seiner ersten Predigt am 1. Januar 1519 mehrere päpstliche Einrichtungen, besonders aber den Ablass angriff. Von diesem Tage an datiren die Schweizer den Beginn ihrer Reformation. Zu diesem Pfarramte erhielt er 1521 noch eine Stelle als Chorherr, und legte in seinen Predigten über die biblischen Bücher den Grund zu seinem nachmaligen Reformationswerke. Eifrig widersetzte er sich 1518 dem Ablasswerke des Franziskaners Bernardin Samson aus Mailand, und vereitelte demselben den Eintritt in die Stadt Zürich. In seinen Angriffen auf Samson wurde er sogar durch den Bischof von Konstanz unterstützt, auch leisteten Obrigkeit und Bürger von Zürich ihm allen erdenklichen Beistand, und durch diese ersten Erfolge ermutigt, ging Zwingli immer weiter. 1522 wurde, wie früher schon im Wesentlichen, die Reformation auch in äußerlichen Dingen in Zürich vorgenommen. Gleichzeitig schrieb Zwingli gegen die Fasten der römischen Kirche, und legte sich, zu Förderung seiner theologischen Untersuchungen, auf das Studium der hebräischen Sprache. Noch immer hatte er die Gunst des römischen Stuhles nicht verloren; Adrian VI. bot ihm sogar bedeutende klerikalische Ehrenstellen an, die er jedoch, da sie ihn von seinem Ziele abgelenkt haben würden, nicht annahm. 1523 lud der Stand Zürich alle Theologen, die sich dazu berufen fühlten, zu einer Disputation mit Zwingli ein, der seine Glaubensmeinungen in 67 Artikel gebracht hatte. Der berühmte Johann Faber disputirte mit ihm; aber die Züricher Obrigkeit nahm Zwingli in Schutz und gab seiner Lehrart ihre Bestätigung; ja nach einer wiederholten Disputation mußten Zwingli und seine Amtsgenossen auf obrigkeitliche Anordnung sogar einen Unterricht für die Prediger des Züricher Gebietes entwerfen, um diesen einen vollständigen Begriff von Zwingli's Lehren zu geben. Der Eifererinn schritt nun so weit, alle Bilderwerke aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebietes zu entfernen, und 1524 die Messe abzuschaffen. In demselben Jahre sagte sich Zwingli durch die That von dem Eölibate los, indem er sich mit der Witwe des Junkers von Knonow vermählte; die Bettelmönche wurden aufgehoben, die Ehesachen den weltlichen Gerichten unterstellt, und eine neue Kirchenverwaltung eingeführt. Von der gleichzeitig Platz greifenden Lehre Martin Luther's wich jene Zwingli's wesentlich nur in Erklärung der Einsetzungsworte ab. Um nun einer Spaltung der schweizerischen und

sächsischen Protestanten vorzubeugen, wurde, vornehmlich auf Betrieb des Landgrafen Philipp von Hessen, zu Marburg 1529 eine Zusammenkunft veranstaltet, auf welcher Zwingli und Dekolampadius die schweizerische, Luther und Melancthon die sächsisch-protestantische Kirche vertraten. Man hoffte dadurch eine Vereinigung beider Gemeinden zu erwecken. Zwingli zeigte sich nachgiebig, suchte mit Eifer die Einigung zu bewerkstelligen, und bat Luther'n mit Thränen, die drohende Spaltung nicht hereinbrechen zu lassen. Aber Luther, von Natur unbeugsam, vielleicht auch nicht frei von einiger Eifersucht, die ihm einflüsterte, sich als alleinigen Hort des neuen Glaubens zu behaupten und keine Nebenreformation zu begünstigen, schrieb mit Kreide die Einsetzungsworte nach seiner Auslegung auf den Tisch, und wich nicht um Haarbrette von seiner Ansicht. So wurde das erste Schisma der Reformation veranlaßt. Alles, was geschah, war ein Vergleich, in dessen ersten dreizehn Artikeln die vornehmsten Glaubenslehren vollkommen übereinstimmend angenommen, und im vierzehnten festgesetzt wurde, daß, wenn man auch im Punkte der Einsetzungsworte nicht übereinstimme, man sich doch gegenseitig mit christlicher Liebe begegnen wolle. Während Zürich und Bern die Reformation auf alle Weise begünstigten, und besonders durch Einziehung der Klostersgüter die katholische Partei beleidigten, hingen die inneren Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern, desto fester an dem alten römischen Glauben. Die Einführung des neuen Gottesdienstes in den Voigteien und Aemtern führte zu ernsthaften Zwistigkeiten. Zürich ging damit um, die Abtei St. Gallen aufzulösen; die Toggenburger strebten, sich von St. Gallen loszukaufen. Dies brachte die katholischen Cantone auf und überzeugte sie, daß der letzte Land- und Religionsfriede von 1529 ihnen nicht die erwarteten Vortheile gewährte. Sie beschloßen daher, durch die Waffen zu erzwingen, was im friedlichen Wege nicht zu erreichen war, und sammelten schnell ihre Banner, den Gegnern sofort die Kriegserklärung zuschickend. Zu Zürich stimmte man für den Krieg, doch aus verschiedenen Ursachen; Viele wollten ihn nur, weil sie im Stillen noch dem Glauben der Väter anhängen und für die stärkere katholische Partei den Sieg hofften. Im Canton Bern dagegen stimmte man für den Frieden, weil man dort im eigenen Lande noch nicht volle Ruhe hatte, und schlug daher bloße Zwangsmaßregeln vor; Zürich sollte den Waldstätten den Kornhandel sperren, bis diese alle Punkte des Landfriedens erfüllt hätten. Den Zürichern aber schienen diese Maßregeln zu wenig entscheidend, und so schritten sie zu Gegenrüstungen. Was indessen hier mit Uebereilung und Unvoll-



Portrait of W. Morris by J. H. Russell

Portrait of C. Fox by J. H. Russell

ständigkeit geschah, wurde im Canton Bern nur mit Saumseligkeit und geringem Antheile betrieben. Noch ehe die Rüstungen beendet waren, zogen die katholischen Banner, 8000 Mann stark, gegen Zürich und die freien Ämter. Eine schwache Abtheilung der Züricher hatte sich, das Hauptcorps erwartend, bei Kappel gelagert. Bei ihnen befand sich, das Banner des Cantons führend, dessen Träger nach altem Brauche immer ein Geistlicher war, Ulrich Zwingli, schlimmer Ahnungen voll, doch ungebeugten Muthes. Die Berner dagegen hielten bei Lenzburg, ohne alle Verhaltungsbefehle und des Feindes gänzlich unkundig. Den 12. October 1531 drangen die Altgläubigen bis nach Kappel vor, und ohne Aufenthalt stürzten sich 300 der Muthigsten auf die schwachen Reihen der Züricher, während die übrigen Banner nachfolgten. Mit Steinen wurde der Kampf eröffnet, nach Schweizerart. Zwingli rief seinen Landsleuten zu, auf Gott zu vertrauen; da streckte ihn ein Steinwurf zu Boden. Die Seinigen wichen der Ueberzahl; schwer verwundet, wurde er von einigen Männern des katholischen Schlachthaufens angetroffen. Sie drangen in den Sterbenden, seine Lehre zu widerrufen. Er verweigerte es und verschied unter den Händen der Gegner. Die Sieger theilten seinen Leichnam und verbrannten ihn; nur das Herz wurde von seinen Freunden gerettet. Der Fehde zwischen den Zürichern und den Altgläubigen machte baldiger Friede ein Ende, der zu Teynikon unter freiem Himmel geschlossen wurde. — Zwingli war ein ernster, doch sanfter Charakter, besonnen und scharfsichtig, ohne Eitelkeit und Anmaßung, vorherrschenden nüchternen Verstandes, doch Luther'n nachstehend an Fantasie und unmittelbarer Intuition. Noch unterschied er von dem deutschen Reformator sich persönlich dadurch, daß er, obgleich noch stärkerer musikalischer Dilettant, doch im Punkte der Kirchenmusik Luther'n ganz entgegen war, und, jedem Einflusse der Sinne wie der Einbildungskraft feind, den Gesang und die Orgel ganz von dem Gottesdienste entfernen wollte.

Marie, Marquise von Sevigné.

Geboren 1626. Gestorben 1696.

Eine Zeit, welche sich mit grübelhafter Mühsamkeit in die Falten und kleinen Formenspiele des Seelenlebens vertiefte, und daher besonderen Geschmack am Brieflesen und Brieffschreiben fand, hat dieser, an sich achtungswerthen und geistvollen Frau den Vorbeer aufgesetzt. Ihr Vater, Baron von Chantal und Bourbilly und Haupt der Linie von Buffy-Rabutin, starb frühzeitig und hinterließ ihr, da sie noch Kind war, die Erbschaft jenes Hauses. Ihr Rang, wie ihre geistigen und körperlichen Vorzüge, führten ihr von allen Seiten Huldigungen zu, bis sie 1644 den Marquis von Sevigné mit ihrer Hand beglückte, der aber 1651 in einem Duell fiel, und seine Witwe mit einem Sohne und einer Tochter zurückließ. Die Erziehung ihrer Kinder war seitdem ihr höchstes Ziel; aber sie arbeitete auch unablässig an ihrer eigenen Erziehung fort, indem sie den Umgang der gebildetsten Personen suchte und ihren Geist zu bereichern strebte. Ihre von ihr mit beinahe übertriebener Zärtlichkeit geliebte Tochter vermählte sich 1669 mit dem Grafen von Grignan, Gouverneur der Provence, wohin seine Gemalin ihm folgen mußte. Die mütterliche Liebe suchte für diese äußere Trennung Ersatz in einer lebhaften Correspondenz, und sicherte sich dadurch die geistige Nähe ihrer Tochter. Aber nebenbei stand die schreiblustige Frau auch noch mit vielen anderen Personen im Briefwechsel, und so wuchs im Laufe der Zeit ein artiger Brieffstoß heran, welcher, der Doffentlichkeit übergeben, der Verfasserin eine schnelle und sogar dauernde Berühmtheit erwarb. Im Ganzen sprechen diese Briefe allerdings einen hochgebildeten Geist, ein schönes Gemüth und eine liebenswürdige Munterkeit aus; aber es hängt auch manches Süßliche und Affectirte daran, und namentlich ergießt sich die mütterliche Eitelkeit in oft breiten und schalen Lobeserhebungen der Talente und der Schönheit der Tochter. Manche Beziehungen sind überhaupt so speciell, daß sie nicht eigentlich vor die Doffentlichkeit gehören; aber vielleicht haben jene Briefe ähnlichen Einzelheiten und kleinen hübschen Klätschereien

einen Theil ihrer schnellen Berühmtheit zu danken; ja selbst die Befangenheit des Urtheils, welche daraus hervorgeht, verleiht den Briefen einen gewissen Reiz und stellt sie dem Leser näher. Madame Sevigné theilte die meisten Vorzüge und Mängel ihres Zeitalters; sie war religiös, doch auch unauslöslich an den Schimmer der Welt gefesselt, war eitel und ließ ihre Ansichten durch Umstände bestimmen. Wie die Mutterliebe den Ruhm dieser französischen Cornelia hatte gründen helfen, so wurde sie auch die Ursache ihres Todes. Da ihre Tochter, die Gräfin, in ein gefährliches Fieber versiel, ließ die Mutter sich nicht abhalten, sie mit der ängstlichsten Sorgfalt zu pflegen, erkrankte darüber selbst und starb, als siebzigjährige Matrone, zu Grignan. Ihre Briefe sind in vielen Ausgaben vorhanden, und werden, als Muster des Styles, noch immer fleißig gelesen.

Anne Germaine v. Staël-Holstein.

Geboren 1768. Gestorben 1817.

Die literarische Aspasia der modernen Welt, Frau von Staël, in welcher es dem weiblichen Geiste gelang, sich einen seltenen Einfluß auf Leben und Wissenschaft zu erkämpfen und eine Frauenemancipation im höheren Sinne zu leiten, war die Tochter des berühmten Finanzmannes Jakob Necker, der bei ihrer Geburt als Resident der Republik Genf, seiner Heimat, sich in Paris aufhielt, und 1777 durch seine Erhebung zum Finanzminister den glänzenden Kreisen der Hauptstadt noch näher trat. Das Necker'sche Haus ward ein Sammelpunkt aller gelehrten und schöngeistigen Berühmtheiten, und in einem solchen Umgange bildeten sich Geist und Talente des Mädchens frühzeitig aus. Nicht nur entwickelte sich dabei ihre bekannte Unterhaltungsgabe, sondern auch der Drang zum Schaffen wurde in ihr schon damals erweckt, und die äußeren Hemmungen, die ihr dabei in den Weg traten, dienten nur, die Leichtigkeit, ihrer Productionsgabe zu erhöhen. Ihr Vater war durchaus gegen weibliches Schriftstellerthum, und um ihre Arbeiten vor ihm zu verbergen, gewöhnte sie sich, Unterbrechungen ohne Unmuth zu ertragen und nur wie im Fluge zu schreiben. Schon war eine ziem-

liche Anzahl verschiedenartiger Aufsätze ihrer Feder entfloßen, als zuerst ihre 1788 erschienenen »Briefe über Rousseau's Schriften und Charakter« Aufsehen erregten. Kurz zuvor hatte sie, obschon wahrscheinlich eine andere Jugendliebe in ihrem Herzen lebte, ihre Hand dem Freiherrn von Staël-Holstein, schwedischem Gesandten in Paris, gereicht. Die losbrechenden Stürme der Revolution, von denen sie um so unmittelbarer erfaßt wurde, je näher sie durch Verhältnisse und Geistesrichtung dem politischen Treiben stand, entfalteten ihren feurigen Geist mit gewaltsamer Eile, und ihr Freiheitsdrang gewann ein festeres Bewußtsein. Tief erschüttert durch ihres Vaters Verbannung 1787, wurde sie durch dessen schon 1788 erfolgte Berufung in's Ministerium und die Volksgunst, die ihn umgab, doppelt stolz und freudig bewegt, Gefühle, die im September 1790, wo Necke, der Gewalt der Umwälzung weichend, für immer vom öffentlichen Schauplatz abtrat, bitter getäuscht wurden. Während Robespierre den Thron der Schreckensregierung einnahm, rettete Frau von Staël, mit eigener Lebensgefahr, manches Opfer der Tyrannei, und machte eine kräftige und beredete Vertheidigung der gefangenen Königin bekannt, obschon diese ihr nie gewogen gewesen war. Nur wie durch ein Wunder entging sie, nach dem Aufstande vom 2. September, der Wuth des Pöbels, und gelangte glücklich auf das Landgut ihres Vaters, das durch sie ein Zufluchtsort aller von der Revolution Verfolgten ward. Mit ihrem Manne, der, nachdem Schweden die französische Republik anerkannt hatte, seinen Gesandtschaftsposten wieder einnahm, kehrte sie 1798 nach Paris zurück, wo sie durch ihren Gönner Barras die Zurückberufung vieler Verbannten, und sogar Talleyrand's Ernennung zum Minister des Auswärtigen erwirkte. In dieser Zeit wiederkehrender Ruhe verfaßte sie mehrere Schriften, die in besonderer Beziehung zu Frankreich's Lage standen, und verlor bald darauf ihren Gemal, mit welchem sie keine ungetrübte Ehe geführt hatte, durch den Tod. Bonaparte's aufgehendes Gestirn griff mächtig in ihr ganzes geistiges Leben ein, und die Persönlichkeit des unerschütterlichen Sohnes der Zeit erfüllte sie mit den widersprechendsten Gefühlen von Bewunderung, Hinnneigung und dunkler Scheu. Bonaparte zeigte Anfangs Wohlwollen und Erkenntlichkeit für Necke, und besuchte ihn kurz vor seinem Uebergange über den St. Bernhard im Sommer 1800, in der Schweiz. Aber Necke's Werk: »Rechte Ansichten über Politik und Finanzen«, worin Bonaparte's Entwürfe für die Zukunft zu frühzeitig preisgegeben wurden, zog ihm den Unwillen des ersten Consuls zu, und Frau von Staël wurde, unter dem Vorgeben, ihrem Vater falsche

Mittheilungen über Frankreich gemacht zu haben, von Paris verwiesen, worauf sie ihre Zeit bald auf Reisen, bald bei ihrem Vater in Coppet zubrachte. Immer höher stieg ihre literarische Bedeutsamkeit und mehrte die Zahl ihrer Verehrer, wie ihrer Widersacher, so durch ihre scharfsinnige Abhandlung »über das Verhältniß der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen«, in welchem sie den Einfluß der Ersteren in einzelnen Punkten wohl zu weit getrieben hat, und daher an Fontanes einen ebenbürtigen Gegner fand. Eben so verschiedenartige Beurtheilung fand ihr Roman: »Delphine«, dessen sittlichen Zweck sie in einem besonderen Aufsatze zu vertheidigen sich genöthigt sah. Der Tod ihres, von ihr stets mit Begeisterung geliebten und bewunderten Vaters sammelte ihr ganzes Denken und Empfinden um die Erinnerung an ihn, und gab ihrem Wesen eine tiefere, religiöse Richtung; jener Seelenstimmung verdankte ihr trefflicher Aufsatz »über Mecker's häusliches Leben« seine Entstehung. Auf einer Reise, die sie zu ihrer Erholung 1805 nach Italien unternahm, machte sie A. W. Schlegel's Bekanntschaft, der seitdem ihr beständiger Begleiter wurde, und besonders auf ihre Ansichten über Kunst und deutsche Literatur wesentlichen Einfluß gewann. Die Frucht jener italienischen Reise war »Corinna«, ihr berühmtestes und gelungenstes Werk, das in der Darstellung die höchste Stufe errang, und in den Roman, den es bildet, zugleich eine herrliche Schilderung Italiens aufnahm. Neue Verfolgungen von Frankreich zog ihr ihr Werk über Deutschland zu, für welches sie auch in Wien 1810 Stoff gesammelt hatte und das zu feurig zu dem deutschen Nationalsinne sprach, um nicht in Paris Mißfallen zu erregen. Daher wurde die ganze Auflage auf des Polizeiministers Savary Befehl weggenommen und vernichtet, und ihre eigene Verweisung aus Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbst ihre Freunde, die sie besuchten, wurden angefeindet und verfolgt. Auf ihr väterliches Landgut in der Schweiz zurückgekehrt, ging sie, unter ziemlich romantischen Umständen, eine zweite Ehe mit einem jungen, von Wunden und Liebe erschöpften Offizier ein, die jedoch vor der Welt geheim gehalten wurde und dadurch zu Mißdeutungen Anlaß gab. Durch die Franzosen in der Schweiz wie eine Gefangene gehalten, und nur unter schmerzlichen Kämpfen sich von diesem Zufluchtsorte losreißend, entschloß sie sich unter schwierigen Umständen im Frühling 1812 zur Flucht, ging über Wien nach Moskau, von da nach Petersburg, und, bei dem Vordringen der französischen Heere, nach Stockholm, wo sie dem Kronprinzen von Schweden ihre Schrift über den Selbstmord widmete. In London, wohin sie zu An-

fange des folgenden Jahres ging und wo sie großes Aufsehen machte, kam ihr die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris zu; von dort aus kehrte sie, nach langer Verbannung, nach Frankreich zurück, wo sie von den fremden Fürsten mit seltener Auszeichnung empfangen wurde und durch ihren Einfluß den Rückzug der fremden Kriegsvölker wesentlich beschleunigt haben soll. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba ging sie wieder nach Coppet, und als jener unter dem Vorwande, daß sie bei dem neuen Verfassungswerke gebraucht werde, sie nach Paris rufen ließ, lehnte sie die Einladung mit den Worten ab: »Er hat die Constitution und mich zwölf Jahre lang entbehren können, und auch jetzt liebt er keine von uns Beiden.« Nach der Wiedereinsetzung des Königs erhielt Frau von Staël auch Entschädigung für die von ihrem Vater im Schatze zurückgelassenen zwei Millionen, welche Schuld vom Directorium anerkannt worden, von Bonaparte aber durchaus unberücksichtigt geblieben war. Sie führte von nun an im Kreise ihrer Familie ein ruhiges und beglücktes Leben; die Frucht dieser Stunden waren ihre interessanten und belehrenden »Betrachtungen über die wichtigsten Ereignisse der französischen Staatsumwälzung.« Doch hatten die Stürme und Leiden der vergangenen Jahre ihre Gesundheit untergraben; mit der religiösen Ruhe, welche sie sich aus allen Phasen ihres bewegten Lebens gerettet hatte, erwartete sie den Tod, der am 14. Juli 1817 ihr sanft und schmerzlos nahete. Ihre Leiche wurde, da sie stets eine große Scheu gegen die körperliche Auflösung an den Tag gelegt hatte, in ägyptischer Art mumienmäßig einbalsamirt, in dem verschlossenen bleiernen Sarge ein Spiegelglas über dem wohl erhaltenen Antlitz befestigt, und die Leiche in die Familiengruft nach Coppet geführt. Genie und Weiblichkeit — so wird Frau von Staël von ihrer Verwandtin und Biographin, Frau Necker de Saussure in Genf, beurtheilt — waren in ihr innig vereint, und wenn jenes durch sein Uebergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Aeußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleide eine rührende, siegreiche Beredsamkeit; aber es war auch die Dual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich kundgeben, konnten durch ihre Lebensschicksale nicht ausgelöscht werden. Ihre Seele war lebenvoller, als jede andere. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger zur Hingebung, als zum Handeln, zuweilen auch

fähiger zum Freudengenusse, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geist war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einsichten hat sie nur Trost geschöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit sie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erschütterte und ihre Ruhe störte. Und diese Gabe, die erhabenste vielleicht von allen, machte sie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau.

Thomas Moore.

Geboren 1780.

Der Erste der Barde Irlands — wie ihn Lord Byron in seiner Zueignung des »Corsar« nennt — ist der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes in Dublin. Der Lehrer des berühmten Lustspieldichters Sheridan war auch der seine, und spielend hatte er sich schon als Knabe die Sprache der Griechen angeeignet, von deren Dichtern ihm der spielendste: Anakreon, am meisten zusagte. Lebhaft von dem ähnlichen Naturelle angezogen, versüßte er sich die juridischen Studien durch eine Nachbildung dieses lieblichsten aller Dichter, die, als sie erschien, so allgemein bezauberte, daß ihm der Name »Anakreon-Moore« gegeben ward. Bald folgten eigene, zarte, melodische Ländeleien, welche ganz geeignet waren, die Herzen zu gewinnen, zu welchen sie durch das geschmeichelte Ohr Zutritt fanden. Im irländischen Charakter liegt ein leichter Wechsel von Scherz und Ernst, von Phlegma und Wohlwollen, von elegischem und lyrischem Element. Dieses Colorit färbte Moore's Dichtungen, und fand Widerschein in den Seelen seiner Landsleute. Einem solchen Wesen aber mußte die nüchterne Prosa des Lebens feindlich erscheinen, so wie das Leben seinerseits die zarten, idealen Forderungen von sich abweist. Der junge Dichter brachte es nur zu einer Schreibersstelle bei'm Admiraltätsgerichte, und als er, um dieser Prosa zu entfliehen, seine Stelle einem Andern übertrug, und eine Reise nach Nordamerika machte, in dem Wahne, jenseits des atlantischen Oceans sei das

poetische Eldorado zu finden, lehrte er, wie vorauszusehen war, bitter getäuscht zurück, und seine Verwünschung jener Zustände war eben so ungerecht, als seine vorherigen Anforderungen waren. Dazu kam noch, daß der Substitut, dem er daheim sein Geschäft übertragen, öffentliche Gelder angegriffen hatte, deren Rückerstattung nun von Moore, als dem Eigner der Stelle, gefordert ward. Ein so verdrießlicher Zustand bewog ihn, sich ganz von öffentlichen Geschäften zurückzuziehen, und so ward jene Reise zum Symbol für Alle, die das Nächste vernachlässigen und im Entfernten einen Himmel suchen. Für unsern Dichter war es noch glücklich, daß er für sich leben konnte, und es gelang ihm nun, denjenigen Zustand zu finden und zu erhalten, der Naturen, wie die seine, allein Befriedigung gibt. Er heirathete ein liebenswürdiges Mädchen, lebte den geselligen Freuden und den freundlichen Musen, wechselte von Zeit zu Zeit seinen Aufenthalt, lebte und lachte bald in Dublin, bald in London, bald in Wiltshire, und gefiel sich später zumeist in der fröhlich bewegten und aufgeregten Welt von Paris. Epoche in seinem Leben machte die Freundschaft, die ihm Lord Byron weihte. Dieser sympathisirte mit den liberal-patriotischen, wie mit den poetischen Ansichten Moore's; seinem Kennerohre mußten die Verse der »Irischen Melodien« schmeicheln, und seinem düstern und doch genußliebenden Wesen das heitere, ätherische und wieder gesellige Element zusagen, in welchem Moore sich bewegt. Wenn es gleich einmal zu einer Ausforderung zwischen Beiden gekommen wäre, so gab doch Byron dem Sänger Erin's vielfache Beweise seiner Achtung und Liebe. Er gestattete ihm einen freundschaftlichen Einfluß auf seinen Entschluß, Miß Milbank zu heirathen, wo nur leider Moore wieder nicht praktisch sah, — denn die Ehe, zu der er lebhaft rieth, fiel tragisch genug aus; er weihte ihm eines seiner schönsten Gedichte, mit Worten der schönsten Huldigung; er vertraute ihm endlich das Manuscript seiner Memoires, mit dem Auftrage, es nicht früher zu veröffentlichen, als nach Byron's Tode. Ein Schleier schwebt über dem Schicksale dieses wichtigen Manuscriptes. Es wurde von der Familie Byron's verbrannt, und — wie es heißt — nicht ohne Mitschuld Moore's.

Die Persönlichkeit Moore's wird als sehr liebenswürdig geschildert. Klein von Figur (so daß er sich häufig Little-Moore nennen hören mußte), lebhaft, gesellig, witzig, gefühlvoll, beweglich, anspruchlos, mußte er durch diese Eigenschaften die Gesellschaft schmücken und durch seinen warmen Patriotismus, wie durch den Ruhm seiner Lieder, sein Vaterland verpflichten. Moore's Dichtungen haben bei großen Schönheiten des Verses,

VICTOR HUGO

1802



BALZAC

1799



GUSTAV WASA

1496

1501



GUSTAV ADOLPH

1611

1632



DOBROWSKY

1794

1824



TESSAR

1641

1641



der Fantasie und der lieblichen Empfindung, etwas Idealistisch-Verschwebendes, etwas Weiches, man möchte sagen Weibliches, welches ihren Genuß Anfangs um so reizender macht, in die Länge aber stört. *Calla Rookh*, ein orientalisches Gedicht, für welches Murray, der Verleger, 3000 Pfund Sterling bezahlt haben soll, vereinigt diese Vorzüge und Mängel. Bilder, Tropen, Verse, Blumen, Gleichnisse, Schönheiten von allen Farben überschmücken so völlig das ganze Werk, daß sein eigentlicher Körper gar nicht zum Vorschein kommen, sein Geist sich nicht aussprechen kann. Nun ist Form und Schönheit wohl die Blüte der Kunst, — Charakter und Gehalt aber ihre Wurzel, und eine solche zauberhafte Nebelblüte, die ohne Wurzel in den Lüften schwebt, bleibt um so bedenklicher, wenn sie, von einem schönen Talente, wie Moore's, geschaffen, geringere Talente, wie es nach ihm geschah, zur Nachahmung verlockt.

Charles James Fox.

Geboren 1748. Gestorben 1806.

Der große Kämpfer für Freiheit und Humanität, der muthige Verfechter edler Ideen, der treue Wächter und Pfleger britischen Ruhmes und Rechtes, Fox, war der zweite Sohn des Lord Holland, der einige Zeit den hohen Posten eines Staatssecretärs bekleidete. Alle Thorheiten und Verirrungen der Jugend mußte dieser feurige, klare und lebenswürdige Geist durchkosten, ehe er des Ernstes des Lebens und seiner Sendung inne ward. Am Spieltische ausgeraubt, von Wucherern gedrückt und geplündert, von leichtfertigen Freunden fortgerissen, fand sich sein Genius doch zuletzt auf dem Wege der Tugend und hoher Bedeutung wieder, und lächelte selbstversöhnt auf die durchschrittenen Irrpfade zurück. Ohne Fleiß und Emsigkeit, überflügelte das Talent des Knaben doch alle Mitgenossen, und Kenntnisse, Erfahrungen strömten ihm wie durch ein Wunder zu, ohne daß er auf sie Jagd machte. Zwanzig Jahre alt und von seinem Vater zum Tory erzogen, trat er als Repräsentant des Fleckens *Midhurst* in das Parlament ein, und der junge Verschwender, dem selbst sein reicher und freigebiger Vater endlich

seine Kasse verschloß, nöthigte, wo es Staatsfragen galt, selbst den Zeloten Bewunderung ab. Doch schon 1774 trat er, durch Burke zur Opposition hingezogen, den Ansichten der Regierung entgegen, und büßte diesen Schritt mit Entlassung von seinem Posten als Commissär der Schatzkammer. Seine Verschwendung ging fort, und das reiche, väterliche Erbtheil, wie sein Gehalt als Buchhalter der königl. Schatzkammer in Irland, zerflogen in seinen schrankenlosen Bedürfnissen. Mangel und Verlegenheiten folgten; aber sie waren es, die seinen verflatternden Geist plötzlich sammelten, und ihm seine volle, herrliche Kraft zurückgaben. Das Schicksal der nordamerikanischen Colonien, die hartherzige Kälte, womit dieselben vom Mutterlande behandelt wurden, wirkten zuerst auf sein lebhaftes Rechtsgefühl ein; kühn und laut erhob er seine Stimme, und, mit Burke vereinigt, bekämpfte er rastlos die Politik des Ministeriums in Bezug auf Amerika. Ja, als nach heftigen Debatten seine Wahl zum Repräsentanten von Westminster 1780 durchgesetzt worden war, drang er so kräftig auf Beendigung des „ungerechten und unpolitischen Krieges“ gegen die Tochterrepublik, daß das Ministerium North 1782 abtreten mußte, und durch Rockingham, Shelburne und Fox ersetzt wurde. Rockingham's Tod und Shelburne's abweichende Grundsätze veranlaßten Fox, in's Privatleben zurückzukehren; aber der Friede mit Nordamerika und Holland war die schöne Frucht seiner kurzen Wirksamkeit. Ganz unerwartet vereinigte er sich mit seinem bisherigen Gegner, Lord North, und übernahm bald darauf mit ihm das Staatssecretariat unter dem Lord der Schatzkammer, Herzog von Portland. In dieser Stellung setzte er die berühmte ostindische Bill im Unterhause durch, welche die Regierung der ostindischen Compagnie in Ostindien beinahe ganz in die Hände des Ministeriums legen sollte. Heftiger Widerstand erfolgte; die Bill wurde verworfen, das Ministerium fiel; Pitt trat wieder an die Spitze der Verwaltung; während Fox mit Mühe wieder Repräsentant für Westminster ward. Jetzt begannen seine kühnen Angriffe gegen Pitt, welcher mehr als einmal die Ueberlegenheit eines Gegners empfand, der weder durch Gold, noch durch Ehrenstellen zu bestechen war, der ihm stark die Arme band, als er sie zum Kampfe gegen Rußland und Spanien erheben wollte. Obgleich Fox die Unthaten der französischen Revolution verabscheute, so bekämpfte er doch auch hier Pitt's Kriegslust, und rieth, Frankreich seinem inneren Kampfe zu überlassen. Aller Meinungen waren gegen ihn; selbst sein alter Freund Burke trennte sich 1791 von ihm; die Mißgunst schalt ihn einen Jakobiner, und sein Monarch strich ihn aus der Liste der geheimen Räte. Gefränkt beschloß er, der

politischen Laufbahn den Rücken zu kehren, und eilte dem Studium und der Wissenschaft wieder zu, die ihm auch in den Fehden der Politik stets theuer geblieben waren. Damals entstand seine »Geschichte des früheren Theiles der Regierung Jakob's des Zweiten«, die auch als Bruchstück — denn die Vollenbung hinderten die Angelegenheiten Englands und des Verfassers früher Tod — uns zeigt, welch' ein Geist es gewesen, dem sie ihre Entstehung verdankt. Kampfesmüde stieg, nach achtzehnjähriger Herrschaft, Pitt von seinem Posten herab; Abdington ersetzte ihn, und schloß, von Fox und dessen Anhängern unterstützt, den Frieden von Amiens. Noch einmal tauchte Pitt's riesige Gestalt am Staatsruder auf, das von seinen Gegnern mit schweren Opfern erkaufte Friedenswerk durch neuen Krieg zornig zerstörend. Da überraschte ihn der Tod, und Fox trat als Staatssecretär an seine Stelle. Friedenshoffnungen und eine mildere Zukunft kündigten sich mit seiner Wiedererhebung an, als, zu frühe für England's, ja für Europa's Wohl, sein Stern erlosch. In den Armen der Freundschaft starb er am 18. September 1806. — »Er war geboren, um geliebt zu werden,« hatte einst Burke von ihm gesagt, und so war es auch. Die Schladen der Leidenschaft und jugendlichen Uebermuthes hatte das Leben schon früher von ihm weggebrannt; aus der Verglühung ging der reine Diamant der Männlichkeit hervor, und so starb er, nicht nur der Lieblingsjünger seiner eigenen Epoche, sondern auch der Freund der Zukunft, der Nachwelt, die immerdar an seiner Urne trauern wird. —

Victor Hugo.

Geboren 1802.

Dieser berühmte Parteiführer der französischen Romantiker ist den 26. Februar 1802 zu Besançon geboren. Möglich, daß die Erzählungen und Erlebnisse seines Vaters, eines Obersten, der als Commandant einer Provinz nach Italien ging, und dort mit Räubern aller Art, ja selbst mit Fra Diavolo, sich herumzuschlagen hatte, frühzeitig auf die Fantasie des Knaben einwirkten; denn manche seiner Dichtungen ähneln jenem Schauplaze, und die majestätischen Schrecken einer wilden Natur, von Gewitterwolken

beschattet, von Blüten erhellt und von abenteuerlichen Räubergestalten belebt, scheinen sich darin wieder zu spiegeln. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, kam 1811 nach Spanien, wo sein unterbessener zum General erhobener Vater zwei Provinzen befehligte, trat in das adeliche Seminar ein, und sollte Page bei dem Könige Joseph werden. Ein Jahr später kehrte er über England nach Paris zurück, machte in seinem dreizehnten Jahre seine ersten Verse auf Roland und das Ritterthum, mußte auf gerichtlichen Befehl sich von seiner Mutter, an welcher er sehr hing, und die wahrscheinlich wegen abweichender politischer Ansichten mit ihrem Gatten zerfiel, trennen, und schrieb, nachdem sein Vater ihn in ein zum Gymnasium Louis le Grand gehöriges Institut geschickt hatte, dort aus Verdruss über jene Trennung ein royalistisches Trauerspiel zu Ehren Ludwig's XVIII., »Irtamène« betitelt. Erst fünfzehn Jahre alt, sendete er der Akademie bereits ein Gedicht zur Preisbewerbung ein, und erlangte eine ehrenvolle Erwähnung; 1819 erwarb er zwei Preise bei den jeux floraux zu Toulouse, und wurde 1820 für sein Gedicht: »Moses am Nil«, nochmals gekrönt und zum Maitre des jeux floraux ernannt. 1820 begann er seinen Grausen erregenden Roman: »Han d'Islande«, einzig in der Absicht, um einem von seiner ersten Jugend an von ihm geliebten Mädchen, von welchem man ihn entfernen wollte, seine Gefühle mitzutheilen; auch gab er mit einigen Freunden den »Conservateur littéraire« heraus, in welchem er literarische Aufsätze und politische Satyren lieferte, trat in freundschaftliche Beziehungen mit Lamartine und Chateaubriand und vermählte sich 1822 mit seiner Geliebten. Er hielt sich ausschließend zu den Royalisten, und hatte dadurch auch in literarischer Hinsicht eine starke Partei gegen sich; doch machte seine Romantik mehr Glück in Versen, als in Prosa. Größeren Anklang fanden seine Werke, seitdem er, seine bisherige politische Farbe aufgebend, als Lobspreeher Napoleon's auftrat, wodurch er auch seinen streng buonapartistisch gesinnten Vater mit sich ausöhnte. Sein Gedicht: »Napoleon« (1824) und seine Ode »à la colonne« ernteten steigende Bewunderung. Damals erneuerte sich der Kampf zwischen der Romantik und dem Classicismus mit verdoppelter Heftigkeit; Hugo kämpfte an der Spitze einer kleinen Schaar gegen die Classiker mit abwechselndem Glücke. Seine »Orientales« (1828), ein Werk von hohem lyrischen Werthe, feierten einen entscheidenden Sieg; diesem folgte »le dernier jour d'un condamné« und das Trauerspiel »Marion Delorme.« Die für Letzteres vom Minister Labourdonnaye dem Dichter angetragene bedeutende Pensionszulage schlug dieser aus, und brachte am 26. Februar 1830

im Théâtre français sein Trauerspiel »Hernani« zur Aufführung, welches noch während der Darstellung den Kampf zwischen dem Classicismus und der Romantik auf die höchste Spitze trieb, durch seine Schönheiten den Romantikern Anlaß zu Triumphen, durch seine Abnormitäten den Classikern Gelegenheit zu Angriffen bot, und den Sieg für beide Parteien unentschieden ließ. 1831 erschien sein »Notre Dame de Paris«, ein Werk von kühner Conception und von einem gewaltigen Geiste durchweht, nachdem er früher schon nach der Julirevolution eine Ode zu Ehren der drei Tage gebichtet hatte; seinem Drama: »le roi s'amuse«, wurde die Aufführung verweigert. Seine neueren Werke, so die Dramen: »Lucrezia Borgia« (1833), »Marie Tudor« (1833), »Angelo« (1835), »Ruy Blas« (1838) u. kommen den früheren nicht ganz gleich. Seit 1830 haben in Frankreich Classicismus und Romantik aufgehört, einander als feindliche Contraste gegenüber zu stehen, sie sind gewissermaßen Eines im Anderen verschwunden, und somit ist auch Hugo's frühere Stellung als Anführer des Lagers der Romantischen nicht mehr zu erkennen, zumal seit den Julitagen auch seine politischen Tendenzen sich durchaus verändert haben. Diesem Aufgeben seiner abgesonderten Stellung mag auch seine Aufnahme in die Akademie zuzuschreiben sein. Victor Hugo besitzt als Dichter im höchsten Grade den Sinn für das Malerische; er ist Plastiker und Architekt wie Keiner mehr, und mit Recht hat man von ihm behauptet, er giesse seine Figuren in Erz und meißele seine Gebilde, jedes einzeln für sich, bis in die eiselirten Details, musterhaft und unnachahmlich aus. Sobald man aber aus philosophischem Standpunkte nach der Einheit seines poetischen Wesens, nach seiner inneren Wahrheit und Nothwendigkeit fragt, geht die ganze Erscheinung in schreiende Contraste aus einander. Fatalist in seinem Hauptwerke, wird er in einzelnen Stimmungen und Stunden plötzlich religiös, ja sogar ascetisch; heute in seiner politischen Ansicht bis zum Kosmopolitismus friedlich und human, stößt er morgen in die Alarm-Trompete und schwingt die Tricolore des französischen Ultra-Patriotismus. Hugo schreibt überall nur als Künstler, und was ihn am meisten kummert, ist nicht ein Ideal, ein Princip, ein Glaube, sondern es sind die Contouren seiner Bilder, die Schlagschatten, die Streiflichter, die Farben. — Hugo's Persönlichkeit ist interessant; in seiner blassen Gesichtsfarbe und seinem lebhaften Auge spricht sich sein inneres Feuer aus, und im Umgange vereinigt er spanische Würde mit französischer Liebenswürdigkeit.

Honoré de Balzac.

Geboren 1799.

Der gelesenste unter den gegenwärtig lebenden Romandichtern Frankreich's, Honoré de Balzac, ist zu Tours in der Touraine geboren. Manche wollen behaupten, jener Name sei nur ein angenommener, und er heiße eigentlich St. Aubin; nach Anderen aber war eben dies sein erster angenommener Name. Seine classischen Studien beendigte er auf einem Collegium seiner Provinz, kam um 1820 nach Paris und legte sich auf Schriftstellerei. Er hatte schon neun Jahre lang geschrieben und dreißig Bände in die Welt geschickt, ohne eine mehr als gewöhnliche Geltung zu gewinnen, als sein 1829 erschienener Roman: „les derniers Chouans, ou la Bretagne en 1800“, plötzlich einiges Aufsehen erregte und ihn aus der größeren Masse hervorhob. Kurz vorher hatte er, zu Begründung eines bürgerlichen Geschäfts, eine Druckerei gekauft, kehrte aber, seines Capitals dadurch verlustig geworden, zur Literatur zurück. Seitdem machte er entschiedenes Glück, erwarb sich außerordentlich große Honorare und entfaltete eine beispiellose Fruchtbarkeit. Besonders verstand er durch die Tendenzen seiner Schriften auf das weibliche Publikum zu wirken, das durch den Saint-Simonismus aufgeregt worden war, und von ihm auf allerlei Weise in's Interesse gezogen wurde. Durch das Mystische, Dunkle seiner Manier, wie sie z. B. in den „Contes bruns“ sich ausspricht, erbihte er die Fantasie seiner zahllosen Leserinnen und fesselte sie blindlings an sich. Doch können unter seinen zahlreichen Romanen eigentlich nur „Eugénie Grandet“ und „Histoire intellectuelle de Louis Lambert“ als wirkliche Kunstwerke gelten. Bei einer tiefen Einsicht in die gesellschaftlichen Zustände Frankreichs, die er mit großer Treue und Genauigkeit schildert, und bei einer bedeutenden psychologischen Routine, die ihn namentlich die Schwächen und Abirrungen des menschlichen Herzens mit treffender Wahrheit auffassen läßt, ist seine Art und Weise doch einseitig und seine Moral verdächtig. Seine Abgerissenheit im Vortrage und die affectirte Zerstückertheit der Behandlung gestattet ihm nur selten, eine Einheit selbst in der bloßen Form zu erzielen. In den

Einzelheiten ist er weit stärker, als in der Gesamtheit und im Ganzen. Sein Styl ist nicht frei von Manier, doch glänzend und geistvoll, und man muß überhaupt beklagen, daß ein so reich und schön begabtes Talent über der Sucht, den Augenblick zu beherrschen und ganz zu erschöpfen, das Dauernde und Rechte aus den Augen verliert. Auch der Bühne hat er sich nicht ohne Beruf zugewendet; doch auch hier stehen seine Fehler dem höheren Erfolge entgegen. Sein neuestes Drama: »les ressources de Quinola«, welches 1842 in Paris zur Aufführung kam, obgleich trefflich in der Grundidee, stieß dennoch aus den ange deuteten Ursachen auf großen Widerstand.

Gustav Wasa,

König von Schweden.

Geboren 1496. Gestorben 1560.

Der Wiederhersteller des schwedischen Staates, Gustav Wasa, geboren am 12. Mai 1496 auf dem Landgute Lindholm in Roslagen, war der älteste Sohn des Reichsrathes und Ritters Erich Johansson, der seine Herkunft von den alten Königen Schweden's ableitete. Klein begann seine Laufbahn. Er besuchte die Schule zu Upsala, und ein dänischer Schulmeister in einer Trivialschule mißhandelte den feurigen Knaben, bis dieser die Studien mit dem Kriegsdienste und dem Hofleben im Hause seines Vetter's, des Reichsverweisers Sten Sture des Jüngeren, vertauschte. In des Letzteren Fehde wider den Erzbischof Gustav Trolle verrichtete er seine erste Waffenthath, und war Allen ein Muster des Muthes, der Beredsamkeit und kriegsfreudigen Wesens. Als er aber bei Dufwenäs im Sommer 1517 die dem Prälaten gesandten dänischen Hilfstruppen geschlagen und im folgenden Jahre die Dänen zum Rückzuge bewogen hatte, wurde er von Sten Sture mit noch Anderen als Geißel auf die feindliche Flotte vor Stockholm zu den Dänen geschickt, wo er feindselig behandelt und vertragswidrig nach Dänemark abgeführt wurde. Dort verlebte er ein Jahr, und wurde dann seinem Vetter, Erich Baner, im nördlichen Jütland auf dem Schlosse Kallö zur

Verwahrung übergeben, wo er Zeuge der zur Unterjochung seines Vaterlandes unternommenen Rüstungen sein mußte. Endlich gelang es ihm (am 30. Septemb. 1519) nach Lübeck zu entfliehen, wo er die Unterwerfung Schwedens durch den grausamen Dänenkönig Christiern vernahm, vom Magistrate aber geschützt und in sein Vaterland entlassen wurde. Hier waren nur Stockholm und Calmar noch nicht in Feindeshänden; Gustav landete den 13. Mai 1520 auf der Landzunge Stansö, eilte nach Calmar, um die Bürgerschaft zu ermuntern und die in ihrer Gesinnung schon wankende deutsche Besatzung zu ihrer Pflicht zurückzuführen, wurde aber dafür mit dem Tode bedroht und nur mit Mühe von der Bürgerschaft gerettet. Von hier aus begab er sich in die smaländische Gebirgsgegend, zu den Landbauern seines Vaters, die ihn aber zu fliehen zwangen. Verfolgt, seines Lebens keinen Augenblick sicher, denn ein hoher Preis war auf seinen Kopf gesetzt, irrte Gustav durch Wildniß und Eindröden, suchte seinen Schwager, Joachim Brahe, zu Tärna in Südermanland auf, mußte aber bald auf's Neue flüchten, und kam zu Ende des November an den Kupferberg, wo er, theils aus Noth, theils um unerkannt zu bleiben, um Tagelohn arbeitete. Die Scheuer, in welcher er auf der Ranthytta gedroschen hat, wird als »Reichsmonument« erhalten. Mit feuriger Beredsamkeit, doch vergeblich, forderte der Jüngling die Dalekarlier zur Schilderhebung gegen die dänische Herrschaft auf; erst nachdem die Mordscenen in Stockholm mehr und mehr bekannt wurden, und das Ausschreiben einer neuen Steuer für die fremden Kriegsvölker die Erbitterung mehrte, erkoren die Dalekarlier ihn zu ihrem Anführer und schwuren ihm Treue. Von diesem geringen Anfange der Dinge an rechnet man seine Regierung; er hatte nur sechszehn rüstige Männer zur Leibwache und zweihundert zu Kampfgenossen, doch führte er den Titel eines Reichsverweisers. Als nun sein erstes Unternehmen, die Erstürmung des Kupfergebirges bei Falun, am 21. Janur 1521 glückte, vergrößerte sich seine kleine Schaar schon auf 3000, ja im Mai wuchs sie bereits auf 15,000 Mann, denn aus allen Theilen Schwedens strömten vaterlandsliebende und kriegerische Männer seinen siegverheißenden Fahnen zu. Er bildete diese, großentheils aus Fischern, Bergleuten und Bauern bestehende Mannschaft zu einem geordneten Heere, führte Zucht und Sitte ein, schlug mit seinen Dalebauern den sechstausend Mann starken Haufen, welchen der Erzbischof Trolle ihm entgegenstellte, kündigte nunmehr im Mai 1521 dem Könige Christiern förmlich den Krieg an, brach aus Dalekarlien hervor, nahm Westerås und Upsala ein, und rückte gegen Stockholm vor, daß er aber wegen

Mangels an Schiffen nicht zu erobern vermochte. Kühner gemacht, schrieb er, um seinen Unternehmungen ein verfassungsmäßiges Ansehen zu geben, einen Reichstag zu Wadstena in Ostgothland aus, der aus allen Theilen Schwedens beschiedt wurde. Freudig gelobte man ihm Treue; einige der Abgeordneten wollten ihn schon damals zum Könige ernannt wissen, doch begnügte er sich vorläufig mit der Würde eines Reichsverwesers und Oberhauptmanns des Königreichs Schweden. Jetzt mit gesiegender Macht ausgerüstet, schritt er noch entschiedener auf der Bahn des Sieges und der Reform fort. Mitten unter Kämpfen verbesserte er die Heeresverfassung und ordnete die Regierung, rückte vor Stockholm, das nebst Calmar und Abo allein noch Widerstand leistete, vermochte aber, trotz aller Anstrengungen und Verluste, weder in diesem noch im folgenden Jahre jene Hauptstadt zu erobern. Als aber am 20. Januar 1523 König Christiern durch die Reichsversammlung zu Wiborg abgesetzt wurde, und Friedrich von Holstein ihm auf dem Throne von Dänemark und Norwegen folgte, da ergaben sich Calmar und Deland an Gustav, und Stockholm machte Capitulations-Vorschläge. Noch vor Beendigung dieser Verhandlungen berief Gustav die Stände Schwedens zu einem Reichstage nach Strängnäs, wo er am 6. Juni 1523 unter einstimmigem Jubel als Gustav I. zum Könige von Schweden ausgerufen wurde. Abermals zog der unermüdlche Held gegen Stockholm; aller Stützen beraubt, öffnete am 21. Juni die Stadt ihre Thore, und Gustav hielt mit königlicher Pracht seinen Einzug, unter dem Jubelgeschrei des Volkes, das ihn als Retter und Befreier, als König und Herrn der Schweden pries. Noch vor Ende dieses Jahres mußten die Dänen auch Finnland räumen, und Gustav war nunmehr im Besitze des gesammten schwedischen Reiches. Dieses war zwar jetzt von äußeren Feinden befreit; aber noch war die Macht der Magnaten zu beugen und gegen die, durch den langen Kriegszustand ausgeartete, gefesselte Gewalt des Bauernstandes, wie gegen die Umgriffe der Geistlichkeit anzukämpfen. Auch verlangte der nunmehrige König von Dänemark und Norwegen, Friedrich I., die Unterwerfung Schwedens kraft der calmarischen Union; aber die Furcht vor Gustav's Ueberlegenheit, und mehr noch vor der Rückkehr des vertriebenen Christiern, nöthigte ihn, seine Ansprüche auf Schweden aufzugeben, Gustav als König anzuerkennen, und mit ihm 1524 ein Bündniß wider ihren gemeinschaftlichen Feind zu schließen. Hiermit hatte Gustav's starke Hand die calmar'sche Union zerrissen und Schweden seine Selbstständigkeit zurückgegeben. Aber jene Umstände, so wie Gustav's Begünstigung der Reformation, die ungewöhn-

liche Besteuerung, welche er besonders der Kirche auferlegte und mit der Noth des Reiches entschuldigte, brachte während seiner Abwesenheit im Herbst 1524 ganz Stockholm in Aufruhr, wo die Wiedertäufer Knipperdolling und Rink predigten. Der Aufruhr wurde bezwungen, und Gustav schrieb auf den 16. Juni 1527 einen Reichstag nach Westerås aus, auf welchem alle seine Forderungen bewilligt wurden, worauf er 1528 sein Krönungsfest beging. Doch noch zwanzig Jahre verstrichen, bevor Schweden sich nur einiger Ruhe erfreute. Gustav hatte 1532 noch die Empörung der Dalekarlier zu dämpfen, und schloß sich in dem sogenannten »Grafenkriege«, welchen der Graf von Oldenburg in Verbindung mit der Stadt Lübeck 1533—1536 zu Gunsten des gefangenen Christiern II. gegen Christiern III. führte, näher an Dänemark an. Um das Jahr 1540 endlich fühlte Gustav sich in seiner Stellung so befestigt, daß er kein Bedenken mehr trug, sich die höchste Autorität in geistlichen Dingen zuzueignen, und dem Adel, bei Reductionen der geistlichen Güter, verbot, sich dieselben anzumaßen. Am 13. Januar 1544, wo Schweden ein Wahlreich zu sein aufhörte, erfolgte die Erbvereinigung zu Westerås, und zugleich wurde hier seinem ältesten Sohne Eric als Kronprinzen gehuldigt. Wenn die Befreiung sein erstes, die Reformation sein schwierigstes Geschäft war, so konnte die Befestigung des Thrones durch die Erbvereinigung als sein letztes Werk gelten, welches im eigentlichen Sinne seinen übrigen die Krone aufsetzte. Ungeachtet der Beschränkung der Kronrechte, übte Gustav doch eine fast unumschränkte Gewalt aus, aber immer nur zu Schwedens Heile und ohne Verletzung der Form der Reichsconstitution. Außerdem war er der Schöpfer des schwedischen Cameralwesens, der Bergbau erhob sich unter ihm zu hoher Blüte, und dem Handel öffnete er neue Bahnen. Er starb, 64 Jahre alt, zu Stockholm den 29. September 1560. Mit beispielloser Ausdauer, unter tausend Anstrengungen und Todesgefahren, hatte er sich zum Throne aufgekämpft; aber er bestieg ihn nicht früher, bevor er nicht das Land, das er zu beherrschen berufen, aus der Zerstörung gerettet hatte und dessen neuer Schöpfer geworden war.



Gustav Adolf,

König von Schweden.

Geboren 1594. Gestorben 1632.

Schwedens großer König, Gustav II. Adolf, dessen Leben hinreichte, Deutschland einer Gefahr zu entreißen, doch zu kurz war, dieses in eine neue, größere zu stürzen, war der Sohn Karl's IX. und Christinens von Holstein, und am 9. December 1594 geboren. Als es seinem Vater, dem zum Reichsstatthalter ernannten Herzoge Karl, 1604 nach mancherlei Umtrieben und Kämpfen gelang, die Krone Schwedens an sich zu bringen, wurde auch Gustav als Kronprinz anerkannt, erhielt eine strenge, aber kräftige Erziehung, wurde schon 1609 von seinem Vater nach Dänemark gesendet, um den drohenden Bruch des Friedens abzuwenden, und eröffnete im folgenden Jahre, statt seines erkrankten Vaters, durch eine Rede an die Stände den Reichstag zu Derebro. Den Kriegsdienst erlernte er von der Pike auf, und focht 1611 unter den Augen seines Vaters gegen die Dänen. Nach des Letzteren Tode (18. October 1611) behauptete Gustav nicht ohne Mühe den Thron; denn sein Vater hatte durch manche Gewaltthätigkeit sich den Adel verfeindet, seine Verwandten, Sigismund und Johann, konnten Ansprüche erheben; überdies hatte Gustav noch nicht das gesetzmäßige Alter (24 Jahre) erreicht. Doch Johann entsagte der Krone freiwillig; Gustav wurde zum Könige gewählt, und durch Drenstjerna's Bemühen schon mit Antritt des 18. Jahres mündig erklärt. Mit Polen, Dänemark und Rußland war Schweden damals im Kampfe; Gustav mußte diese Kriege ausfechten oder endigen. Als der König von Dänemark Gustav's Friedensanträge ausschlug, ließ dieser gleichzeitig drei Armeen in Schonen und Norwegen einbrechen, wäre aber bei der Belagerung von Helsingborg beinahe in die Hände der Dänen gefallen, vereitelte deren Anschlag auf Stockholm, und schloß endlich 1613 zu Knäryd einen ehrenvollen Frieden mit Dänemark. Seine Absichten auf den Thron von Rußland verwickelten ihn in einen neuen Krieg mit Rußland, den er 1617 durch den Frieden zu

Stolbova endigte, durch welchen Kephholm, Karelen und Ingermanland an Schweden fiel und Rußland von der Ostsee ausgeschlossen wurde. Kurz darauf schloß er ein Bündniß mit Holland und Dänemark. Nur mit seinem Oheim, dem König Sigismund von Polen, der noch immer Ansprüche auf die Krone Schwedens erhob, dauerte der Erbfolgestreit fort. Gustav ging im Juli 1621 mit einer Flotte unter Segel, brachte das Fort Dünamünde, Riga und Mitau in seine Gewalt, worauf sich ihm ganz Kurland unterwarf, und ein vierjähriger Waffenstillstand geschlossen wurde. Nach dessen Ablauf landete er abermals bei Riga, eroberte binnen vier Wochen ganz Liefland, schlug am 7. Januar 1626 den polnischen Großfeldherrn Sapieha bei Wallhof, und schloß Danzig zu Wasser und zu Lande ein. Da ein plötzliches Anschwellen der Weichsel ihn endlich die Belagerung aufzuheben zwang, richtete er seine Blicke auf Unterwerfung des festen Landes. Bei Stuhm lieferte er am 17. Juni 1629 dem polnischen General Koniecpolski und dem kaiserlichen Feldmarschall Arnheim eine Schlacht, die nichts entschied, in welcher er aber beinahe gefangen genommen worden wäre. Durch französische Vermittelung kam es endlich zu einem sechsjährigen Waffenstillstande, dessen Ablauf weder Gustav Adolf, noch sein Gegner Sigismund erlebte. Während dessen hatten die Angelegenheiten in Deutschland des Königs ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und die beendigten Kämpfe mit seinen früheren Gegnern gestatteten ihm nunmehr thätig einzuschreiten. Zu dem Wunsche, seinen protestantischen Glaubensgenossen in Deutschland beizustehen, gesellten sich wohl noch kühnere, weit ausgreifende Plane politischer Art; auch fühlte er sich durch den Kaiser, der ihm den Königstitel verweigerte, nicht minder durch Waldstein's geringschätzende Behandlung der schwedischen Abgeordneten bei'm Lübecker Congreß, verleßt. Seine Unternehmungen setzte er mit um so größerer Umsicht und Behutsamkeit in's Werk, je geringere Streitkräfte ihm verhältnißmäßig zu Gebote standen. Am 24. Juni 1630 landete er mit 14,500 Mann ausgesuchter Truppen und zahlreichem Geschütz auf der schon durch seinen Obersten Leslie eroberten Insel Rügen, nahm die Inseln Usedom und Wollin, drang bis Stettin vor, und zog den Herzog Bogeslaw von Pommern in sein Bündniß. In Pommern, England, Schottland, Irland, Holland und den Hansestädten ließ er eifrig werben, und Feldmarschall Horn führte ihm 10,000 Mann aus Preußen zu. Stettin wurde vom Könige schnell in einen tüchtigen Waffenplatz verwandelt, Colberg blockirt, Greifenhagen den 25. December erobert, und der Graf Schaumburg, welcher den kaiserlichen

General Torquato Conti im Oberbefehle abgelöst hatte, mit Verlust vieles Geschützes und Gepäcks bis Frankfurt zurückgedrängt; Frankreich, vermöge seiner alten Eifersucht gegen das Haus Oesterreich und immer bereit, von Zerrwürfnissen in Deutschland Vortheil zu ziehen, schloß den 13. Januar 1631 zu Beerwalde ein Bündniß mit dem Schwedenkönige, zahlte jährlich 400,000 Thaler, und setzte ihn hiermit in den Stand, eine Armee von 30,000 Mann Infanterie und 6000 Reitern herzustellen. Sie gewann dadurch an Bedeutung, daß durch Waldstein's Absehung die Macht des Kaisers sich verringerte, und Tilly's strenge Vollziehung des Restitutionsediktes die protestantischen Fürsten Deutschland's zum Widerstande veranlaßte. Nachdem die Schweden mehrere feste Plätze in Mecklenburg erobert hatten, sah sich Tilly durch den Fall von Demmin bewogen, die Belagerung Magdeburg's zu unternehmen. Der König dagegen eilte die Oder hinauf, nahm am 3. April Frankfurt mit Sturm, und hoffte dadurch Tilly von Magdeburg abzulenken, jedoch vergeblich. Nachdem auch Landsberg an der Warthe gefallen war, wurde der Kurfürst von Brandenburg — der bisher, ebenso wie der Kurfürst von Sachsen, jeden Anschluß an die Schweden verweigert hatte — abermals durch Gustav bestürzt, ihm wenigstens die Festungen Küstrin und Spandau einzuräumen und dadurch den Entsatz Magdeburg's zu erleichtern; doch erst, als der König drohend vor Berlin rückte, erfüllte der Kurfürst sein Begehren. Noch mußte der König, da die Elbe ihn von Tilly trennte, mit Sachsen wegen des Ueberganges bei Wittenberg und freien Durchzuges Unterhandlungen anknüpfen; diese waren noch nicht beendet, als die Kunde von Magdeburg's Falle eintraf. Gleichwohl marschirte er auf die Elbe los, nahm Tangermünde, zog, als der Kurfürst von Brandenburg auf die Wiederräumung der Festung Spandau drang, zum dritten Male vor Berlin, und nöthigte den Kurfürsten, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Hierauf reinigte er Mecklenburg von den Feinden, lockte Tilly aus Hessen heraus, überfiel dessen Avantgarde am 27. Juli bei Burgstall und Angern und schlug durch drei Tage dessen Angriffe auf das verschanzte Lager bei Werben ab. Tilly wendete sich von da wieder gegen Magdeburg und Sachsen. Der darüber erschrockene Kurfürst von Sachsen, Magdeburg's Schicksal für seine eigenen Lande fürchtend, eilte, mit dem Könige von Schweden das vorher so hartnäckig abgelehnte Schutzbündniß zu schließen, worauf die Schweden die Elbe überschritten, bei Düben sich mit den Sachsen vereinigten, und zusammen gegen Leipzig marschirten. Bei Breitenfeld entriß der jugendliche Schwedenkönig am

7. September 1631 dem alten Kriegsmanne Tilly, indem er denselben auf's Haupt schlug, den Ruhm der Unbesiegbarkeit. (Nach zweihundert Jahren, den 7. September 1831, wurde zum Gedächtniß dieses Sieges, auf einem Rasenhügel der Breitenfelder Ebene ein Denkmal errichtet). Der glänzende Sieg von Breitenfeld befestigte den Glauben an Gustav Adolfs Waffen; die protestantischen Fürsten Deutschlands, bisher noch schwankend, traten jetzt offen zu seiner Partei über, namentlich die Herzoge von Weimar und der Landgraf von Hessen. Würzburg öffnete dem in Franken einfallenden Könige sofort die Thore, Marienburg und Hanau wurden mit bewaffneter Hand genommen, Frankfurt mußte huldigen; bei Germersheim überschritt Gustav den Rhein, schloß Mainz ein, und brachte es am 13. December zur Uebergabe. Das Glück mehrte sein Selbstgefühl; die mit ihm verbündeten, oder von ihm Hilfe erwartenden oder besiegten Fürsten beschied er nach Frankfurt, wo er sich in königlicher Pracht zeigte, und den Protector des protestantischen Deutschlands mit einigem Stolge darstellte; auch begann, was früher bei ihm Sache der Ueberzeugung gewesen, nunmehr Sache der Speculation zu werden, und der als Befreier gekommen, schien nur als Eroberer vom Schauplatze treten zu wollen. Nachdem er mit der freien Reichsstadt Nürnberg ein Bündniß geschlossen, Donauwörth erobert hatte, und in Schwaben eingefallen war, galt es noch das mächtigste Mitglied der Ligue, den Kurfürsten Maximilian von Baiern, zu demüthigen, an dessen Standhaftigkeit alle bisherigen Unterhandlungen gescheitert waren. Dieser erwartete seinen Feind in einer verschanzten Stellung am Lech. Gustav Adolf bewerkstelligte mit großer Kunst und Umsicht den Uebergang über den angeschwollenen Strom. Das hierauf am rechten Lechufer sich ent-spinnende Gefecht, in welchem Tilly auf den Tod verwundet wurde, bewog den Kurfürsten zum Rückzuge gegen Ingolstadt. Gustav Adolf, nachdem er sich nach Augsburg gewendet und sich dort hatte huldigen lassen, suchte Ingolstadt zu überrumpeln, was jedoch nicht gelang, marschirte nach München, und bald war Baiern in schwedischer Gewalt. Bei solchen Fortschritten des Feindes setzte der Kaiser den verabschiedeten Waldstein wieder in Thätigkeit. Dieser vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Baiern, und drang von Eger gegen Nürnberg vor, welche Stadt Gustav Adolf jedoch noch zu rechter Zeit in Vertheidigungsstand setzte, so daß Waldstein, der den 5. Juli 1632 vor Nürnberg erschien, keinen Angriff zu unternehmen wagte, sondern sich auf den westlichen Höhen der Stadt lagerte, hoffend, dieselbe einzuschließen. Acht Wochen lang beobachteten beide Theile einander, ohne

etwas zu unternehmen; endlich schlug Gustav los, bemühte sich aber am 4. September vergeblich, die Stellung seiner Gegner zu stürmen, und zog endlich, mit Hinterlassung einer starken Besatzung, den 18. von Nürnberg ab. Er unternahm noch einen Versuch auf Ingolstadt, marschirte aber, da Waldstein in Sachsen eingefallen war und dieses verbündete Land zunächst geschützt werden mußte, über Nördlingen, Rothenburg und Schweinfurt nach Erfurt, hoffend, Pappenheim's Vereinigung mit Waldstein zu hindern, und folgte dann Jenem, der einen Vorsprung hatte, über Weimar bis Naumburg nach, wo er den 8. November ankam. Unterdessen hatte Waldstein ganz Sachsen erobert, und wollte eben gegen Torgau marschiren, als die Kunde von Gustav's Ankunft bei Naumburg ihn veranlaßte, nach Weißenfels umzukehren. Da aber der König, um sich mit dem bei Torgau stehenden Kurfürsten von Sachsen über dessen Mitwirkung zum allgemeinen Angriffe zu berathen, bei Naumburg ein Lager bezog, so schickte Waldstein den General Pappenheim zur Eroberung von Halle ab, und verlegte seine Truppen in enge Cantonirungen. Als Sammelplatz war ihnen Lützen angewiesen, während zum Vereinigungspunkte der Sachsen und Schweden Grimma bestimmt wurde. Dorthin zu marschiren, brach Gustav Adolf den 14. November auf. Als er aber unterwegs hörte, Pappenheim sei gegen Halle marschirt, änderte er seinen Plan, und beschloß, Waldstein ohne Weiteres anzugreifen. Durch Isolani's Vorposten-Corps bei Posern am Rippach aufgehalten, vermochte er dieses Flüßchen erst am Abende zu überschreiten, während Waldstein in derselben Nacht seine Truppen bei Lützen zusammenzog. Am andern Morgen brach Gustav Adolf dahin auf, und lieferte seinem Gegner jene weltbekannte Lützener Schlacht, die ihn dem Dasein, doch nicht dem Siege entriß. Dem Zurückweichen seiner Infanterie zu wehren, sprengte er mit kriegerischer Ungeduld über die Gräben der Leipziger Straße. Nur Wenige folgten dem kühnen Reiter; der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg blieb ihm zur Seite. Des Königs Kurzsichtigkeit führte ihn zu nahe an die Feinde heran, und ein Schuß, der seinen linken Arm zerschmetterte, war die Folge seiner Verwegenheit. Zurückstehend und vom Schmerze der Wunde gemahnt, dem Gedränge zu entfliehen, erhielt er noch einen Schuß in den Rücken, der ihn vom Pferde warf. Erst am andern Morgen wurde, mit Wunden bedeckt und fast unkenntlich, sein Leichnam gefunden. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar kämpfte für ihn die Schlacht zu Ende; die einbrechende Nacht that dem Würgen Einhalt. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; doch behaupteten die Schweden das Schlachtfeld,

welches das Blut ihres Königs getrunken. Sein Leichnam wurde nach Weissenfels gebracht, durch Deutschland geführt und nach Schweden eingeschifft. Sein Herz blieb in Weissenfels, wo man sich die seltsame Mühe nahm, es zu wiegen (es wurde, laut alten kirchlichen Verzeichnissen, 1 Pfd. und 20 Loth schwer befunden). Die Stelle, wo er gefallen, bezeichnete ein großer Stein, der Schwedenstein genannt, der seit Kurzem, durch eine künstliche Ueberdachung, zu einem deutschen Nationaldenkmal geworden ist. Der größte Regent und Feldherr seiner Zeit, nimmt Gustav Adolf einen würdigen Platz zwischen Cäsar, Alexander (nach deren Muster er sich gebildet), Friedrich dem Großen und Napoleon ein, und läßt in schönen menschlichen Eigenschaften sie vielleicht Alle hinter sich. Er hatte einen kräftigen Gliederbau und ein eben so majestätisches, als einnehmendes Aeußere; kräftige, regelmäßige Gesichtszüge, eine hohe, freie und etwas zurückgebogene Stirn, ein blaues und lebhaftes Auge, kündigten den Herrscher an. Starkes, blondes Haar und ein schöner, herabhängender Schnurbart schmückten das sonnengebräunte Gesicht. Seiner Tapferkeit kam nur seine Geistesgegenwart und Besonnenheit gleich; die gesammte Kriegsweise feierte durch ihn eine neue Ära, und er war als Feldherr seiner ganzen Zeit vorausgeeilt. Sein Feind, Kaiser Ferdinand II., zollte dem Andenken des gefallenen Helden edelmüthige Thränen; das blutige, von Kugeln zerrissene Koller, das man seiner Leiche auszog, kam nach Wien, und wird dort noch jezt aufbewahrt. Stolze Entwürfe mögen mit ihm begraben worden sein, und Deutschland würde durch ihn vielleicht eine sehr veränderte Gestalt erlitten haben. Der Schwedenstein bei Lützen stellt sich als Scheidegränze zwischen Gustav Adolf's Thaten und zwischen seine Entwürfe, zeigt uns nur jene und entzieht letztere unseren Blicken. Wenn es unentschieden ist, ob jener Nimbus, welcher über dem Grabe des gefallenen Helden schwebt, auch die historische Gestalt des, seinen Sieg überlebenden Eroberers schmücken würde, so bleibt die Weltgeschichte verpflichtet, da lossprechend zu entscheiden, wo thätliche Gegenbeweise fehlen. Gustav Adolf starb für eine tiefere Ueberzeugung, und wir fragen vergebens, ob er für dieselbe auch gelebt haben würde. —





Joseph Dobrowsky.

Geboren 1753. Gestorben 1829.

Der eigentliche Name dieses, um die slavische Literatur hochverdienten Gelehrten war Daubrowsky (er selbst nannte sich Daubrowsky ze Solnic), und die Namensänderung gründete sich auf ein fehlerhaftes Eintragen im Kirchenbuche, daß, um Irrungen zu vermeiden, berücksichtigt werden mußte. Er kam den 17. August 1753 zu Gymeret bei Raab in Ungarn, wo sein Vater, ein geborener Böhme, sich als Unteroffizier in einem Dragoner-Regimente eben aufhielt, zur Welt; wurde schon als Kind nach Böhmen gebracht, und erlernte die Sprache dieses Landes. In Deutsch-Brod bei den Augustinern absolvirte er die vier ersten lateinischen Classen, dann Poesie und Rhetorik bei den Jesuiten in Klattau, und Philosophie an der Prager Universität. Auf seinen Wunsch in den Orden der Jesuiten aufgenommen, trat er 1772 in das Noviziat zu Brünn, kehrte aber, als im folgenden Jahre jener Orden aufgehoben wurde, nach Prag zurück, um die theologischen Studien fortzusetzen, und widmete sich hier vorzugsweise dem Studium der orientalischen Sprachen. Im gräflich Nostitz'schen Hause, wohin er 1776 als Lehrer der Mathematik und Philosophie kam, machte er die Bekanntschaft des trefflichen Historikers Pelzel, der ihn tiefer in die Literatur der Slaven einweichte, und seine Neigung zu derselben für immer begründete. 1786 erhielt er die neu errichtete theologische Censorstelle in Prag, nahm 1787 die Priesterweihe, wurde 1788 zum Vicedirector des Prager General-Seminariums nächst Olmütz in Mähren, und bald darauf zum wirklichen Rector ernannt. Als 1789 dieses Institut einging, kehrte Dobrowsky mit einer Pension von 500 Gulden nach Prag zurück, und lebte im Nostitz'schen Hause lediglich den Wissenschaften, vorzüglich aber seinen eifrigen Forschungen im Gebiete der slavischen Literatur. Die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die ihn bereits 1784 unter ihre Mitglieder aufgenommen hatte, verwendete einen Theil der vom Kaiser Leopold II. ihr bewilligten großmüthigen Unterstützung dazu, Dobrowsky zu historischen Untersuchungen nach Schweden zu senden, wo man mit Recht manches, in den Zeiten

des dreißigjährigen Krieges entführte Denkmal der Geschichte Böhmens vermuthen konnte. Er trat am 15. Mai 1792 in Begleitung des Grafen Joachim von Sternberg die Reise an, und kehrte im März des folgenden Jahres über Petersburg, Moskau und Warschau nach Prag zurück. Die Resultate dieser Sendung übergab er in seinem Werke: „Literarische Nachrichten von einer, auf Veranlassung der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1792 unternommenen Reise nach Schweden und Rußland“, dem Drucke, nachdem er, als Begleiter des Grafen von Nostitz eine Reise durch ganz Deutschland und Italien unternommen hatte. Nach Prag zurückgekehrt, wohnte er fortan im gräflichen Hause, von welchem er auch eine Pension bezog, und hielt im wendischen Seminarium Vorlesungen über wendische Literatur. Durch einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel stand er mit den gelehrtesten Geschichts-, Sprach- und Alterthumsforschern in steter Verbindung, und wurde von mehreren Akademien des Auslandes als Mitglied aufgenommen. Zu Abelung's „Mithridates“ lieferte er den Abschnitt über die slavischen Sprachen, und für die Frankfurter Gesellschaft zur Erforschung der älteren deutschen Geschichte bereitete er eine, nach allen bekannten Handschriften verbesserte Ausgabe des Jornandes vor. Von seinen emsigen Forschungen pflegte er sich auf kleinen Reisen nach Wien, Ungarn und Sachsen zu erholen; auf einem dieser Ausflüge überraschte den rüthigen Greis zu Brünn der Tod (6. Januar 1829). Dobrowsky war ein Mann von rücksichtsloser Wahrheitsliebe, wodurch er denn freilich auch manche unverdiente Feindschaft sich zuzog. Seine Verdienste um alle slavischen Sprachen, besonders seine kritische Würdigung der böhmischen, sind von jedem Unparteiischen gebührend anerkannt worden; die Mehrzahl seiner Schriften ist diesem Gegenstande gewidmet. Außer sehr vielen, die slavische Geschichte und Sprache erläuternden Abhandlungen für die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften und zu anderen periodischen Werken, nennen wir nur noch sein »ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache«; seine »Geschichte der böhmischen Sprache und älteren Literatur«; »Slawin, Beiträge zur Kenntniß der slavischen Literatur, Sprachkunde und Alterthümer«; »Slovanka« (ähnlichen Inhalts); »Institutiones linguae slavicae dialecti veteris« und »Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slavischen Sprachen.« Außerdem machte er sich noch durch die erste Herausgabe der unschätzbaren Chronik des Ansbertus über die Kreuzfahrt Friedrich's Barbarossa, um die deutsche Geschichte besonders verdient. Nach dem Zeugnisse seines würdigen Nachfolgers Palacky, war Dobrowsky ein Mann, wie ihn

die Natur nur selten erscheinen läßt; denn er verband ein außerordentliches Gedächtniß mit unermüdeter Thätigkeit, und einen durchdringenden Scharfblick mit stets gleicher Lebhaftigkeit des Geistes.

Cosmas von Prag.

Geboren 1045. Gestorben 1125.

Nur spärlich fließen die Nachrichten über diesen ältesten bekannten Geschichtschreiber Böhmens, den Vater der böhmischen Geschichte. Zu Prag geboren und nach seiner Vaterstadt sich nennend, studirte er bis 1061 zu Lüttich, kehrte dann in seine Heimat zurück, und widmete sich dem Priesterstande. Er war zuletzt Domherr zu Prag, und hinterließ bei seinem Tode einen ehelichen Sohn; denn damals waren in Böhmen die Heiraten der Priester noch erlaubt. Cosmas befand sich fast immer im Gefolge der Bischöfe von Prag, und sowohl diese, wie auch die Herzoge Böhmens, bedienten sich seiner zu wichtigen Sendungen; daher stand er vielen bedeutenden Vorgängen seiner Zeit theils als Augenzeuge, theils durch seine Stellung nahe, und vermochte die zuverlässigsten Aufklärungen darüber zu geben. Ueberdies war er auch eine Zeitlang Kaiser Heinrich's IV. Geheimschreiber und dessen Schutzhedner gegen den Papst Gregor VII. Aus diesem Gesichtspunkte ist seine »Chronica Bohemorum«, besonders was die Nachrichten aus den Jahren 1089—1125 anlangt, von vieler Wichtigkeit und ein willkommenen Beitrag zur Geschichte seiner Tage, nicht nur in Bezug auf sein Vaterland, sondern auf Deutschland überhaupt, und die Geschichtschreiber der Nachbarländer Böhmens dürfen sie nicht übersehen. Sie behandelt die Periode von Bretislav I. bis zu Vladislav's I. Tode (1038—1125), und ist häufig gedruckt worden, am besten in Pelzel's und Dobrowsky's »Script. rer. boh.», in deren Sammlung man auch Fortsetzungen dieser Chronik findet. Die Schreibart des Cosmas, obgleich hin und wieder mit Barbarismen und ungeschicklichen Reimen durchflochten, ist für die Zeit, welcher sie angehört, doch sehr gut und deutlich, und Spuren einer mehr als oberflächlichen classischen Bildung gehen aus vielen Stellen hervor.

Christian Fürchtegott Gellert.

Geboren 1715. Gestorben 1769.

Der fromme, liebenswürdige Dichter Gellert, dessen Andenken Deutschland mit besonderer Pietät bewahrt, begrüßte die Welt den 4. Juli 1715 in dem sächsisch-erzgebirgischen Städtchen Haynichen, wo sein Vater, als Prediger, bei dreizehn Kindern und geringen Einkünften in so bedrängten Umständen lebte, daß schon der eilfsjährige Knabe für Advocaten schreiben mußte. Gellert's erster poetischer Versuch war ein Gedicht zu seines Vaters Geburtstag, in welchem er dessen fünfzehn Kinder und Enkel mit fünfzehn Stützen für die baufällige Wohnung seines Vaters verglich. Das Gedicht fand Anklang, und andere folgten nach. 1729 bezog er die Fürstenschule zu Meissen, und 1734 die Universität Leipzig, wo er sich der Theologie widmete. Nach Vollendung seiner Studien ward er 1739 Erzieher der beiden Söhne des Herrn von Lüttichau, dessen Schwestersohn er zur Universität vorbereitete, und dann in Leipzig sich mit Privatunterricht beschäftigte, zugleich aber auch sich mit der französischen und englischen Literatur vertraut machte. Sein Umgang mit geistvollen jungen Männern, wie Gärtner, Cramer, Rabener, Zacharia und J. E. Schlegel, zog ihn von der pedantischen Autorität Gottsched's und dessen Nachbeter Schwabe ab, zu dessen »Belustigungen des Verstandes und Witzes" er mehrere hübsche Gedichte geliefert hatte, und bewog ihn zur Theilnahme an der Herausgabe der »Bremischen Beiträge" (1741). Seine schwächliche Gesundheit, die ihm keine anhaltenden Berufsarbeiten erlaubte, veranlaßte ihn, sich dem akademischen Lehrstande zu widmen, zu welchem Zwecke er 1745 eine lateinisch geschriebene Abhandlung: »Ueber die Fabel und die vorzüglichsten Fabeldichter" vertheidigte. Er hielt Vorlesungen über Aesthetik, Rhetorik, Moral und Pädagogik, und zog durch die Klarheit und Gebiegenheit seines Vortrags viele Hörer an sich; zugleich aber wurde sein poetisches Talent fleißig geübt. Die Schäferspiele: »das Band" und »Sylvia", das ziemlich ernsthafte Lustspiel: »die Wetzschweiser", zu dessen Herausgabe der ängstliche Gellert sich nur nach großem Bedenken entschloß, der Roman: »Leben der schwedischen Gräfin," beson-

ders aber seine trefflichen „Fabeln und Erzählungen“, Werke, die in den Jahren 1744—1746 erschienen, machten ihn bald außerordentlich beliebt und so populär, daß ein Bauer ihm einen Wagen Brennholz vor die Thüre fuhr, um ihm seinen Dank für das Vergnügen zu zollen, welches ihm des Dichters Fabeln bereitet hatten. 1751 zur außerordentlichen Professur der Philosophie mit 100 Thalern Gehalt (!) berufen, eröffnete er seine Vorlesungen wieder mit einer lateinischen Abhandlung: „Ueber das rührende Lustspiel.“ Noch größere Anerkennung, als seine früheren Geisteserzeugnisse, ernteten seine folgenden, seine „Lehrgebichte und Erzählungen“, die „geistlichen Oden und Lieder“, deren Innigkeit und stiller Gottesfinn noch jetzt jeden Leser erbaut und erhebt, und die „Sammlung vermischter Schriften.“ Aber der Wurm einer tiefen, unheilbaren Hypochondrie nagte an seinem Körper und seinem Herzen; kein Mittel half, und selbst die „Trostgründe wider ein sieches Leben“, welche er zu seiner eigenen Erbauung 1747 schrieb, gewährten nur vorübergehende Linderung. Auch kleine Erholungsreisen nach Dresden, Berlin und Karlsbad fruchteten nicht, und die ehrenden Besuche gebildeter und vornehmer Fremden, die er namentlich während der preussischen Invasion annehmen mußte, waren dem kranken Dichter nur quälend. Die preussischen Prinzen Karl und Heinrich sprachen ihn oft und gern; der Letztere schenkte ihm sein Leibpferd, welches er in dem Treffen bei Freiberg geritten, und Friedrich II., der ihn 1760 in Leipzig zu sich rufen ließ, fand an seiner Unterhaltung so viel Geschmaç, daß er, der Verächter deutscher Literatur, ihn den »vernünftigsten aller deutschen Gelehrten“ nannte. Bei seinem überhand nehmenden Siechthum lehnte er die 1761 ihm angetragene ordentliche Professur der Philosophie ab; doch sicherten ihm die Unterstützungen, welche seine zahlreichen angesehenen Gönner ihm auf sehr zart sinnige Weise zukommen ließen, ein sorgenfreies Leben. Ein sanfter Tod endigte am 13. December 1769 die Körperleiden des werthen Mannes. Scllert war, nach Goethe's Schilderung, nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager; sanfte, etwas traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts — Alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Er vereinigte in sich alle schönen Eigenschaften des Geistes und Herzens; Bescheidenheit, Wohlwollen, Gottergebenheit und einen liebevollen, wohlthätigen Sinn. Vor den Frauen trug er eine eigene Scheu, die den schüchternen, freundlichen Mann eher wohl, als übel kleidete und ihn manchen gutmüthigen Neckereien aussetzte. Seine Schüler, denen er nicht nur ein

herrlicher Lehrer, sondern auch ein Vorbild der Tugend war, hingen mit Begeisterung an ihm. In seinen Schriften spricht sich ein edler Sinn für Recht und Sitte in gefälliger und naiver Weise, in seinen geistlichen Liedern ein tiefes, herzerwärmendes Gefühl der Frömmigkeit aus. Sie dürfen und werden nie veralten. Ueberall, wo es deutsche Ehre gilt, zunächst aber in dem Lande, das ihn gebar, hegte und begrub, wird sein Andenken heilig gehalten. Den Denkstein auf dem Leipziger Johannis-Kirchhofe, wo Gellert's Asche ruht, läßt kein Fremder unbefucht; zu Oberau, wo er einst im Schooße der von Miltitz'schen Familie glückliche Tage verlebte, nennen seine Lieblingsplätze, Gellertsruhe und Gellertsbrunnen, noch jezt seinen Namen; dem lieblichen Gartenwege bei Berggieshübel, wo Gellert mit seinem Freunde Rabener wandelte, blieb der Name des »Poetenganges«; Leipzig stellt Gellert's bisher im Universitätsgarten verstecktes Denkmal von Defor jezt auf dem schönsten Punkte seiner Promenaden, dem Schneckdenberge, auf, und die alte Gellert-Linde in seinem Geburtsorte Haynichen, wo seit 1819 auch eine milde Stiftung sein Andenken, recht im Geiste des Verklärten, verewigt, konnte (1833) zwar der Sturm entwurzeln; doch die tieferen Wurzeln, welche Gellert's Geist im deutschen Volke geschlagen, wird kein Sturm jemals berühren können.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Geboren 1724. Gestorben 1803.

Deutschland's erhabenster Sänger, dessen Lieder eine wärmere, gläubigere Zeit gebar, um eine kalte, zweifelgeneigte Zukunft zu beschämen, erblickte am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg das Licht. Sein Vater, der später als Commissionsrath ein Gut zu Friedeburg in der Grafschaft Mansfeld pachtete, wo Klopstock seine erste Erziehung genoß, war ein origineller Sonderling, der sehr viel auf Ahnungen und Teufelsbeschwörungen hielt. Die wunderlichen theosophischen Experimente dieses Mannes mögen vielleicht, in einer indirecten Wirkung, den Grund zu der ernsten, der Ewigkeit und ihren heiligen Mysterien zugewendeten Geistesrichtung seines Sohnes gelegt

haben. Auf dem Gymnasium zu Quedlinburg und auf der Schulpforte bei Naumburg wurde der Jüngling für die Wissenschaft vorbereitet. Schon hier entzündete sich sein dichterischer Geist an den großen Ruffern der Alten; ja er faßte bereits die Idee zu einem großen epischen Gedichte, in welchem König Heinrich der Städte-Erbauer verherrlicht werden sollte, das aber nicht über einige unbefriedigende Anfänge vorrückte. Festerer Form gewannen seine Ideen, seit er (1745) die Universität Jena besuchte, um Theologie zu studiren; die ersten Gesänge des »Messias« traten in's Leben. Bald behagte ihm das Treiben in Jena nicht mehr; er ging nach Leipzig, fand, indem er sich dem von Gärtner, Schlegel, Gieseke, Zacharia, Ebert, Sellert und A. gestifteten literarischen Vereine anschloß, neue, höhere Anregung, und ließ nun die ersten Gesänge des Messias in den, damals Epoche machenden »Bremer Beiträgen« erscheinen. Man verstand den jungen Sänger Anfangs nicht: die Proben wurden bald unverständlich gelobt, bald herzlos getadelt. Verwirrt und halb entmuthigt, schied er 1748 aus Leipzig und ward Hauslehrer in Langensalza bei dem ihm verwandten Weiße. Hier bemächtigte sich die Liebe seines Gemüthes; der Schwester seines Freundes M. E. Schmidt war es beschieden, dem Jünglinge die schmerzliche Seligkeit einer ersten Leidenschaft einzulösen, ohne sie zu erwidern. Fanny, die sich im Leben seiner Liebe grausam entzog, ward dafür ihm für die Unsterblichkeit vermählt; sie ward die Muse seiner Gesänge, die ihr Name und ihr Geist in idealer Verklärung so vielfach schmückt. Hatte Deutschland seinen »Messias« nicht alsogleich verstanden, so fühlte sich die Schweiz in ihren wechselnden religiösen Anregungen um so tiefer von dem erhabenen Gedichte berührt. Bodmer lud ihn von dort aus (1750) zu sich, und Klopstock ging dahin, seinen Schmerz und sein drängendes Sehnen in die Riesenwelt der Schweizerberge tragend. Doch Bodmer's Nüchternheit stieß ihn ab; nur ein Jahr hielt er es aus, dann kehrte er in seine Heimat zurück, um von Neuem den Wanderstab zu ergreifen. Der König Friedrich V. von Dänemark hatte ihn mit einem Gehalte von 400 Thalern nach Kopenhagen eingeladen, um dort in Ruhe seinen »Messias« zu vollenden, und getrost folgte er dem Rufe. Hamburg, wo er unterwegs verweilte, bot ihm Ersatz für die Schmerzen der ersten Liebe. Die geistreiche Meta (Margaretha) Moller, von ihm in seinen Gedichten unter dem Namen Sibli gefeiert, hatte schon längst den Dichter im Herzen getragen; seine Nähe erhob das Gefühl der Bewunderung zur Zärtlichkeit, und mitten in den Zerstreuungen und Ehren, welche Dänemark's Hauptstadt ihm bot, gedachte er ihrer, bis sie 1754 am Altare ganz sein Eigen

ward. Doch die Liebe hatte ihren Zorn an dem armen Dichter noch nicht erschöpft; schon nach vier Jahren legte er auf dem ländlichen Gottesacker zu Ottensee bei Hamburg seine Meta in's Grab, und weihte sie durch die einfache, schöne Grabschrift: »Saat, gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen« — für dort und hier der Unsterblichkeit. Sein edler Freund Bernstorff hielt den Tiefgebeugten aufrecht; ihm folgte er auch 1771, mit Beibehaltung seiner Pension und dem Titel eines Legationsrathes, auf seine Güter. Vier Jahre später lud ihn der Markgraf Friedrich von Baden nach Karlsruhe. Klopstock ging dorthin, fand Auszeichnung und Ehre, aber, ein Kind des Nordens, sehnte er bald sich zurück zu dem tiefen, erhebenden Ernste seiner heimatlichen Natur. Gern ließ man den Dichter gewähren, und, mit dem Titel eines Hofrathes und einem lebenslänglichen Gehalte begnadigt, kehrte er wieder nach Hamburg. Da loderte vom Westen her die dunkle Glut der Revolution. Klopstock, noch immer leicht erregt und für jeden Schein einer großen Idee empfänglich, langte begierig nach diesen Flammen, wie das Kind nach dem Lichte. Aber schnell enttäuscht, erkannte er noch zu rechter Zeit das schillernde Ungeheuer, und durch mahnende Strafgefänge beschämte er sich selbst für die voreilige Begeisterung. Den Lebensabend des Greises verschönte die liebevolle Sorgfalt seiner Freundin, Frau von Winthem, welche 1791 seine zweite Gattin geworden war. Gottergeben und heiter, wie sein Dasein, war sein Tod (14. März 1803). Ganz Hamburg war bemüht, das Begräbniß des Dichters des »Messias« würdig zu verherrlichen; man senkte ihn ein an der Seite seiner treugeliebten Meta. — Frömmigkeit, Biederkeit und glühende Vaterlandsliebe waren Grundzüge seines Charakters; er haßte Schmeichelei und Kriecherei, und vermied, wo er konnte, den Umgang mit Großen, wie gern und achtungsvoll sie auch sich ihm zu nähern pflegten. Am liebsten war ihm der Umgang mit gleichgestellten und gleichgestimmten Freunden, im Schooße der freien Natur; dort erst lebte er wahrhaft auf, dort war er munter und warm. Gewandt und rüstig, hielt er viel auf körperliche Bewegungen, war ein tüchtiger Reiter und that es im Schlittschuhlaufen Allen zuvor. Als Dichter wurde er für die Richtung des deutschen Geschmacks entscheidend; indem er sich der beiden Hauptideen der antiken Welt, Vaterland und Religion, freilich nicht mit der ganzen Fülle und Anmuth der Alten, bemächtigte, brachte er die abgelebte französisch-schlesische Schule und die Hesperie zum Verstummen, und der deutschen Sprache, die sich im Nüchternen und Kleinlichen zu verlieren drohte, verlieh er neuen Schwung und neue Kraft, wenn gleich sein Styl nicht frei von Manier war, und seine Abnei-

gung gegen den Reim auf Einseitigkeit hinauslief. Sein größtes Werk ist der „Messias.“ Zwar entspricht die duldbende Hingebung des göttlichen Helden dieses Gedichtes nicht eigentlich den epischen Zwecken; auch vermag der Dichter, wie groß und erhaben er auch immer bleibt, doch nicht so weit die menschliche Natur zu bewältigen, daß er durch die stete andächtige Spannung, in welcher er den Leser vom Anfange bis zum Ende des langen Gedichtes zu erhalten bemüht ist, nicht umgekehrt zuweilen Abspannung und Erschlaffung bewirken sollte. Seine nordisch-mythologischen Vardiete, wo er antiken Ernst und scandinavische Abenteuerlichkeit auf eine Weise zu vermählen sucht, die kaum gelingen konnte und daher auch im Allgemeinen nicht gelang, athmen gewisse hyper-germanische Tendenzen, welche, was er wohl nicht ahnen mochte, in späterer Zeit und von anderen Dichtern noch mehr auf die Spitze gestellt worden sind. Dagegen bleiben seine „Eden“ und seine „geistlichen Lieder“ in ihrer Art unerreichte Muster, die nicht nur durch die feurige Erhabenheit der Gedanken unseren Geist zur Andacht emporflügeln, sondern auch durch den majestätischen Wohlklang der Sprache, mächtig und harmonisch, wie der Vollton einer Orgel, über unsere Sinne und unser Gefühl gebieten.

Franz I.

König von Frankreich.

Geboren 1494. Gestorben 1547.

Dieser Fürst, in welchem alle Eigenthümlichkeiten, alle Tugenden und Gebrechen des untergehenden Ritterthums noch einmal aufstauhen, der vor uns steht, anmuthig und grell zugleich beleuchtet in dem Abendstrahle des sinkenden mittelalterlichen Heroismus, kam den 12. September 1494 zu Cognac, einem Städtchen an der Charente, zur Welt. Seine Eltern waren Karl von Orleans, Herzog von Angoulême, König Ludwig's XII. leiblicher Vetter, und die in Frankreich's Geschichte bekannte Louise von Savoyen. Zwei Jahre alt, verlor er seinen Vater durch den Tod, und erhielt am königlichen

Hofe eine ritterliche Erziehung. Frühzeitig offenbarte sich sein feuriges, unruhiges Temperament, das, für gute und üble Eindrücke gleich empfänglich, sich bildsam, aber auch wehrlos in die Hände seines Erziehers gab. Der König Ludwig schenkte ihm das Herzogthum Valois, und vermählte ihn schon 1514 mit seiner Tochter Claudia. Frühzeitig wohnte er den Feldzügen gegen die Spanier und in der Picardie gegen die Engländer bei, ohne daß sein thätendurstiger Muth Befriedigung gefunden hätte. Da rief ihn Ludwig's Tod (1. Januar 1515) auf den Thron von Frankreich. Nach Ruhm und Ländererwerb begierig, führte er die Absichten seines Vorgängers auf Mailand weiter aus, zog nach Italien, und erfocht am 13. September 1515 den glänzenden Sieg bei Marignano, welcher einen Vertrag mit dem Papste und den Frieden mit den Schweizern zur Folge hatte, die nunmehr den König als Herzog von Mailand, Grafen von Asti und Herrn von Genua anerkannten. Auch der in Italien gegen den Kaiser fortgesetzte Krieg wurde 1516 durch den Vertrag von Noyon mit dem Könige Karl I. von Spanien (als deutscher Kaiser Karl V.), und 1518 durch den Frieden mit dem Kaiser Maximilian geendigt; zu Freiburg aber wurde den 29. November 1516 mit den Schweizern der sogenannte ewige Friede geschlossen. Als 1519 der Kaiser Maximilian starb, bewarben sich am eifrigsten Karl von Spanien und Franz I. um die deutsche Krone. Jenem ward sie zu Theil, und somit war der Apfel der Zwietracht zwischen die beiden Bewerber geschleudert. Franz schloß sich an König Karl VIII. von England an, und benutzte die in Spanien ausgebrochenen Unruhen dazu, den Sohn des verstorbenen Königs von Navarra, Heinrich d'Albret, in sein von den Spaniern ihm vorenthaltenes Erbe wieder einzusetzen. Ein französisches Heer unter Heinrich de Foix rückte in Navarra ein; Pampelona, die Hauptstadt, ergab sich, und bald war ganz Navarra erobert, mußte jedoch, nach der Niederlage der Franzosen bei Pampelona am 30. Juni 1521, wieder geräumt werden. Nun erst begann der eigentliche Krieg zwischen Franz I. und dem Kaiser. Die Kaiserlichen nahmen Rouzon, belagerten jedoch vergeblich das von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, verteidigte Mézières, zogen unter Verwüstungen in die Picardie, und bei Annäherung der Franzosen nach Valenciennes zurück. Franz setzte zwar am 22. October 1521 über die Schelde, doch hintertrieb die Abneigung seiner Gemalin die zweckmäßigen kriegerischen Entwürfe des Connetable von Bourbon, und eine Hauptschlacht unterblieb. Auch in Spanien war das Glück der französischen Waffen nur vorübergehend. Trüber noch gestalteten sich die Dinge im Jahre 1522. Kaiser Karl und Heinrich VIII. hatten ein Bündniß geschlossen; ein

englisches Heer drang in Frankreich ein, und zog sich nur unter Verheerungen wieder zurück; in Italien brach Empörung gegen die Franzosen aus, und das Glück begünstigte die Waffen der Verbündeten, bis der Tod des Papstes Leo X. auf kurze Zeit das Gleichgewicht herstellte. Aber die unglückliche Schlacht bei dem Schlosse Bicoca (22. April 1522) entriß den Franzosen den Besitz Italiens, und 1523 standen Italien, Deutschland, Spanien und England vereinigt in Waffen gegen Frankreich, dem nur Schottland, die schweizerischen Söldner und Savoyen zur Seite waren. Des Connetable's Abfall von der französischen Sache steigerte die Noth des Königs; des Ersteren Ersatzmann, der Admiral Bonnivet, genügte nicht. Franz brach in Person nach Italien auf; Mailand, mit Ausnahme der von den Kaiserlichen besetzten Citadelle, wurde ohne Widerstand genommen, und Pavia belagert. Vier Monate lagen die Franzosen vor der Stadt; da rückte das kaiserliche Heer zum Entsatz heran, und am 24. Februar 1525 wurde die Entscheidungsschlacht bei Pavia geschlagen, welche mit einer völligen Niederlage der Franzosen endigte. Franz I. verrichtete Wunder der Tapferkeit, die von Freunden und Feinden angestaunt wurden; er kämpfte als der tapferste Mann in seinem Heere, und suchte den Tod, der ihn floh. An Stirn, Hand und Schenkel verwundet, war er nicht länger fähig zum Widerstande. Von Feinden umringt, weigerte er sich dennoch, seinen Degen dem Offiziere des Connetable, als eines Verräthers an Frankreich, zu übergeben. Erst als der Vizekönig von Neapel herbeikam, übergab ihm Franz seinen Degen mit den Worten: »Nehmen Sie den Degen eines Königs, der des Lobes würdig ist; denn ehe er ihn verlor, hat er das Blut der Ihrigen damit vergossen; nicht Feigheit, das Mißgeschick machte ihn zu Ihrem Gefangenen!» Seiner Mutter aber schrieb er die ritterlichen Worte: »Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!» Nachdem der königliche Gefangene mehrmals seinen Aufenthalt gewechselt hatte, wurde er nach Madrid geführt. Er hoffte, durch mündliche Besprechung mit Karl V. denselben zu milderen Bedingungen zu stimmen; aber dieser weigerte sich, ihn zu sehen, bevor nicht die Punkte des Friedens in Richtigkeit gebracht sein würden. Nach mancherlei Verhandlungen, bei welchen Franz I. auch als Gefangener große Standhaftigkeit bewies, wurde endlich am 14. Januar 1526 zu Madrid der Friede unterzeichnet. Er gab dem Könige die Freiheit zurück, legte ihm aber die härtesten Bedingungen auf, für deren Erfüllung er seine beiden jüngsten Söhne als Geiseln stellen mußte. Franz erklärte, an jene Bedingungen, die ihm im unfreien Zustande gestellt worden, nicht gebunden zu sein, und trat der von den italienischen Staaten wider

den Kaiser geschlossenen heiligen Ligue bei, an deren Spitze der Papst stand. Vermöge eines 1527 zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Tractates, rückte ein französisches Heer unter Lautrec nach Italien, besetzte einen Theil der Lombardie, und befreite dadurch den von den kaiserlichen Truppen eingeschlossenen Papst. Der Kaiser war geneigt zum Frieden, und forderte, da Franz seine Ansprüche zu hoch spannte, diesen zum persönlichen Zweikampfe heraus, den derselbe unbegreiflicher Weise ablehnte. Eine ansteckende Krankheit, welche die Reihen der Franzosen in Italien lichte, stimmte den König nachgiebiger, und 1529 kam der Friede von Cambrai zu Stande, in welchem Franz seinen Ansprüchen auf Italien entsagte, seine Söhne zurück erhielt, und sich mit Eleonoren, verwitweten Königin von Portugal und Kaiser Karl's Schwester, vermählte. Der lange Krieg hatte Frankreich's Kräfte erschöpft, und Franz mußte vorläufig auf alle größeren Pläne verzichten; doch brachte er 1532 die Vereinigung des bisher noch in gewisser Beziehung unabhängigen Herzogthums Bretagne mit der Krone zu Stande, und verwendete die Zeit des Friedens zu Wiederherstellung eines geordneten Finanzsystems und zur Belebung der Künste und Wissenschaften. Der kinderlose Hintritt des Herzogs von Mailand, durch welchen dessen Land als erledigtes Lehen dem Kaiser zufiel, gab die Lösung zu neuen Feindseligkeiten. Der Wunsch, den Kaiser nicht zu mächtig in Italien werden zu lassen, führte zu Unterhandlungen und endlich zum Kriege. Man focht mit abwechselndem Glücke, bis am 30. Juni 1537 zu Bonny ein zehnmonatlicher, und am 15. Juni 1538 ein zehnjähriger Waffenstillstand erfolgte. Im December des folgenden Jahres reiste der Kaiser durch Frankreich, und von mehrern Seiten drang man in Franz I., diese Gelegenheit, sich seines Gegners zu bemächtigen und ihm Bedingungen aufzudringen, nicht vorübergehen zu lassen; doch Franz wies mit königlichem Sinne diese unedle Handlung von sich. Die Niedermordung französischer Gesandten in Italien durch unbekannte Veranlassung 1541, führte im folgenden Jahre zu neuem Kriege. Der König, nachdem er einen Aufstand in Rochelle durch schnelles Einschreiten unterdrückt hatte, zog in Person nach Flandern und eroberte mehrere Plätze. Auch diesmal neigte sich das Glück abwechselnd auf diese und jene Seite, bis der Friede von Crespy am 18. September 1544 die Feindseligkeiten einstellte. Gegen England kriegte man zur See und zu Lande, ohne entscheidende Erfolge von einer Seite; die Unterhandlungen zu Ardres und Guines bewirkten am 7. Juli 1536 den Friedensschluß. Häusliches Unglück, der Verlust zweier Söhne und seines Verwandten, des tapferen Enghien, beugten in der letzten Zeit des

Ludwig XIV.

Königs Seele nieder; auch der Tod Heinrich's VIII., der ihm persönlich lieb gewesen, erfüllte ihn mit Kummer, und am 31. März 1547 machte ein schleichendes Fieber seinem Leben ein Ende. — Franz war, bei allen Fehlern seiner Politik und seiner übereilten Eroberungssucht, großmüthig, offen und leutselig, der galanten Liebe, doch auch der ernststen Freundschaft zugänglich. Er schätzte die Wissenschaften und Künste, nahm ihre aus dem, durch den Halbmond verheerten Griechenland fliehenden Trümmer freigebig in Frankreich auf, und wurde daher, obschon er selbst nur oberflächliche Kenntnisse besaß, der Vater der Wissenschaften genannt. Unter seinen Auspicien wurde durch den Seefahrer Cartier 1534 Canada entdeckt, auch stiftete er das königliche Collegium, und legte den Grund zu der Bibliothek von Paris. Dem Staatsmanne ist in ihm viel vorzuwerfen; doch den König und Ritter nennt Frankreich noch jetzt mit Stolz und Liebe.



Ludwig XIV.

König von Frankreich.

Geboren 1638. Gestorben 1715.

Als ein Geschenk des Himmels gepriesen, trat Ludwig (5. September 1638) in die Welt; denn durch zwei und zwanzig Jahre hatten seine Eltern, König Ludwig XIII. und Anna von Oesterreich, in unfruchtbarer Ehe gelebt, als jener »Dien-donné« ihnen geboren wurde. Als sein Vater am 4. Mai 1643 aus der Welt schied, war Ludwig erst fünf Jahre alt, und folgte jenem, unter der Vormundschaft seiner Mutter, auf dem Throne. Seine Erziehung leitete hauptsächlich Mazarin, der, von Selbstsucht getrieben, ihn weniger zum Herrscher, als zum Krieger zu bilden bemüht war. Nachdem Ludwig das vierzehnte Jahr erfüllt hatte, wurde er mündig erklärt, und übernahm die Regierung selbst, doch nur dem Namen nach, da seine Mutter und Mazarin sich in die Regierungsgeschäfte theilten. Als Mazarin 1661 starb, waren bereits die Unruhen der Fronde gedämpft, der Friede von Münster, wodurch

Frankreich von Oesterreich das Elsaß und den Sundgau, vom deutschen Reiche die Bestätigung der Oberhoheit über Metz, Verdun und Toul erhielt, 1648 geschlossen, und endlich auch dem langwierigen Kriege mit Spanien durch den pyrenäischen Frieden (7. November 1659) ein Ende gesetzt worden, wonach, außer einem Theile Flandern's, auch die Graffschaften Roussillon und Artois an die Krone Frankreich fielen, und außerdem die Vermählung Ludwig's XIV. mit der Infantin Maria Theresia von Spanien, Tochter Philipp's IV., festgesetzt wurde. Ueberdies war schon zu Richelieu's Zeiten die königliche Gewalt so gut wie unumschränkt, der Einfluß der Stände zu einem bloßen Namen geworden, und ein kriegsgewöhntes Heer stand bereit, den Befehlen des Herrschers Nachdruck zu geben; Umstände, die Ludwig's gebieterischer Sinn nach Kräften benutzte. Um dem kläglichen Zustande der Staatsklassen aufzuhelfen, berief er, an Fouquet's Stelle, Colbert zum Oberaufseher der Finanzen, und dieser, obgleich er theils wegen Ludwig's Verschwendung, theils wegen der kostspieligen Plane des Kriegsministers viele Maßregeln ergriff, die ihn unbeliebt machen mußten, brachte dennoch Ordnung in die Finanzen. Die Armeen wurden besser disciplinirt und geordnet, eine Marine geschaffen, die bisher vernachlässigten Manufacturen gehoben, das ganze Staatswesen Frankreich's geregelt. Kaum war so nach Innen eine bessere Ordnung hergestellt, als Ludwig's thätiger und unruhiger Geist nach Außen hin blickte, begierig, von der neu befestigten Macht Gebrauch zu machen. Den Papst nöthigte er, indem er eine dem französischen Gesandten in Rom widerfahrene Beleidigung zum Vorwande nahm, dadurch zu einem Vergleiche, daß er in Avignon einzog und eine Armee an die italienische Gränze schickte. Vom Herzoge von Lothringen kaufte er Marsal, und vom Könige von England den wichtigen Hafen von Dünkirchen, fiel nach Philipp's IV. Tode 1667 vertragswidrig in die spanischen Niederlande ein, bemächtigte sich aller festen Plätze in Flandern, und eroberte 1668 Franche-comté. Gegen solche Gewaltgriffe und Treulosigkeiten schlossen Holland und England, vor Kurzem noch Feinde, in Vereinigung mit Schweden 1668 die Triple-Allianz, und Ludwig mußte noch im nämlichen Jahre, zufolge des Racher Friedens, die Franche-comté zurückstellen, wogegen er die in Flandern genommenen Plätze behielt. Aber seinen herrschsüchtigen Entwürfen treu, verständigte sich Ludwig mit England und Schweden, warb in Holland eine Partei, und fiel 1672 mit einem großen, trefflich angeführten Heere in Holland ein. Seinem Beispiele schlossen sich, in Folge seiner Umtriebe, Baiern und mehrere kleinere Mächte an; auch England und Schweden hatte Ludwig's Gold

geblendet; Ersteres erklärte der Republik den Krieg, Letzteres verweigerte fernere Unterstützung. So gelang es Ludwig, in kurzer Zeit nicht nur das ganze feste Land diesseits des Rheines, sondern 1672 auch Utrecht, Geldern, Naarden und andere Plätze zu erobern. Jetzt erhoben sich aber das Reich, Spanien, Lothringen, Brandenburg und Dänemark, zuletzt auch England drohend gegen den Eroberer. Ungeachtet der Siege Turenne's, mußten später die Franzosen über den Rhein zurückweichen; doch in Franche-comté, Roussillon und Sicilien behaupteten sich ihre Waffen siegreich. Ludwig, so vielen Feinden nicht gewachsen, griff abermals zu dem Mittel der Bestechung und der List. Er ertrugte und erlittete zu Nymwegen 1678 den Frieden mit Holland, welchem auch Spanien beitrug, und im folgenden Jahre mit dem Reiche, mit Schweden, Brandenburg und Dänemark. Aber unfähig, seine Erwerbspläne aufzugeben, auf seine großen Feldherren und seine Armeen pochend, errichtete er in Metz, Breisach, Besançon und Tournay sogenannte Reunionskammern, welche auszumitteln hatten, was jemals Zubehör des französischen Gebietes gewesen sei. Was diese Kammern als solches Zubehör ansahen, davon nahm Ludwig sofort auf die gewaltsamste Weise Besitz, und so machte er sich zum Herrn von Lauterbach, Germersheim, Falkenburg, Zweibrücken, Beldenz, Saarbrücken, ferner von einem Theile des Herzogthums Luxemburg, Brabant und Flandern, und endlich, vermöge eines plötzlichen Ueberfalls den 30. September 1681, auch von Straßburg. Europa war empört über solche Gewaltthatigkeit, doch keine strafende Hand wagte sich gegen ihn zu erheben; ungehindert nahm Ludwig noch Luxemburg weg, fiel in Catalonien ein, und ließ Trier schleifen. Holland, von Allen aufgegeben und verlassen, mußte sich 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand bieten lassen, welchem das Reich und Spanien beizutreten gezwungen waren, und nach welchem Frankreich sowohl Luxemburg, als auch Alles, was die Reunionskammern ihm zugesprochen hatten, erhielt. Ludwig's Macht hatte ihren Höhepunkt erreicht. Aber ein harter Schlag für ihn war Colbert's Tod, der durch künstliche Finanzmachinationen nicht nur die Mittel für Ludwig's ungeheure Unternehmungen und Bedürfnisse ausfindig gemacht, sondern auch, durch weise Begünstigung der Industrie, des Manufakturwesens und technischer Künste, für Frankreich neue Quellen des Wohlstandes eröffnet hatte. Sein Nachfolger Louvois und des Königs Geliebte, die berühmte Maintenon, brachten Ludwig dahin, das Edict von Nantes zu widerrufen und die Protestanten zu verfolgen. Dies hatte die Wirkung, daß gegen 500,000 der gewerbsleißigsten Menschen auswanderten, Frankreich's Industrie eine plötz-

liche Lähmung erlitt und nicht mehr die nöthige innere Kraft besaß, die Lasten neuer Kriege zu tragen. Kaum war 1685 mit dem Hintritte des Kurfürsten von der Pfalz die dortige simmern'sche Kurlinie ausgestorben, als Ludwig sogleich die Ansprüche seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, auf die pfälzische Allodialerbschaft geltend machte, wozu noch die streitige kölnische Kurfürstenwahl kam, bei welcher er den Bischof von Straßburg unterstützte. 1688 erklärte daher Ludwig den Krieg an Deutschland, so wie unmittelbar darauf an Holland und England, dessen Thron Wilhelm von Oranien eingenommen hatte, zu Gunsten Jakob's II., und 1691 an Savoyen und Spanien, welche auf der Seite des Kaisers standen. Unter ungeheuren Zurüstungen schwang Frankreich durch neun Jahre gegen halb Europa sein Erobererschwert, und blieb zu Lande wie zur See fast immer Sieger. In der Pfalz wüthete Louvois Vertilgungssystem, und auf seinen Befehl sanken 1689 hier elf Städte in Asche; in den Niederlanden siegte der Marschall von Eurenburg bei Fleurus, Steenirkten und Neerwinden; mit dem beinahe ganz unterjochten Savoyen kam 1689 ein Separatfriede zu Stande; auch in Spanien kämpfte Ludwig's Heer mit Erfolg, und 1697 fiel dort Barcellona in seine Gewalt, während zur See der große französische Admiral Tourville 1690 siegte, und 1692 Holland's und England's vereinigte Flotte bei La Hogue der französischen Seemacht den Dreizack entwand. Trotz aller Siege drohte Frankreich in schrecklicher innerer Erschöpfung sich aufzureiben; sein Finanzsystem war in seinen Grundfesten erschüttert. Dies und die bevorstehende Erledigung des spanischen Thrones, wobei Ludwig mit Spanien auf freundschaftlichem Fuße zu stehen wünschte, stimmte ihn zu scheinbarer Nachgiebigkeit, und zu Ryswyk schloß er daher 1697 mit England, Holland, Spanien und dem Reiche auf billige Bedingungen Frieden, doch nur, um im spanischen Erbfolgekriege mit verstärkter Anstrengung von Neuem auf den Kampfplatz zu treten. Wiederum stand Frankreich im Kampfe gegen die bedeutendsten Mächte Europa's; unermesslich war der Kraftaufwand und die Erbitterung auf beiden Seiten; aber das in sich schwer erschöpfte Frankreich vermochte selbst bei der krampfhaftesten Anstrengung kaum die Mittel des Krieges zu erschwingen. Ludwig sah sich genöthigt, sein eigenes Silbergeräthe in die Münze zu schicken. Der erste Friede zu Utrecht 1713, von welchem nur das siegreiche Oesterreich sich noch ausschloß, und der zweite zu Raastadt und Baden 1714, in welchem auch Oesterreich die Waffen niederlegte, endigten jenen verderblichen Krieg, der Frankreich's und Ludwig's Macht gebrochen, den früher unumschränkten Monarchen gedemüthigt, sein Reich

entvölkert, dessen Wohlstand aufgezehrt, die Kassen geleert und den Handel vernichtet hatte. Ein Jahr nach dem Frieden mit Oesterreich, den 1. September 1715, starb Ludwig, auch im Tode jenen strengen Anstand behauptend, den er sich im Leben eigen gemacht hatte. Eine Schuldenlast von 900 Millionen Franken hatte er sich in Frankreich als Monument aufgethürmt. Seiner unbegrenzten Herrschsucht und Ruhmgier war jedes Mittel gleich, das zum Ziele führte, und nie spielte die Politik eine treulosere Rolle, als durch ihn. Wie er durch Kriege und Verschwendung Frankreich's Nationalkraft untergrub, es mit Europa verfeindete, so erschütterte er auch durch lockeren Wandel die Heiligkeit der Sitte und des Volkes moralisches Gleichgewicht, das erst, nachdem es die späteren Stürme der Revolution durchgetobt hatte, allmählig sich selbst wiederfand. Frankreich's Kriegskunst hob er durch große Feldherren und stäte Waffenübung; aber durch das räuberische System, das seine Heere im Feindeslande befolgen durften, wurde gleichwohl die Mannszucht in der Armee untergraben. Eitel, wie er war, ließ er sich gern von den Künsten und Wissenschaften huldigen und sich ihren Beschützer nennen; aber er begünstigte sie nur, so weit sie sich von seinen Launen und seinem einseitigen Geschmack lenken ließen. Der steife, wahrheitentfremdete, überladene und affectirte Styl in der plastischen Kunst, der noch jetzt seinen Namen (*à la Louis XIV.*) führt, das Rococo mit seinen mannigfachen Unformen, die französische Gartenkunst mit ihrem naturwidrigen Gepräge, sind noch jetzt Zeugen der falschen und gleißenden Geschmacksrichtung, welche er theils weckte, theils anerkannte und förderte. Seine Zeit, wo Schmeichelei oder Furcht die Weltgeschichte dictirten, hat ihm den Namen des Großen beigelegt; aber spätere Zeiten haben denselben vergessen, und gerechter Tadel trifft das Andenken eines Mannes, der so unablässig Europa's Ruhe störte, und nicht nur über andere Völker, sondern auch über Frankreich selbst so viele Leiden brachte.



Daniel O'Connell.

Geboren 1774.

Der »Agitator«, wie die Whig's, der »Bettlerkönig«, wie die Tories, der »Befreier«, wie die Irländer ihn nennen, soll, der Sage nach, von alten irischen Königen abstammen, die in den blutigen Kämpfen des anglo-normannischen Einfalls eine große Rolle spielten. Er kam in dem südwestlichen Theile Irland's, zu Karhen in der Grafschaft Kerry, zur Welt, wo sein Vater als Pächter sich nährte, und die Erziehung seines Sohnes einem jener alten begeisterungsvollen, strengen, von heißer Vaterlandsliebe erfüllten Priester anvertraute, deren man in Irland so viele findet. Später studirte Daniel in Löwen, St. Ouen und Douai, wo für katholische Iren besondere Collegien vorhanden waren; er machte jedoch in der Kunst des Faustkampfes bessere Fortschritte, als in den Wissenschaften, brachte darauf zu London die gewöhnliche Zeit in der Rechtsschule des Middle Temple zu, um die Befugniß zur praktischen Ausübung der Rechtswissenschaften zu erlangen, und wurde 1798 vor dem Gerichtshofe der königlichen Bank zu Dublin als Advocat zugelassen. In einem dortigen Advocatenvereine, der sich gebildet hatte, um gegen den Act der Union zu protestiren, trat D' O'Connell damals zuerst als Redner auf. Der blutige Ausgang der letzten Aufstände schüchterte die Gemüther dergestalt ein, daß lange an keine neue politische Bewegung zu denken war. 1809 aber traten in Dublin einige Männer zusammen, um gemeinschaftlich für die Befreiung ihres Volkes zu wirken, und in einer am 24. Mai von ihnen abgehaltenen Versammlung hielt D' O'Connell eine kühne und feurige Rede, welche die Bedrückungen schilderte, die auf Irland lasteten, und auf die Mittel hinwies, sich von der tiefen Erniedrigung zu erheben. Mit diesem Tage begann die Wiederbelebung des halb erstorbenen irischen Volksgeistes, so wie D' O'Connell's Einfluß bei allen Berathungen irischer Volksfreunde seitdem der vorherrschende war. Er entwickelte eine beispiellose Thätigkeit, und die katholische Religion fand in ihm den kraftvollsten und umsichtigsten Vertheidiger gegen die Umgriffe und die Unduldsamkeit der protestantischen Kirche. Seine Sprache war immer kühn, heftig, oft auch

beißend und beleidigend. Sein Angriff auf die aus wüthenden Drangemännern zusammengesetzte Corporation der Stadt Dublin zog ihm 1813 ein Duell mit dem Alderman d'Eslerre zu, in welchem er seinen Gegner tödtete, seitdem aber das Gelübde that, nie wieder einen Zweikampf anzunehmen. Ungeachtet seiner Anstrengungen verflossen doch gegen zehn Jahre, ohne daß etwas Entscheidendes für Irland's Wohl ausgerichtet wurde. Als nun auch nach Georg's IV. Thronbesteigung die von ihm für jenes Land erwarteten Segnungen ausblieben, entwarf D'Connell 1823 zuerst den kühnen Plan, der Regierung im gesetzlichen Wege ein Princip entgegenzusetzen, welches Schutz gegen ungerechte Bedrückung gewähre. Er stiftete einen Verein, die Catholic association, in welchem jedes Mitglied zu Förderung der gemeinsamen Zwecke monatlich einen Penny beizusteuern hatte. Trotz der Geringfügigkeit dieser Einzahlung kamen, da dem Vereine die ganze Masse des katholischen Landvolkes, so wie der Handwerker in den Städten beifiel, ansehnliche Summen zusammen, und die ganze Nation war bereit, jeden Wink, den sie von den Leitern des Vereines erhielt, als den Befehl ihrer höchsten Behörde zu vollziehen. D'Connell, als Seele des Vereines, benutzte dessen Kräfte mit größter Emsigkeit. Er ließ in allen größeren Städten des Landes Journale zu Verttheidigung der Volksache gründen, und die Berathungen der katholischen Association, gleich Parlamentsverhandlungen, gedruckt im Lande vertheilen. Auch wurden in allen Theilen des Landes öffentliche Versammlungen gehalten, in denen die Beschwerden des Volkes mit feuriger Beredsamkeit auseinandergelegt, und die Massen durch die stete Hinweisung auf ihr numerisches Uebergewicht zum Selbstvertrauen geweckt wurden. In England veranlaßte der Einfluß, den der katholische Verein unter D'Connell's Leitung gewann, Besorgniß, und da kein Gesetz bestand, welches man gegen den Verein hätte anwenden können, so wurde 1825 eine besondere Parlamentsacte zur Unterdrückung desselben erlassen. D'Connell, durch den unglücklichen Ausgang früherer Aufstände gewarnt, die Irland's Schicksal immer nur verschlimmert hatten, hielt sich jederzeit streng innerhalb des Gesetzes und friedlicher Mittel, und zögerte daher nicht, zufolge jenes Parlamentsbeschlusses die katholische Association aufzulösen, aber nur um sie, unter einem andern Namen und mit einer andern Einrichtung, welche die Bestimmungen der Parlamentsacte nicht trafen, in demselben Augenblicke wieder herzustellen. Als 1828 der Parlamentsstich für die Grafschaft Clare erliebigt worden war, kündigte D'Connell zum allgemeinen Erstaunen, obschon nach der bestehenden Gesetzgebung als Katholik vom Parlamente ausgeschlossen, sich in einer

Adresse an die Wähler von Clare als Mitbewerber an. Nur die Macht, welche er in der Volksgunst besaß, konnte unter so erschwerenden Umständen ihm den Sieg bereiten. Die katholischen Pächter protestantischer Gutsbesitzer, von deren Gunst oder Ungunst ihre ganze Existenz abhing, erschienen vor den Hustings, und stimmten gegen den Schützling ihrer Herren und für D'Connell, der mit großer Stimmenmehrheit gewählt wurde. Die Regierung sah sich dadurch zu einem wichtigen Zugeständnisse genöthigt; die lange verweigerte Emancipation der Katholiken wurde bewilligt, und mit dieser Maßregel brach ein neuer Zeitraum in der Geschichte Irland's und ein neuer Abschnitt in D'Connell's Leben an. Zwar verhinderte den Letzteren eine besondere Klausel in der Emancipationsbill, seinen Platz im Parlamente zufolge der letzten Wahl einzunehmen, doch nur momentan; denn als eine neue Wahl ausgeschrieben wurde, meldete sich kein Mitbewerber neben D'Connell, und dieser wurde daher einstimmig wieder erwählt. Man hatte gemeint, daß er, bisher nur auf eine Beredsamkeit hingewiesen, welche auf den großen Haufen wirkte, im Parlamente als Redner sich nicht geltend zu machen verstehen würde. Als er aber zum ersten Male in dem Hause der Gemeinen das Wort nahm, mußten selbst seine erbittertsten Gegner zugeben, daß er auch als parlamentarischer Redner neben den ersten und ausgezeichnetsten Wortführern seine Stelle einnehme. Man hatte gehofft, daß durch die Katholiken-Emancipation Irland auf lange Zeit beschwichtigt sein werde; aber D'Connell hatte nur Zeit gewinnen wollen, um sich erst mit den Verhältnissen genauer bekannt zu machen, und im Sommer 1830, noch vor der Julirevolution, begann er von Neuem die Gemüther aufzuregen, indem er zuerst das kühne Wort »Repeal« aussprach, womit er die Aufhebung der Union Irland's mit Großbritannien bezeichnete. Diese wollte er als das einzige Mittel erkannt wissen, von welchem das irische Volk Abstellung seiner Beschwerden zu hoffen habe. Deshalb zur Verantwortung gezogen, entging er nur durch die Gewandtheit, mit welcher er alle Hilfsmittel seiner Rechtskenntniß geltend machte, den Folgen der unausbleiblichen Verurtheilung. Gleichwohl unterstützte er in dem großen Kampfe um die Parlamentsreform die Regierung mit Eifer und Redlichkeit, ohne sein repealistisches Ziel jemals aus den Augen zu verlieren. Mittlerweile war die ganze Insel in fortwährender Bewegung; allenthalben wurden Volksversammlungen gehalten und die Trennung von England mit leidenschaftlichem Ungestüm gefordert. D'Connell, vorsichtig und klug, erklärte stets auf das Bestimmteste, daß er die Aufhebung der Union nur auf gesetzlichem Wege erwirken wolle; auch hütete er sich wohl,

diese Forderung unbedingt zu stellen; er verlangte nur Gerechtigkeit für Irland, Gleichstellung der Iren mit den Engländern in allen politischen Rechten, und nur deshalb, weil eine solche Gleichstellung von dem britischen Parla- mente nie zu erwarten war, drang er auf Aufhebung der Union. Trotz dem, daß die Regierung durch die sogenannte irische Zwangsbill die Behörden mit außerordentlichen Vollmachten versah, setzte D'Connell durch seine und des irischen Volkes Beharrlichkeit die Abstellung der Zehnten durch, welche bisher die katholischen Iren der protestantischen Sincurekirche zahlen mußten, und hintertrieb den Versuch des aufgelöseten Torykabinet's, auf's Neue zur Gewalt zu kommen. Als mit Lord Melbourne die Whig's wieder an die Spitze der Verwaltung traten, sahen sie die Nothwendigkeit ein, sich mit D'Connell zu verständigen und ihn in ihr Interesse zu ziehen, was jedoch nur dadurch möglich wurde, daß sie die Forderungen bewilligten, die er für Irland erhob, nämlich Einführung einer für Katholiken und Protestanten gleich gerechten Verwaltung, Aufhebung der Zehnten und Abstellung einer Menge seit Jahrhunderten bestehender Mißbräuche, welche auf dem irischen Volke lasteten. Er bewies bei diesen Verhandlungen Mäßigung und Willigkeit. Dennoch wurde bei weitem die Mehrzahl der Maßregeln, welche die Regierung von da an in Verbindung mit D'Connell zu Verbesserung der Zustände Irland's in Vorschlag brachte, durch den Widerstand des Hauses der Lords vereitelt; aber manche Vortheile mußten zugestanden werden, und D'Connell nahm, was eben geboten wurde, gern auf Abschlag an. Er hauptsächlich war es, der, dem Einflusse der Aristokratie und dem nicht weniger mächtigen der anglikanischen Kirche gegenüber, seit 1835 die Whig's in der Gewalt erhielt. Nur von Zeit zu Zeit brachte er die Frage der Aufhebung der Union wieder in Anregung, so im Jahre 1836, wo er die Generalassociation, und 1838, wo er den Precursor-Verein stiftete, und 1840 drang er mit Entschiedenheit auf Herstellung eines selbstständigen Parlaments für Irland. Doch noch heftiger trat er auf, als 1841 die ihm feindlichen Tories wieder an das Staats- ruder gelangten, die, ungeachtet alles Widerstandes, seine Ernennung zum Lordmayor von Dublin nicht verhindern konnten. Wie er durch Wort und That das politische und nationale Selbstbewußtsein des irischen Volkes unablässig weckt und anregt, so strebt er auch dessen moralische und physische Kraft zu heben, und ist der eifrigste Beförderer und Lobredner des Mäßig- keitssystems in Irland, wobei der berühmte Apostel der Mäßigkeit, Vater Mathew, ihn thätig und erfolgreich unterstützt hat. Er hängt mit großer Liebe und Ehrerbietung an der Person der Königin von England, wie sehr

er auch ihre Minister angreift, und schlägt, vom Bollwerke des Gesetzes aus, das er nie aufgibt, alle Gegenangriffe kaltblütig und sarkastisch ab. Seine Losreisungspläne sind nur auf die administrative Seite gerichtet, und bei Gelegenheit einer, von der zu Philadelphia abgehaltenen allgemeinen Nationalconvention aller Repealers in den vereinigten Staaten an das irische Volk eingelaufenen Adresse, bemerkte er ausdrücklich, daß er nie für eine Losreisung Irland's von England stimmen werde, und daß er in einer getrennten Local-legislation nur das Mittel zu einer innigeren Verbindung mit dem Mutterlande sehe. Alle Parteien beurtheilen ihn anders. Den Tories ist er ein »schamloser Bettler, ein bissiger Hund, der den Strick verdiene«; den Whig's ein gefährlicher und feiler Mensch, den man zu erkaufen suchen müsse; den Irländern ist er mehr als ein Mensch, sie betrachten ihn beinahe als eine Gottheit. Dem Unbefangenen aber bleibt er, bei allen Auswüchsen und Ungehörigkeiten, einer der größten politischen Charaktere der Gegenwart, der durch eine seltene Macht über die Gemüther und durch kluge Benützung der Umstände, beinahe ohne alle äußere Mittel und einzig im gesetzlichen Wege, die entscheidendsten, ja beispiellosesten Siege über die physische Gewalt erröchten hat.

Victor Cousin.

Geboren 1792.

Dieser bekannte Staatsmann und Philosoph erregte zuerst als Professor der Philosophie an der Ecole normale des professeurs zu Paris, seiner Geburtsstadt, die Aufmerksamkeit Royer Collard's, der ihn 1815 an die Faculté des lettres der königlichen Universität berief, um, da er durch die Staatsgeschäfte bedeutend in Anspruch genommen wurde, sich im Fache der Geschichte der Philosophie von ihm vertreten zu lassen. Hier suchte Cousin seinen Zuhörern zunächst die Philosophie seines Ideals Plato zu entwickeln, ohne auf deutsche Philosophie zur Zeit noch Rücksicht zu nehmen. Als Napoleon 1815 in der Provence landete, ließ Cousin sich unter die royalistischen Volontaires aufnehmen, um für die Verfassung gegen den Usurpator zu kämpfen. Später aber erregte er durch die Art, wie er in seinen Vorträgen

über Moralphilosophie über den Begriff der Freiheit sprach, das Mißfallen der Bourbonen, und er erhielt 1820 den Befehl, seine Vorlesungen einzustellen, worauf er sich auf philologische und philosophische Studien beschränkte, eine Uebersetzung des Plato, ferner die bisher noch unedirten Handschriften des Alexander Proklus herausgab, und eine vollständige Ausgabe des Descartes veranstaltete. Als Erzieher der Söhne des Marschalls Lannes, Herzogs von Montebello, begleitete er 1824 einen derselben auf einer Reise nach Deutschland, wurde, wegen einiger unbedachten Aeußerungen, in Dresden auf Antrieb der preussischen Regierung plötzlich verhaftet, demagogischer Verbindungen beschuldigt, nach Berlin geführt, dort aber durch Vermittelung der französischen Gesandtschaft seiner eigentlichen Haft entlassen, und bald darauf, als gerechtfertigt, in völlige Freiheit gesetzt. Cousin zog aus dieser Unannehmlichkeit den Vortheil, sich mit der deutschen Philosophie, besonders dem Hegel'schen System bekannt zu machen, in welches er sich, durch persönlichen Umgang mit dem Stifter desselben, eine möglichst tiefe Einsicht bereitete. Nach Frankreich zurückgekehrt, wo er als ein unschuldig Verfolgter mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen wurde, verstattete ihm der mittlerweile eingetretene Ministerwechsel seine Vorträge wieder zu eröffnen, zu denen eine so große Anzahl von Hörern, unter ihnen auch viele der ausgezeichnetsten Staatsmänner, herbeiströmte, daß der Hörsaal beinahe zu klein für sie ward. Ihm gebührt, bei allen Unzulänglichkeiten seines Systems, das Verdienst, den Sinn für deutsche Philosophie, und somit das philosophische Interesse überhaupt, zuerst in Frankreich belebt zu haben. Seine in verschiedenen Zeitschriften, besonders in dem, unter seiner Mitredaction stehenden »Journal des savans" und in den »Archives philosophiques" erschienenen philosophischen Abhandlungen sammelte er unter dem Titel: »Fragmens philosophiques", denen er 1829 die »Nouveaux fragmens" nachfolgen ließ. 1830 zum Mitglied der Academie française ernannt, wurde er nach der Juliusrevolution durch den Einfluß seines Freundes Guizot zum Generalinspector der Universität ernannt. 1831 unternahm er im Auftrage des Ministers des öffentlichen Unterrichts seine bekannte Reise nach Deutschland, um das Unterrichtswesen, namentlich in Preußen, kennen zu lernen und Belege darüber zu sammeln. Die Resultate seiner Reise legte er 1832 in einer eigenen Schrift nieder. Bald darauf ward er Staatsrath, gab jedoch später diese Stelle wieder auf, um bei seiner ohnedies geschwächten Gesundheit nur so viel Zeit als möglich für seine philosophischen Studien zu gewinnen; 1833 aber erhielt er die Pairswürde. Nebst dem

Profluß gab er auch den Cartesius, ferner 1836 die: „Ouvrages inédits d'Abélard“, 1837 werthvolle Arbeiten über des Aristoteles Logik und Metaphysik: „De la métaphysique d'Aristotèle, rapport etc.“ heraus. Am 1. März 1840 ward er zum Minister des öffentlichen Unterrichts erhoben, schied jedoch schon zu Ende desselben Jahres als Minister wieder aus. Wie groß auch Cousin's nationalpädagogisches Verdienst sein mag, und so glücklich seine Bemühungen waren, die Philosophie wieder zu Ehren zu bringen; so sehr seine Thätigkeit als Mitglied des königlichen Unterrichtsrathes und Director der Normalschule anzuerkennen ist: so kann man ihm doch seine eigene Philosophie (Cousin'scher Eklekticismus), seine psychologischen und ontologischen Versuche, nach welchen das Bewußtseyn ein Aggregat von Vermögen ist, und die sämmtlichen Kategorien Kant's auf zwei: Substanz und Ursache, zu reduciren, nur in Erwägung seiner gelehrten Bemühungen und Verdienste um die Philosophie verzeihen. Zu bedauern ist, daß er das Verständniß der philosophischen Systeme nur in gelehrter, nicht auch in philosophischer Weise zu fördern vermag. Als Schriftsteller steht er sehr hoch, und seine Expositionen sind wahrhaft bewundernswürdig.

Nicolaus Istvánfy.

Geboren 1835. Gestorben 1915.

Der anmuthige und zierliche Historiograph seiner Zeit und unerschütterliche Anhänger Kaiser Rudolph's, stammte aus einem altadeligen, durch die Unbilden der Zeit jedoch verarmten Geschlechte; gleichwohl führten ihn seine ausgebreiteten Kenntnisse zu den höchsten Staatsämtern, und erwarben ihm ansehnliche Güter, davon jedoch ein nicht unbeträchtlicher Theil in Türkenshände gerieth, ohne je mehr an die Familie zu kommen. Er war zu Kis-Aßonyfalva, einer Besizung seiner Eltern, Paul Istvánfy und Hedwig Gyulan, im Baranyer Comitate unweit Fünfkirchen geboren, und legte sich diesen Ortsnamen in der Folge auch bei. Schon frühzeitig kam er als Edelknabe an den Hof des Graner Erzbischofs, Paul Wárda. Den eigentlichen



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Verlag von C. A. Hartleben in Pesth.

Grund zu seiner künftigen Laufbahn legte aber dessen Nachfolger am erzbischöflichen Stuhle, der berühmte Niklas Dláhi, der, damals noch als Bischof von Erlau den talentvollen Jüngling mit seinem Neffen auf die Hochschule nach Bologna schickte, wo er der Schüler seines Landsmannes ward, des im hohen Rufe stehenden Professors der schönen Wissenschaften, Johannes Sambucus, unter dessen Anleitung er binnen fünf Jahren die gründliche Kenntniß der alten Literatur, so wie der neueren europäischen Sprachen sich aneignete. In seine Heimat zurückgekehrt, widmete sich Istvánfy, unter Niklas Trinyi's Führung, dem Kriegsdienste, verließ aber das rauhe Handwerk bald, um ganz den Wissenschaften und dem Staatsdienste zu leben, konnte aber doch nicht umhin, selbst noch in späterer Zeit als Freiwilliger mehrere Feldzüge mitzumachen. Bei seinem hohen Gönner, dem Erzbischof Dláhi, bekleidete er durch zehn Jahre die Stelle eines Secretärs mit so vielem Geschick, daß dieser ihn endlich dem Kaiser Max II. empfahl, der ihn mit einem anfänglichen Gehalte von 200 Gulden, die der Kaiser bald mit anderen 200 Gulden vermehrte, zum königl. ungarischen Secretär ernannte. Später legte ihm der Kaiser noch weitere 200 Gulden bei, um seinen, in türkische Gefangenschaft gerathenen Bruder und seine, gleichfalls in türkischen Händen befindlichen, väterlichen Güter auslösen zu können.

Rudolph, der Nachfolger Maximilian's, ernannte ihn endlich (1578) zum königl. Rath, und es war ihm damit der Weg zu den höchsten Würden eröffnet. Nach des Kanzlers Písth's Tode stand er durch längere Zeit der ungarischen Kanzlei vor, bis die erledigte Stelle dem Bischof Draškowich zu Theil wurde, worauf ihm Rudolph am Reichstage zu Preßburg (1581) mit Zustimmung der Stände die durch den Tod des Emerich Zobor erledigte Pro-Palatinal's-Würde verlieh, die er bis zur Krönung K. Matthias II. im J. 1608, bei welcher Gelegenheit Stephan Illýesházy Palatin wurde, also durch volle 27 Jahre, mit Ruhm bekleidete. In dieser Zeit gebrauchte ihn Kaiser Rudolph zu den wichtigsten Geschäften. Er ging 1587 mit einer Gesandtschaft nach Polen, um die Befreiung des Erzherzogs Maximilian, der nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Wittichen in die Gefangenschaft Zamojski's, des polnischen Heerführers, gerathen war, zu vermitteln, und den Frieden zu Stande zu bringen. Es sollte zugleich auch die Auslösung der noch von König Sigmund an Polen verpfändeten 13 Zipser-Städte zur Sprache gebracht, und von Seiten Istvánfy's den Mitteln nachgeforscht werden, wie solche Auslösung am besten zu bewerkstelligen sein werde. Der Friede mit Polen, so wie die Auslieferung des Erzherzogs,

kamen glücklich zu Stande (19. März 1589), nicht so die Auslösung der besagten Städte, in welcher Angelegenheit Istvánfy sich viele Mühe gab, die aber gleichwohl erst unter Maria Theresia's Regierung zu Ende kam. Verwickelter, als die Friedensverhandlungen mit Polen, waren die Unterhandlungen mit dem treulosen, wankelmüthigen Fürsten von Siebenbürgen, Sigmund Báthory, wegen Uebergabe des Fürstenthums und Einverleibung desselben der ungarischen Krone, in welcher Absicht Istvánfy mit dem Wiener Bischof Zuhay nach Karlsburg abgegangen war. Die Uebergabe war feierlich vor sich gegangen, die beiden königlichen Commissäre hatten auch schon die Huldigungsacte der gesammten Nationen Siebenbürgen's in ihren Händen, als Báthory, der bereits nach Schlessien, seinem künftigen Aufenthaltsorte, abgegangen war, plötzlich in Klausenburg heimlich erschien, mit Hülfe Bocskay's die Commissäre festnehmen ließ, das ganze Geschäft wieder rückgängig machte, und endlich erst nach langwierigen Unterhandlungen die Commissäre nach Szathmár entließ. Für so thätige Verwendung lieferte ihm der Kaiser einen neuen Beweis seines Vertrauens und seiner Gunst, indem er den bewährten Staatsdiener zum Obersthüthürer und somit zum Reichsbaron erhob, welche Stelle er bis an sein Ende bekleidete. Im Jahre 1606 war er einer der thätigsten Vermittler bei Abschließung des berühmten Sittvatoroker Friedens mit der Pforte, der mit Zuziehung Bocskay's, nach dreiwöchentlichen Verhandlungen, im October desselben Jahres glücklich zu Stande kam.

Der bekannte Proceß gegen den nachmaligen Palatin Stephan Illyésházy trübte auf eine empfindliche Weise die letzten Jahre des in rastloser Thätigkeit ergrauten Staatsdieners; denn als Illyésházy sich in einer Schrift mehrere beleidigende Ausdrücke gegen des Kaisers Majestät erlaubt hatte, und deshalb des Majestäts-Verbrechens angeklagt ward, sprach das Palatinal-Gericht, unter dem Vorsitze Istvánfy's, das Schuldig über ihn aus, und erkannte seine und seiner Gemalin Güter dem Fiscus zu. Illyésházy, als er erfahren, daß man ihn nach Wien bringen wolle, ward flüchtig, worauf er proscribirt, seine Güter aber ungesäumt eingezogen wurden. In der Folge konnte man indessen des rechtlichen Mannes, gegen den man zu rasch verfahren, doch nicht entbehren, er erhielt die glänzende Genugthuung, daß er am Krönungs-Reichstag zu Preßburg (1608) zum Palatin erwählt, und die Widerrufung seines Proscriptions-Urtheils in das Reichsdecret aufgenommen worden war. Wie man allgemein glaubte, ging dem Istvánfy die Auszeichnung dieses Mannes, den er als seinen Feind betrachtete, so nahe

daß ihn noch im Laufe des Reichstages bei einem Spazierritte der Schlag rührte, da es auch nicht an Verläumdern fehlte, die das Urtheil Istvánfy's für ungerecht und den Landesgesetzen zuwider erklärten. Er genas in einiger Zeit wieder, blieb jedoch am rechten Arm gelähmt, und entsagte Kränklichkeit halber auch seiner Würde (1613), um den Rest seiner Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit zu verleben. Er starb bald darauf im 80. Jahre seines Lebens (1615).

Mit seiner Gattin, Gotty de Cayna, lebte er über 35 Jahre lang in glücklicher Ehe, und hinterließ drei Töchter, die er an die angesehensten Edelleute des Landes verheiratete. Seinen Sohn verlor er noch in dessen Kindesalter. Er ruht mit seiner Gattin zu Viniža in Kroatien in einer Kapelle nächst dem Hochaltare, wo eine von ihm selbst verfaßte Grabschrift die Ruhestätte bezeichnet. Seine in 34 Büchern enthaltene Geschichte Ungarns, an die er erst in seinem 68. Jahre Hand angelegt, ist das schönste Denkmal, das er der Nachwelt hinterlassen. Zierlich und anmuthig geschrieben, umfaßt dieselbe den Zeitraum von 1490, dem Todesjahre Mathias des Corviners, bis zur Krönung Matthias II. im Jahr 1608. Seine Kränklichkeit verhinderte ihn an der gänzlichen Ausführung des schätzbaren Werkes, das er auf 38 Bücher angetragen hatte. In seinem Testamente hatte er es seinem Freunde, dem Peter Pázmány, hinterlassen, der ihn noch als Lehrer zu Graz zur Ausarbeitung desselben aufgemuntert haben soll. Pázmány ließ, schon als Erzbischof, im Jahre 1622 durch Anton Hieratus zu Cöln die erste Ausgabe davon besorgen, der endlich mehrere Auflagen folgten.

Graf Franz Szechenyi.

Geboren 1754. Gestorben 1820

Dieser um den Thron und sein Vaterland hochverdiente Mann war am 28. April 1754 zu Szeplak im Oedenburger Comitat geboren. Zum Staatsdienste bestimmt, betrieb er seine Studien in der neu errichteten Theresianischen Ritterakademie zu Wien, und wurde nach zurückgelegten Prüfungen

von der Kaiserin Maria Theresia zum k. k. Kämmerer (1776) und endlich zum Assessor der Günsler Districtualtafel ernannt. Als nach dem Tode der großen Kaiserin ihr Nachfolger seine Neuerungen begann, und das ganze ungarische Staatsgebäude aus seinen Angeln zu heben gedachte, vertrat Széchényi, als Vocumtenent, die Stelle des Banus von Kroatien, wurde im Jahre 1785 zum Obergespan des Agramer Comitats, und nach wenig Wochen zum königlichen Commissär im Fünfkirchner District ernannt, worauf ihm Kaiser Joseph die geheime Rathswürde ertheilte. In der Hälfte des Jahres 1786, als die Staatsreform im größten Gange war, legte Széchényi seine Würden nieder, und brachte die beiden folgenden Jahre auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande zu. Nach einigen Jahren (1791) sah er Italien, als er, von den Ständen des Reichs zur feierlichen Ueberreichung der, zum Andenken der Gegenwart J. J. M. M. beider Sizilien, Ferdinand und Caroline, bei der Krönung Leopold's II. zu Preßburg geprägten Denkmünzen mit Genehmigung des Kaisers zum Botschafter erwählt, nach Neapel abgegangen war, wo ihm von Seiten Ihrer Majestäten die glänzendste Aufnahme zu Theil wurde.

Es brach aber die Zeit der schwersten Prüfung, die die außerordentlichsten Opfer für einen unglücklich geführten, hoffnungslosen Kampf erheischte, mit unwiderstehlicher Macht herein, und auch Széchényi säumte nicht, dem Ruhme seiner, in allen Gefahren erprobten Ahnherrn getreu, den Thron und die Ehre des Vaterlandes retten zu helfen, wo ohne übermäßige Anstrengung Alles verloren schien. Kaiser Franz erkannte und ehrte des Mannes hohe Verdienste, indem er ihn nacheinander, erst zum Obergespan des Somogyer Comitats, im nächsten Jahre (1799) zum Beisitzer der hohen Septemviraltafel, dann zum obersten Kämmerer des Reichs, mit Uebertragung des Präsidiums bei der genannten Tafel in Verhinderungsfällen des Landrichters, und endlich 1807 zum Administrator des Eisenburger Comitats ernannte. Die höchste Auszeichnung ward ihm aber im Jahre 1808 zu Theil, als ihm der Kaiser, bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der verwitwten Kaiserin Louise, am 6. Jänner den Orden des goldenen Vlieses verlieh. Wenige Jahre darauf (1811) veranlaßte ihn seine mehr und mehr überhandnehmende Augenschwäche, seine in den schwierigsten Zeiten mit Ruhm bekleideten Stellen niederzulegen, und der Monarch entließ mit gerührtem Herzen den verdienstvollsten seiner Staatsdiener.

Seine unbegrenzte Liebe zu seinem, in Betreff wissenschaftlicher Hülfsmittel so sehr verwaisten Vaterlande, hat der Unvergessliche durch die Stif-

tung des ungarischen Nationalmuseums zu Pesth, im Herzen des Landes, auf das Glänzendste bethätigt. Dieses unschätzbare Nationaldenkmal spricht lauter für ihn, als alle Denkmäler aus Marmor und Erz, die die Zeit beanagt, während das andere, sorgsam und verständig gepflegt und benützt, ein ewiger Quell bleibt der vielseitigsten und fruchtbringendsten Belehrung für alle kommenden Geschlechter, die das Andenken des Mannes segnen werden, der solches gethan!

Die Sammlung besteht aus einem reichen Schatz von Büchern, Manuscripten, Landkarten und Abbildungen, aus Seltenheiten, Wapen, Insiegeln und Münzen, aus der ältesten bis in die neueste Zeit. Der Stifter sammelte in der Heimat und auf seinen Reisen Alles, was auf das Vaterland Bezug hatte, Alles, was von einheimischen und fremden Schriftstellern über Ungarn geschrieben worden, oder im Drucke erschienen war, mit vieler Sachkenntniß, mit unermüdblichem Eifer und großen Kosten, und fertigte am 26. November 1802 die feierliche Schenkungsurkunde aus, die nebst dem gerührten Danke der Nation, am Reichstage 1807 den Reichsartikeln einverleibt worden war. Das Verzeichniß der Büchersammlung, die den Namen der Széchényi'schen Regnicolarbibliothek führt, füllte nicht weniger als 7 Bände, das der Handschriften 3, und der Münzen nebst den Abbildungen derselben 4 Bände, deren Verfassung und Herausgabe der hochherzige Geber noch bei seinen Lebzeiten besorgte, und zur bequemeren Benützung der reichen Fundgrube, an Gelehrte, an Sammler und Vaterlandsfreunde großmüthig vertheilen ließ. Damit wollte aber Széchényi sein großes Werk noch nicht beschloffen haben; denn als sein Augenübel, und seine vermehrte Kränklichkeit, ihn von aller literarischen Beschäftigung entfernt hielten, machte er der Nation eine zweite Schenkung mit seiner reichen Handbibliothek, die in 9205 Bänden, aus kostbaren Kupferwerken und Prachtausgaben griechischer und römischer Classiker bestand und über 6000 Stück Landkarten enthielt. Die Sammlung wurde noch in demselben Jahre dem Museum einverleibt und nicht lange darauf ging der hochherzige Patriot in das bessere Leben über (20. December 1820).

So hat Széchényi gelebt, immer getreu seinem König und voll Liebe für sein Vaterland, wie sein berühmter Ahnherr, Paul Széchényi, der als Erzbischof von Colocsa, in der Conferenz zu Wien, freimüthig gegen die Vernichtung der ungarischen Nationalität sprach. Mit gleicher Freigebigkeit, wie ein anderer seiner Ahnherrn, Georg Széchényi, Primas des Reichs, sorgte er für Kirchen und Schulen, vergaß aber auch die anderen Religions-

bekannter nicht, deren Seelsorger und Lehrer er großmüthig unterstützte, wie er überhaupt ein wohlwollender Vater seiner Unterthanen war, der in seinem Testamente alle zu legenden Rechnungen für abgeschlossen, alle Rückstände für nachgelassen erklärte. Er hat mehrere Söhne hinterlassen, die die Tugenden des großen Mannes, dessen Eifer für Kunst und Wissenschaft, die den erhabenen Sinn des Vaters für eine zeitgemäße Förderung und Ausbildung der Nationalität erbten, für welche namentlich Stephan Széchenyi, dessen Name überall genannt wird, wo von einem großen nationalen Unternehmen die Rede ist, die bedeutendsten Opfer gebracht hat, und noch fortwährend in Schrift und Wort unermüdlich wirkt.

J. G. Fichte.

Geboren 1762. Gestorben 1814.

Der größte Denker der neuen Zeit, Kant, hatte die Grundfesten alles bisherigen Denkens und Wissens erschüttert, und zugleich ein neues Gebäude der Erkenntniß aufzuführen begonnen, größer, umfassender, und dabei dauerverheißender, als alle, die man zuvor gesehen. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher titanischer Umschwung im Reiche der Geister besonders jüngere Gemüther lebhaft ergriff und mit sich fortriß; daß er in den begabteren und kräftigeren von ihnen den eigenen Gedanken weckte, der dann wuchs und fortwuchs, um auch für sich die Welt in Besitz zu nehmen. Der begabteste und kräftigste von Allen war unstreitig Johann Gottlieb Fichte, dessen Denkart mit jener Kant's noch am nächsten verwandt, in ihr wahrhaft enthalten war. Es wird nöthig sein, von ihr einen Vorbegriff zu geben; denn Leben und Charakter eines Philosophen interessieren nur, nachdem seine Ansicht von den Dingen bekannt ist; man verlangt dann zu wissen, in wie weit sich diese aus jenem erklären ließe, in wie weit jener mit dieser übereinstimmt. Kant's scharfe Kritik hatte alles bisherige Wissen von der Natur der Dinge als Irrthum und Erschleichung zermalmt. Er hatte aus der Natur unseres Geistes, die er wie ein Uhrwerk vor unserm innern Auge zerlegte, nachge-

wiesen, daß wir von der Natur der Dinge an sich nichts, — und nur die Gesetze unseres eigenen Denkens zu erkennen vermögen. Es ist dem Menschen unmöglich, aus sich herauszugehen, und was er zu fühlen und zu erkennen wähnt, sind nicht die Dinge außer ihm, sondern es sind nur die Veränderungen, die in ihm vorgehen. Diese Wahrheit fiel wie ein Funke in Fichte's junges, feuriges Gemüth; an ihr entzündete sich allmählich das Flammengebäude seines Idealismus, indem er, nach Jugendart, den Gedanken über sich selbst hinausführte, — und was bei Kant bloß ruhige Prüfung und Begräumung des Ungewissen war, zum Glaubensbekenntniß und zur Quelle aller Gewissheiten machte. Zum Glück war an Fichte, wie an Kant, der sittliche Charakter vorherrschend, und so faßte er mehr die sittliche Consequenz, als die bloß metaphysische Grübelei des Idealismus auf. Er läugnete alles Dasein, setzte aber dafür das *Ih* un; und verhiess dem Menschen das Heil nicht von dem Grübeln nach dem Wesen der Dinge, sondern von der Erfüllung seiner Pflicht. Diese edle Wendung ist dem glücklichen, praktischen Naturelle Fichte's zuzuschreiben, und so erklärt sich, durch einen Kreisgang, seine Denkart wieder aus seiner Geschichte.

Am 19. Mai 1762 geboren (zu Rammenau in Sachsen), genoss er einer vortrefflichen Erziehung, und, während eines Aufenthaltes in der Stadt Königsberg, des persönlichen Umganges mit Kant. Sein Versuch einer »Kritik aller Offenbarung« machte das grösste Aufsehen, und verschaffte ihm den Ruf zur Professur nach Jena, der er, in der glänzendsten Zeit des Floris dieser Universität, als schönste Bierde der Letzteren, rühmlich vorstand. Er war auf den verwandt gesinnten Reinhold gefolgt, und erregte bald durch Genialität, Scharfsinn und Energie, die er im Leben, wie in seinen, von hier aus rasch auf einander folgenden Schriften entwickelte, Theilnahme und Bewunderung, besonders der jüngern Welt. Die »Wissenschaftslehre« — das Hauptwerk seines Systems — erschien als die auf's Höchste getriebene, und dadurch sich selbst zerstörende Speculation. Enthusiasmus der Anhänger, Spott der Gegner unterhielten das Interesse, bis Schelling's noch glänzenderes Meteor es später theilte. Was aber Fichte's Werth für immer fest stellte, war der Charakter, den er im Leben bewies, der sein System durchschimmert und ihm erst eigentlich eine Seele einhaucht, — der nur leider, durch seine unbiegsame Härte und stürmische Heftigkeit, für den biedern Mann die Quelle manches Leidens wurde, — bis in spätern Jahren das Vorrwiegen des ihm eigenen religiösen Sinnes eine ausgleichende Ruhe in seine Handlungs- und Denkweise brachte, die man ihm

als Sinnesänderung hie und da nicht zum besten gedeutet hat. »Der Hauptzweck meines Lebens — schrieb er in einem Briefe — ist: mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke drin viel Eitles!) Charakterbildung zu geben. Ich habe nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfniß, nur Ein volles Gefühl meiner selbst: das, zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher schein' ich mir; ob ich's gethan, braucht Keiner zu wissen, — wenn's nur g e t h a n i s t!“ — Diese Denkart prägte sich in seinem ganzen Wesen aus. Eine gedrungene, kräftige Gestalt, ein feurig rollendes Auge, Hefigkeit im Reden und Bewegen drückten sie eben so aus, wie seine Handlungen. Er gerieth in Eifer, wenn man im Gespräche sich der bedingenden Wörter »gewissermaßen, so zu sagen“ o. dgl. bediente. Er wollte Bestimmtheit. In seinem Eifer, Vorlesungen zu halten, nahm er auch den Sonntag dazu. Dies gab Anlaß zu Widerstand von Seite der andern Professoren, zu Unruhen der Studenten, die sich zuletzt vor sein Haus rottirten und ihm die Fenster einwarfen. Die Kühnheit seiner Aeußerungen zog ihm Mißbilligung von den Behörden zu; er erwiderte diese durch ein heftiges Schreiben, und — ward entlassen. Er erhielt aber dieselbe Stelle, die er verlassen, in Berlin, wo man ihn mit Enthusiasmus aufnahm. Hier wirkte er, in der verhängnißvollen Zeit des Befreiungskrieges, mit flammender Beredsamkeit für die deutsche Sache. Ja, man kann sagen, daß er für sie gestorben ist, wie er für sie gelebt hat. Seine Frau, an der er sich einen ähnlichen Charakter erzogen hatte, widmete sich der Sorge für die Militärspitäler Berlin's; der Typhus ergriff sie, und — als sie zu genesen begann, ihn, um ihn am 29. Jänner 1814 der Welt zu entreißen. Sein einziger, hinterlassener Sohn gehört unter die gründlichsten und unterrichtetsten Philosophen der Gegenwart.

Fichte's Meinungen und Dialektik, die doch nur, wie alles, was sich nach Kant in Deutschland Philosophie nannte, Uebertreibungen Kantischer Sätze waren, hat die Zeit in ihrem ewigen Strome mit fortgewälzt; wer streitet noch darüber? aber die Wirkungen seines großen, für alles Edle glühenden Herzens dauern fort, und werden ewig dauern. Sein Andenken muß dem Vaterlande heilig bleiben. »Es war — sagte Göthe von ihm — eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an der Großheit seiner Gesinnungen nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt sich vertragen sollen, da er sie als seinen erschaffenen Besitz betrachtete?“

Moses Mendelssohn.

Geboren 1729. Gestorben 1786.

Wenn die Alten sagten: Sokrates habe die Philosophie vom Himmel zu den Menschen gerufen, so drückten sie dadurch vortrefflich sein Bestreben aus, sie von den theogonischen Spitzfindigkeiten seiner Vorgänger auf den Weg des Menschlichen, des Praktischen, für alle Menschen verständlich und heilsam, gelenkt zu haben. Solche Sokrates erscheinen, zum Wohle der Menschheit, in verschiedenen Jahrhunderten wieder. Ihr Verdienst ist minder glänzend, als das der theoretischen Systemstifter, aber desto dauernder, wahrer, größer. Sie sind die eigentlichen Lehrer der Menschheit; sie sprechen die Sprache der Liebe, der Duldung, der einfachen Wahrheit — eine Sprache, die Jeder versteht, der sie verstehen will. Ein solcher Mann war auch dem vorigen Jahrhunderte in Moses Mendelssohn gegeben; ein Mann, der hinlänglich geschildert und gelobt ist, wenn man erinnert, daß es sein Bild war, das unserm Lessing vorschwebte, als er seinen Nathan zur ewigen Ehrfurcht aller kommenden Geschlechter hinstellte.

Der arme Zehn-Gebot-Schreiber Mendel zu Dessau gab seinem Moses, der ihm am 12. September 1729 daselbst beschert ward, die beste Erziehung, die in seinen Kräften lag. Er selbst lehrte ihn an den Quellen der geheiligten Ueberlieferung schöpfen, und bei dieser reinen und einfachen Nahrung wuchs der Knabe auf in Gottesfurcht und Gehorsam. Bald entwickelte sich der Geist des Nachdenkens und Forschens in ihm; er las, was er nur irgend aufreiben konnte. So fiel ihm das Buch des Maimonides: „More Nebuchim“ (Der Führer der Irrenden) in die Hände, und dieses Buch entzündete den Funken in seiner Seele. Tag und Nacht saß er darüber, und vertiefte sich so in die Forschung, daß er in ein schweres Nervenleiden versiel. Die Folgen desselben, ein gekrümmter Rückgrat und eine hinfällige Gesundheit, blieben ihm Zeitlebens, und er hatte die Erleuchtung und Befreiung seines Innern um einen theuern Preis gekauft. Die Jahre seiner Jugend verlebte er in bitterer Dürftigkeit, in Berlin, von den Spenden seiner Glaubensgenossen. Hier saß er, in traurigen Nächten, mit dem eben so armen,

vielfach verfolgten, tiefsinnigen Mathematiker Israel Moses, in einem elenden Gemach, beim Scheine einer trüben Dellampe, und forschte mit ihm im Euklid, oder disputirte über die Sätze des Raimonides. Ein junger Arzt brachte ihm die Kenntniß des Lateinischen bei, und nun, theils durch die erweiterte Lectüre, theils durch mehreren Umgang mit bildungsbestrebten Jünglingen, vollendete sich allmählich auch seine Bildung, die er Niemanden in der Welt, als seinem eigenen unermüdlichen Ringen, bei den größten Schwierigkeiten und Hindernissen seiner Lage, zu danken hatte. Endlich lächelte ihm ein freundlicheres Loos. Ein reicher jüdischer Seidenfabrikant in Berlin, Bernard, vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an. Bald ward er gewahr, daß er sie keinem besseren Erzieher hätte anvertrauen können. Er machte ihn nun auch zum Aufseher, zum Factor, endlich, in innigem Freundschafts-Verhältnisse, zum Theilnehmer an seiner Fabrik. Mendelssohn's bescheidenes Glück war dadurch gegründet. Er heirathete, und zeigte als Gatte und Vater die schönen, stillen Tugenden, die er lehrte. In den Morgenstunden belehrte er seine Söhne über Gott und das Ewige, in Unterhaltungen, die später unter dem Titel: »Morgenstunden« veröffentlicht wurden. Alle damals lebenden Gelehrten traten in Briefwechsel oder persönliche Verbindung mit ihm; aber Eine vor allen hatte er gesucht, und diese Eine hatte die entschiedenste Einwirkung auf sein weiteres Leben. Es war im J. 1754, als er mit Lessing bekannt wurde. Zwei solche Menschen, am Geiste hell und im Herzen rein, thätig zusammenwirkend — welche Erscheinung! Ihr hinterlassener Briefwechsel ist das schönste Denkmal dieser Freundschaft. Desto unangenehmer mußte dem ruhigen Weisen Lavater's gutgemeinte, schwärmerische Zudringlichkeit sein, der ihn zur Veränderung seines Glaubensbekenntnisses zu bewegen suchte. Mendelssohn betrug sich mit Würde und Zartgefühl, aber so manches Verlegende, was bei diesem Anlasse ihn traf, griff seine Gesundheit an. Er ward leidend, und, als bei einer anderen Gelegenheit Lessing's Andenken nach seinem Gefühle in Gefahr war, für immer entweiht zu werden, ertrug seine weiche Organisation diese wiederholten Schläge nicht, und eine Verkühlung reichte hin, ihn im 57. Jahre seines Alters der Erde zu entreißen.

Mendelssohn und Garve stehen an der Spitze jener deutschen Philosophen, welche dadurch, daß sie die höchsten Wahrheiten der Philosophie zum Gemeingute aller Gebildeten zu machen wußten, allgemeine Theilnahme und Bewunderung erregten. Beide bewährten ihre Lehre durch ihren Wandel. Mendelssohn's Hauptwerk: »Phädon, oder: über die Unsterblichkeit der

Seele,“ ist fast in alle Sprachen übersetzt worden. Es ist das Vermächtniß eines edlen Geistes, und trägt in Sinn und Sprache das schöne Gepräge der Ueberzeugung und Reinheit. Die wohlthätige Wärme des Herzens theilt sich dem Leser mit, und wirkt eben so sicher, als die Klarheit des Gedankenganges. Es ist nicht der Kopf allein, worauf Mendelssohn zielt, — es ist der ganze Mensch, und seine Wahrheit will nicht bloß gedacht, sie will auch empfunden, und vor Allem — geübt sein.

H. Boileau.

Geboren 1636. Gestorben 1711

In Hypereleganz und Geckenhaftigkeit war die französische Poesie versunken; die Muse, aus den Hallen der Natur in die Säle von Versailles geflohen, hatte über einstudierter Schmaroherzierlichkeit jede kühnere und freiere Bewegung des Lebens verlernt. Da bedurfte es eines Geistes, der zwar nicht groß und gewaltig — denn ein solcher würde, bei der allgemeinen poetischen Entnervung, nur Schrecken und Erstarrung bewirkt, keinen thätigen Einfluß geronnen haben — aber wahr und ernst auf die verloren gegebenen Muster hindeutete, der, zierlich wie seine Zeit, um so besser deren Sprache zu reden verstünde, um so sicherer von ihr vernommen und begriffen werden könnte. Und ein solcher Mann war Nicolaus Boileau, mit dem Beinamen Despréaur. Geboren den 1. November 1636 zu Croisne bei Paris (nach Anderen zu Paris selbst) studierte er im Collegium Harcourt und Beauvais, und wurde bereits 1656 unter die Parlamentsadvocaten aufgenommen. Aber seine Abneigung gegen die Jurisprudenz bestimmte ihn, sich der Theologie zuzuwenden, und da ihm zuletzt auch diese Wissenschaft nicht zusagte, so beschloß er, im Besitze eines kleinen, nach dem Tode seines Vaters 1657 ererbten Vermögens, in völliger Unabhängigkeit nur der Dichtkunst zu leben. Schon früher hatte er sowohl die alten, als auch die Dichter seiner Nation mit außerordentlicher Vorliebe studirt; er fühlte Beruf zur Poesie in sich, und seine ersten Versuche satyrischer Gattung wurden von

seinen Freunden, denen er sie im Manuscripte vorlas, gut beurtheilt und durch Abschriften verbreitet. Eine unächte Ausgabe derselben, welche 1665 zu Rouen erschien, bestimmte ihn, sie selbst herauszugeben. So erschienen zuerst sieben seiner Satyren im Jahre 1666, und wurden mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Doch fühlten sich Manche davon getroffen; des Dichters eigener Bruder, Gilles Boileau, der nicht nur als Uebersetzer griechischer Autoren, sondern auch selbst als guter satyrischer Schriftsteller sich bekannt gemacht hat, und 1669 als Controleur des königlichen Silberzeuges starb, gesellte sich zu seinen Gegnern. Vor Allen aber traten Cotin und dessen Anhänger, die Boileau in seinen Satyren angegriffen hatte, heftig gegen ihn auf; sie ließen mehrere Schriften gegen ihn erscheinen, reizten ihn aber nur dazu, 1667 seine gelungenste Satyre, die neunte, drucken zu lassen. Die Gunst seines Monarchen, dem er in mehreren Episteln reichlich Weibrauch gestreut hatte, entschädigte ihn für diese Feindschaften; Ludwig XIV. ertheilte ihm 1672 eine Pension von 2000 Livres nebst einem Privilegium für alle seine Schriften, und ernannte ihn und Racine zu Historiographen. Weniger beeilte sich die französische Akademie, ihn auszuzeichnen, die ihn, weil er mehrere Akademiker satyrisch gezeigelt hatte, erst 1684 unter ihre Mitglieder aufnahm. Bald darauf ward er auch Mitglied der Akademie der Inschriften. Man hatte an ihm Mangel an Erfindungsgabe und Abwechslung gerügt. Um von diesem Vorwurfe sich zu reinigen, benutzte der geistreiche Mann einen an sich höchst unerheblichen Vorfall. In einem Stifte war Streit wegen eines hingestellten und wieder weggenommenen Chorpultes entstanden, und auf dieses Begebniß schrieb Boileau sein, 1674 erschienenenes, größeres satyrisches Gedicht: „le lutrin,“ in welchem er das Unbedeutende jenes Vorgangs mit großer Geschicklichkeit ausbeutet, eine gelungene ironische Bedeutsamkeit in das scheinbar Unwesentliche legt, und das, vermöge seiner witzigen Wendungen und mannigfachen Abwechslungen, von den Franzosen unter allen seinen Werken obenan gestellt wird. Damals erschien auch sein berühmtes Werk: „l'art poétique,“ in welchem er alle Dichtungsarten einer scharfsinnigen Betrachtung unterwirft und durch Regeln erläutert. Sein Streit mit Perrault, gegen den er den Vorzug der Alten vor den Neueren vertheidigte, so wie die Kämpfe mit den Jesuiten, gegen die er seine letzte Satyre: „sur l'équivoque,“ richtete, fallen in eine spätere Zeit. Von 1705 an, wo seine Kränklichkeit überhand nahm, lebte er zurückgezogener im Kreise einiger Freunde, und besuchte auch den Hof nicht mehr. Doch dichtete er bis an seinen Tod, der den 13. März 1711 erfolgte. —

Boileau gehört unbedingt zu den vorzüglichsten Dichtern Frankreich's, was auch seine Gegner dagegen einwenden mögen. Was ihm an glänzender Fantasie und lyrischem Schwunge abgeht, ist reichlich durch Wit, treffenden Verstand und Beobachtungsgeist ersetzt, gerade die nothwendigsten Erfordernisse eines Satyrikers. Seine Sprache ist rein und edel, seine Verse musterhaft, und keine Spur des Geckenhaften und Abgeschmackten der damaligen französischen Poesie darin anzutreffen. Darum war sein Einfluß auf die Richtung der Letzteren so entscheidend und bis heute fortwährend, wenn gleich sich nicht läugnen läßt, daß er in seinem Formenzwange hin und wieder zu weit ging, und sein Dringen auf Regel und Correctheit bisweilen die Miene der Einseitigkeit annahm. Ihm verdankte man die Rückkehr zur Natur und Wahrheit, und besonders durch sein schon erwähntes Lehrgedicht: „l'art poétique,“ welches allerdings nicht so sehr allgemeines, als nationales Interesse hat, wies er dem Geschmacke eine veränderte und edlere Richtung an; wie denn auch seine Satyren, obwohl größtentheils Nachahmungen des Horaz, wenigstens der Form nach, durch ihre würdige Haltung und treffenden, doch in den Schranken der Sitte bleibenden Wit, als wahrhafte Muster dastehen.

P. A. C. de Beaumarchais.

Geboren 1732. Gestorben 1799.

Wenn jemals in einem Menschen große Fähigkeiten sich vereinigten, um die Sinne zu ergötzen, ohne das Gefühl zu erwärmen, den Wit zu fixeln, ohne den Geist zu erheben, kurz alles Zufällige und Momentane im Menschen aufzuregen, ohne zu dessen tiefer und bleibender Natur vorzudringen, so war es bei dem merkwürdigen Manne der Fall, dessen Skizze wir hier geben. Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, der Sohn eines Uhrmachers zu Paris, war anfänglich bestimmt, die Kunst seines Vaters zu üben, und in den Kenntnissen der Mechanik schon so weit vorgeschritten, daß er eine neue Art Hemmung in den Uhren erfand, welche Erfindung ihm zwar durch einen berühmten Uhrmacher vor der Akademie streitig

gemacht, von der Letzteren aber ihm zugesprochen wurde. Sein thätig unternehmender Geist führte ihn aber auch zu anderen Künsten hin: besonders war es die Musik, welche er mit Erfolg betrieb, er lernte mehrere Instrumente spielen, und unter diesen auch die damals eben zur Mode gewordene Harfe. Dadurch, nicht minder aber durch seinen Witz und sein vortheilhaftes Aeußere, machte er sich in den höheren Sirkeln heimisch, ward Lehrer der Prinzessinnen im Harfen- und Guitarrespiel, und durfte sich selbst in den, vom Könige Ludwig XV. besuchten Privatconcerten seiner hohen Schülerinnen zeigen. Solche Auszeichnungen erweckten ihm Neid, den sein Glück in anderer Beziehung noch steigerte. Er hatte in kurzer Zeit zwei reiche Witwen nach einander geheiratet, dadurch bedeutende Erbschaften gemacht, und überdies noch durch den reichen Duverney ein großes Vermögen erworben, indem ihn dieser nicht nur in den Handelswissenschaften unterrichtete, sondern ihm auch die Leitung seiner eigenen großen Angelegenheiten übertragen und durch ansehnliche Vorschüsse aufgeschossen hatte. Wunderlich aus Geist und Masse zusammengesetzt, die in ihm bald einander bekämpften, bald im eigenthümlichsten Einklange lebten, ward gerade in der Zeit seiner kaufmännischen Speculationen die Dichtkunst sein Lieblingsstudium, und so ließ er 1767 sein erstes Schauspiel: »Eugénie,« 1770 sein zweites: »les deux amis,« erscheinen. Doch war dies noch nicht die Sphäre, die seinem Namen Dauer versprach; vielmehr zeichneten eben seine Feinde ihm den Weg der Berühmtheit und der Triumphe vor, dadurch, daß sie ihn zu verderben suchten. Unter diesen seinen Feinden obenan stand der Graf von Blacon, der Erbe des mittlerweile verstorbenen Duverney. Als nun Beaumarchais von dem Grafen, als Erben, die Bezahlung eines Rechnungsbestes von 150,000 Fr. forderte, und der Graf es zum Prozesse kommen ließ, traten, unter der Hegide dieses mächtigen Feindes, auch die übrigen Neider und Gegner aus ihrem Hinterhalte gegen Beaumarchais hervor. Während dieses Processes wurde Letzterer noch überdies, weil er die Gattin eines der Richter, Goresman, zu bestechen versucht haben sollte, in's Gefängniß gesetzt, der Bestechung des Richters und der Verläumdung angeklagt; während seine Feinde, um ihn in der öffentlichen Meinung zu stürzen, das Gerücht ausfireuten, als habe er seine beiden Gattinnen gemordet. Das Parlament Meaupou erklärte ihn in erster Instanz für bürgerlich ehrlos und verurtheilte ihn zur Brandmarkung. Doch einflußreiche Gönner schützten ihn, und ein anderer Gerichtshof cassirte den Ausspruch des Parlamentes. Ganz Europa nahm Antheil an dem Prozesse; das leicht erregbare Paris wetteiferte, den ver-

läumdeten Mann zu ehren, und der Prinz Conti fuhr am Tage der Berurtheilung öffentlich mit ihm durch alle Straßen der Hauptstadt. Beaumarchais, von Rache und Eitelkeit entbrannt, beschloß, seine Rechtsache dem Publikum in seinen »Mémoires pour le sieur Beaumarchais par lui même» 1774, und »Suite des mémoires» 1778, vorzulegen. Diese Memoiren, Meisterstücke in der Kunst, aus den Thatfachen das ihm Forderliche herauszufinden, das Nachtheilige durch geschickte Verdrehung zu neutralisiren, und an die Stelle der Wahrheit eine pikante Karikatur zu setzen, verschafften ihrem Verfasser in Frankreich eine so große öffentliche Gunst und so schnelle Berühmtheit, daß selbst der ängstlich über seinen Ruhm wachende Voltaire durch den plötzlichen Nebenbuhler sich beunruhigt fühlte. Beaumarchais's eigentliches Feld, das der Intriguensstücke, war hiermit eröffnet, und, diesem Rufe folgend, gab er 1775 sein Lustspiel: »der Barbier von Sevilla,» heraus. Er erntete mit demselben großen Beifall ein, noch größeren aber durch seine 1784 erscheinende Fortsetzung desselben: »die Hochzeit des Figaro,» welches Stück in Paris hundertmal nach einander aufgeführt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Auch Kopfzeuge und andere Moden à la Figaro tauchten auf, und noch heutzutage ist auf der Bühne, wie in der Journalistik, dieser Name unvergessen. Auch in anderer Beziehung machte Beaumarchais von sich sprechen. Ein berühmter spanischer Publicist, der Herausgeber des Journals: »el pensador,» Don José Clavijo y Fajardo in Madrid, hatte mit Beaumarchais's Schwester ein zärtliches Verhältniß angesponnen, und sie dann verlassen. Beaumarchais eilte nach Spanien, forderte den Verfänger, verwundete ihn im Duell, und stürzte ihn aus seiner Stellung in Vergessen und Geringschätzung, wenn auch der physische Tod des Feindes, den Goethe in seinem Trauerspiele: »Clavijo» in unmittelbare Verbindung mit jenem Zweikampfe gesetzt hat, erst weit später erfolgte. Mitten unter Ruhm-, Rache- und Dichtergedanken, fand Beaumarchais noch Zeit, der kaufmännischen Speculation nachzuhängen und diese in großartiger Weise zu entwickeln. Der amerikanische Freiheitskrieg bot hierzu neue Gelegenheit. Mit stillschweigender Genehmigung des Ministeriums hatte er einen Verein gebildet, um den Amerikanern Waffen und Munition aller Art zuzuführen, wobei große Summen gewonnen wurden. Von seinem Vermögen machte Beaumarchais meist einen großmüthigen und edlen Gebrauch. Doch auch herbe Verluste blieben nicht aus. Die von ihm veranstalteten kostbaren Ausgaben von Voltaire's Werken rissen durch die Vernachlässigung des Heraus-

gebers, Marquis von Condorcet, beinahe die Hälfte von seinem amerikanischen Gewinne wieder hinweg. Auch verlor er kurz vor der Revolution, im Kornmann'schen Prozesse, durch seine eitle Einmischung viel in der öffentlichen Meinung; weder seine Reden vor Gericht, noch seine in dieser Sache geschriebenen Memoiren fanden Anklang, obschon er den Prozeß gewann. Seine neue Oper: »Tarare« (1787), und sein Drama: »la mère coupable« (1792), gewannen ihm die öffentliche Gunst nicht zurück. Als er 1792, zu seiner eigenen Sicherheit und unter Erlegung einer Caution von 500,000 Fr., der französischen Republik die Herbeischaffung von 60,000 Flinten versprach, diese aber nicht ankamen, wurde er in der Abtei festgesetzt, entkam jedoch, verbarg sich auf dem Lande, wurde verbannt und schrieb: »mes six époques« (1793), worin er die ausgestandenen Gefahren auf anziehende Weise erzählt. Später kehrte er in die Heimat zurück. Doch hatte der Schiffbruch seiner Hoffnungen, der wilde Kampf der Zeit, dem er gealtert und erschöpft gegenüberstand, seinen Lebensmuth gebrochen, wenn er sich auch die äußerliche Heiterkeit erhielt. Müde und mit der Welt zerfallen, starb er im Mai 1799 am Schlagflusse. Sein erregbarer und gewandter Geist hatte, bei dem scharfen, verbissenen Hohne, der ihn beseelte, nur eine schillernde Poesie gefunden; Intrigue und Leidenschaft machten ihn zum Dichter, und so vermochten seine Werke auch nie, an das höhere Menschliche hinauf zu reichen.

Georg Rákóczy,

Fürst von Siebenbürgen.

Geboren 1593. Gestorben 1648.

Unter den Heerführern der ungarischen Mißvergnügten, die mit mehr oder weniger Glück für die Constitution und die Freiheit des Gewissens kämpften, steht das Geschlecht der Rákóczy oben an. Seit mehr als einem Jahrhundert ist der Name aus der Geschichte verschwunden, aber er tönt fort in den schwermüthigen Weisen der ungarischen Nationalmusik, wie im Munde



Verlag von F. A. Duiker in Leida

Verlag von Carl Mayer & Co. in Stuttgart

des Volkes, daß von den Thaten dieses Geschlechtes nur eine dunkle Ahnung noch bewahrt.

Die Geschichtschreiber leiten den Ursprung desselben von dem Geschlechte der Buchat-Radván ab, daß im Zempliner Comitát weit verbreitet war, und aus Böhmen abstammen sollte. Ein Zweig dieses Stammes hat noch im 13. Jahrhundert von einem Dorfe in eben diesem Comitát den Namen Rákóczy angenommen, und als Sigmund Rákóczy im Jahre 1517 die Dörfer Zelep und Felső-Badász in der Abaujvárer Gespanschaft an sich gebracht, legte die Familie dem Namen Rákóczy auch noch das Prädicat de Felső-Badász bei.

Georg, dessen Biographie wir hier liefern, war der Urenkel dieses Sigmund. Sein Vater, Sigmund II., hatte sich, wie alle seine Vorfahren, im Felde rühmlich hervorgethan. Maximilian und Rudolph II. ehrten ihn mit Würden und Titeln, indessen die Stände Siebenbürgen's nach Bocskay's Tode ihn zur Annahme der Fürstenwürde beredeten, die er aber, zu rechtfertigen, als daß er lange den wüthenden Partekämpfen hätte widerstehen mögen, bald wieder niederlegte. Georg, sein Sohn, folgte dem Vater auf dem Fürstenthum, aber erst nachdem der preiswürdige Gabriel Bethlen gestorben war, und seine Witwe, die ränkevolle Katharina von Brandenburg, der vom Gemal ererbten Fürstenwürde entsagt hatte. Georg lebte auf der Sároshataer Burg in stiller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, als Stephan Bethlen, der Bruder des verstorbenen Fürsten, Boten an ihn sandte, die ihn zur Annahme der Fürstenwürde bewegen sollten, da er an seiner eignen Wahl verzweifelte. Die Stände des Reichs hatten sich indessen am Klausenburger Landtag zur Fürstenwahl angeschickt, und die Stimmenmehrheit entschied, wider alles Vermuthen, für Stephan Bethlen. Dieser bereute seine Voreiligkeit und fertigte Eilboten an Rákóczy ab, die ihn in Sároshata zurückhalten sollten. Er war aber mit einem kleinen Heerhaufen bereits nach Großwardein gegangen, fest entschlossen, seine Erwählung zum Fürsten, falls die Umstände es erheischen sollten, auch mit Gewalt durchzusetzen. Um jedoch einem Bürgerkriege vorzubeugen, der bei dem ungemessenen Ehrgeize Rákóczy's unvermeidlich schien, beredeten die Stände den friedliebenden Bethlen zu einem gütlichen Vergleiche, dem zufolge derselbe sich bereit erklärte, einen neuen Landtag nach Schäßburg berufen und dem Fürstenthum entsagen zu wollen, falls die neue Wahl auf Rákóczy fallen sollte. Rákóczy's Gold, das er reichlich spendete, that das Uebrige, und seine Wahl ging ohne Anstand durch. Am 24. April 1631

erfolgte seine feierliche Einsetzung zum Fürsten von Siebenbürgen. Von der Pforte, die sich für Bethlen interessirt hatte, erfolgte die Bestätigung nach einigem Widerstreben, aber K. Ferdinand wollte die Gelegenheit, das Fürstenthum seinen Erbstaaten einzuverleiben, nicht so leichten Kaufes hingeben. Der Palatin Eszterházy zog mit einem Heerhaufen gegen Siebenbürgen, um die Vertreibung Rákóczy's zu bewirken. Der Feldherr des Fürsten ging ihm aber über die Theiß entgegen, und ein einziges Treffen entschied die Herrschaft Rákóczy's, worauf auch von Seiten Ferdinand's seine Anerkennung erfolgte.

Die ersten Jahre arbeitete Rákóczy an der Befestigung seiner Herrschaft, sammelte Reichthümer, und war schwach genug, die Bethlen'sche Familie heimlich und endlich auch mit Waffen zu verfolgen, als die Sieges Schritte Gustav Adolf's ihn bald in die großen Angelegenheiten seines Jahrhunderts verwickelten. Pázmány, der gefürchtete Cardinal-Primas, war nicht mehr, und es erhob die protestantische Partei ihr Haupt wieder kühner. Am Reichstage (1638) mit allen ihren Beschwerden abgewiesen, wandte diese sich in ihrer Erbitterung an Rákóczy, dessen Ehrgeiz wohl bekannt war, und von dem sie wußte, daß er mit den Schweden bereits in Unterhandlung stand. Der Fürst vertröstete die Mißvergnügten anfangs auf günstigere Zeiten. Am 2. April 1643 schloß er aber mit den französisch-schwedischen Abgeordneten das Schutz- und Trugbündniß wider Ferdinand, und rüstete sich zu einem entscheidenden Feldzuge nach Ungarn.

Als er im nächsten Jahr darauf mit 20,000 schlagfertigen Streitern im Lande erschien, erklärte sich der größte Theil des Adels von Abauj, Borsod und Zemplin für ihn. Sie versammelten sich bei Kaschau auf freiem Felde (18. Januar 1644), und erklärten Rákóczy zum Fürsten des ungarischen Reichs. Ihrem Beispiele folgten bald die übrigen Gespannschaften diesseits und jenseits der Theiß, und sein Heer hatte sich durch den Beitritt der Mißvergnügten bald auf fast 70,000 Mann verstärkt, worauf er durch eine Proclamation das ganze Land zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens aufforderte. In den nicht lange nachher begonnenen Feindseligkeiten bewies indessen der Fürst wenig Feldherrntalente. Ferdinand III. stellte seinen Scharen deutsche Söldner, und unter des Palatins Niklas Eszterházy Anführung achttausend ungarische Streiter entgegen, die zwischen Komos und Eperies in achtsündiger Schlacht eine bedeutende Niederlage erlitten. Aber Rákóczy wußte die von seinem kriegserfahrenen Feldherrn Kemény erfochtenen Vortheile nicht zu nützen. Nachdem von beiden Seiten mit abwechselndem Glücke

gefochten und die Zeit mit Scharmüheeln hingebracht worden, sollten zu Tyrnau die Friedensbedingungen besprochen werden. Der Vergleich scheiterte aber an den Forderungen des Fürsten. Nun suchte Ferdinand durch Vermittlung der Pforte dem beschwerlichen Kriege, der seine Kräfte zersplitterte, ein Ende zu machen, indem er einen Befehl vom Divan an Rákóczy erwirkte, welcher ihn von den weiteren Feindseligkeiten gegen Ferdinand dringend abmahnte, und das schwedische Bündniß zu verlassen gebot. Der Fürst ließ sich aber nicht beirren; denn während er den Großherrsnn, so wie die Abgeordneten Ferdinand's mit Versprechungen hinhielt, verabredete er mit dem schwedischen und französischen Bevollmächtigten einen Einfall in Oesterreich, der nicht weniger, als die gänzliche Vernichtung des von allen Seiten bedrängten Ferdinand's, zum Zwecke haben sollte. Torstensohn war nach der blutigen Schlacht von Zankowicz bis unter die Mauern Wiens vorgeedrungen, indessen Türenne, von Nördlingen kommend, an der Donau herab schritt. Rákóczy sollte dagegen Tyrnau und Preßburg nehmen, und an der Donau herauf den Verbündeten zu Hülfe kommen und die Eroberung Mährens und Oesterreichs vollenden helfen. Dieses entscheidende Vorhaben kam aber nicht zur Ausführung. Rákóczy blieb auf halbem Wege stehen und fand es rathlicher, mit Ferdinand zu unterhandeln, da er vom Zorne des Großherrsnn Alles zu fürchten hatte. Mit Verdruss sahen die Verbündeten den Austritt des Fürsten an. Dieser unterzeichnete mit Ferdinand den *Einzer Frieden* (16. December 1645), der dem Fürsten, außer einigen erblich verliehenen Burgen, den lebenslänglichen Besiz derjenigen sieben Gespannschaften im Lande, die bereits Gabriel Bethlen besessen, zusicherte, und die Gerechtsame der evangelischen Kirche, im Sinne früherer Verträge, bestätigte. Das hierüber aus gefertigte Diplom ist nach endlosen Widerstrebnngen im October 1646 in's Reichsdecret aufgenommen worden.

Der Fürst hat fortan die eingegangenen Friedensbedingungen redlich gehalten. Seine Tage waren indessen gezählt; denn als er eben einen Abgeordneten, mit Geld reichlich versehen, nach Warschau sandte, um den erledigten polnischen Thron zu erkaufen, starb er im 55. Jahre seines Alters, am 11. October 1648. Sein unmäßiger Ehrgeiz und seine Habsucht hatten ihn zu mancher Ungerechtigkeit verleitet, doch unterstützte er freigebig die Kirchen und Schulen seines Glaubens, hing unerschütterlich an der Lehre Calvin's und konnte die heilige Schrift fast auswendig. Mit seinem Tode erbleichte der Glanz seines Geschlechtes allmählich. Sein Sohn, Georg II., noch zu Lebzeiten des Vaters zum Fürsten erwählt, büßte sein eigenes Land ein,

während er auf die Eroberung fremder Länder ausgezogen war und starb endlich zu Großwardein an den Wunden, die er in der Schlacht gegen den Temeser Bassa erhalten. Der Enkel dieses Georg's, Franz II., endete in der Verbannung zu Rodosio in Bessarabien, nachdem er mit abwechselndem Glücke an der Spitze der Kuruzen gekämpft, und nicht besser erging es dem Sohne des Verbannten, Joseph Rákóczy, der, geächtet vom Kaiser und Papste, 1738 zu Eszernavoda starb.

Peter Pázmány.

Geboren 1570. Gestorben 1637.

Pázmány gehört unter die Zahl jener merkwürdigen Menschen, die in aufgeregter Zeit durch Geistesüberlegenheit, durch einen strengen, beharrlichen Charakter, durch ein entschiedenes Auftreten und Verfolgen ihrer Zwecke den Weltgeist beherrschen, und auf der vorgezeichneten Bahn eine ganze Generation mit sich fortreißen. Er stammte aus einem altadeligen ungarischen Geschlechte und war der einzige Sprößling aus der ersten Ehe Niklas Pázmány's von Panasz mit Margaretha von Massa, die ursprünglich dem italienischen Hause der Markgrafen von Massa angehörte. Ein Zeitgenosse des berühmten Mannes führte seinen Stammbaum bis auf die Zeiten Stephan des Heiligen hinauf, wo bereits ein Pázmány, aus Deutschland eingewandert, dem ersten Könige in der Verbreitung des Christenthums hülfsreiche Hand leistete. Bekannt ist die Anekdote von einem gewissen Stephan Pázmány, den man auch zu den Ahnherren Peters zählt, wie dieser in einem Turnier mit König Karl I. drei Zähne eingebüßt, wofür ihn der König mit drei Dörfern beschenkte, und damit zugleich auch seine wie seiner Vorfahren hohen Verdienste belohnen wollte.

Peter's Ruhm überstrahlte indessen weit alle Verdienste seiner Ahnherren, deren die Geschichte kaum mehr gedenkt. Er war am 4. October 1570 zu Großwardein geboren, und, wie man allgemein glaubt, im reformirten Glauben, dem Bekenntnisse seiner Eltern, erzogen worden. Schon früh-

zeitig offenbarten sich im Knaben die großen Geistesgaben des Mannes. Er kam in seinem 13. Jahre nach Graz in die Lehranstalt der Jesuiten, trat zur katholischen Kirche über, und wurde schon in seinem 17. Jahre in den Orden der Gesellschaft aufgenommen. Nach vollendeten Studien lehrte er an derselben Anstalt zu Graz die Philosophie und Theologie mit außerordentlichem Beifalle, und ging endlich als Missionär nach Ungarn zurück, als der mit Bocskay abgeschlossene Wiener Friede das Ansehen des Katholicismus ernstlich bedrohte. Hier angelangt, begann er sein Geschäft mit ungewöhnlichem Erfolg. Die ersten Familien des Landes bekannten sich bereits sammt dem größeren Theile der Reichsstände zur protestantischen Kirche. Seinem Eifer und seiner Ueberredungskunst gelang es, die angesehensten Familien in wenig Jahren zur katholischen Kirche wieder zurückzuführen, deren Uebertritt sehr nachhaltig auf den übrigen Adel und deren Unterthanen zurückwirkte. Den Anfang hatte Pázmány mit Sigmund Forgács gemacht, dem nachmaligen Palatin und Bruder des Graner Erzbischofs, Franz Forgács, den er in wenig Wochen bekehrte, nachdem sein Bruder, der Cardinal-Erzbischof, sich fruchtlos mit ihm abgemüht hatte. Von dieser Zeit an ward er der vertrauteste Freund und Rathgeber des Cardinals, der in der gefährdrohenden Zeit den bewährten Mann nicht mehr aus den Augen ließ, und ihn bei allen Gelegenheiten benützte, was entscheidend auf des Mannes künftiges Schicksal wirkte.

Durch Pázmány's so entschiedenes Auftreten erschreckt, eilten die Protestanten, ihre mühsam errungenen Vortheile zu wahren und sicher zu stellen. Thurzó, der hochverdiente Palatin, berief die Synleiner Synode, um der unseligen Zerstückelung der protestantischen Kirche durch eine bessere Verfassung abzuhelpen, während der Reichstag schon früher die Entfernung der Jesuiten aus dem Lande mit Ungestüm verlangt hatte. Pázmány vertheidigte seine Ordensbrüder mit solcher Gewandtheit und mit so überzeugenden Gründen, daß ihr fernerer Aufenthalt in Ungarn genehmigt, ihnen jedoch jeder Grunderwerb versagt wurde. Die Beschlüsse der Synleiner Synode griff er dagegen mit den beißendsten Worten an, um die Geschlossenheit derselben nachzuweisen.

Seine große Gewandtheit und strenge Sittlichkeit, sein äußerst gefälliges und einnehmendes Betragen im Umgange, hatten ihm bald die höchste geistliche Würde im Lande verschafft. Als sein mächtiger Gönner, der Erzbischof Forgács starb, bezeichnete die allgemeine Stimme ihn als den würdigsten Nachfolger desselben. König Mathias II. erwirkte vom Papste seine

Entbindung vom Ordensgelübde, ernannte ihn zum Thuróczyer Probst, und nach wenig Monden (28. September 1616) zum Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn. Am 19. December desselben Jahres wurde ihm die Bestätigung des heiligen Vaters und das Pallium feierlich überreicht.

Von nun an trat Pázmány in Verfolgung seiner Zwecke mit noch größerer Entschiedenheit und Offenheit in die Schranken. Er wies die Ansprüche der königl. Kammer auf einen Theil seiner Revenuen mit Beharrlichkeit zurück, und sprach es unverhohlen aus, daß er nichts Geringeres, als die gänzliche Ausrottung des Protestantismus beabsichtige. Er wußte durch seine glänzende Beredsamkeit die Stände des Reichs dahin zu bringen, daß dieselben den rüftigen Ferdinand II., den eifrigsten Freund und Beschützer der Jesuiten, noch bei Mathias Lebzeiten zu dessen Nachfolger erwählten. Er selbst vollzog an ihm die Krönung zu Preßburg am 1. Juli 1618, und war fortan in der Schreckenszeit des hereinbrechenden Reformationskrieges dessen vertrautester Rathgeber und Geschäftsführer.

Ferdinand's energische Maßregeln, von Pázmány nachdrücklich unterstützt, hatten auch in Ungarn unter Gabriel Bethlen's Anführung das Feuer des Aufruhrs bald wieder entzündet. Der Erzbischof rettete sich mit der übrigen Geistlichkeit nach Wien, worauf in einer Versammlung der Mißvergnügten zu Neusohl die Verbannung über ihn ausgesprochen wurde. Der von ihm eingeleitete Nikolsburger Friede öffnete ihm indessen seine Heimat wieder, wo er an der Befestigung und Verbreitung des Katholicismus, und namentlich an der Sicherung der geistlichen Herrschaft, die er über alle und jede weltliche Macht erhoben wissen wollte, mit erneuerter Thätigkeit arbeitete. Mit dem würdigen Palatin, Niklas Eszterházy, dessen höhere Stellung im Staate er durchaus nicht anerkennen wollte, lebte er deshalb in jahrelangem Streite. Durch des Kaisers Vermittlung erlangte er endlich für seine vielfachen Bemühungen auch den Purpur, und ward am 9. November 1629 mit dem Titel Sti. Hieronymi Illiricorum zum Cardinal ernannt. Einige Jahre darnach (1632) ging er in Aufträgen des Kaisers nach Rom, um den heiligen Vater zu einer kräftigeren Unterstützung gegen die Fortschritte des Protestantismus unter Gustav Adolf's Siegespanieren zu bewegen. Pázmány hielt einen überaus prachtvollen Einzug in Rom, wurde aber vom Papste zur Rede gestellt, wie er als Botschafter eines Fürsten erscheinen könne, da er doch als Cardinal mit jedem Könige in gleichem Range stehe. Nach seiner Rückkehr nahm er den Streit wegen der Palatinwürde von Neuem auf, und endete nach wenig Jahren (19. März 1637), bald nach dem Hintritte

Ferdinand's, sein thatenreiches Leben. In der Domkirche zu Pressburg bezeichnet die von ihm selbst verfaßte einfache Grabschrift: »Petrus Pázmány Cardinalis,« die Stelle, wo die Reste des einflußreichsten ungarischen Kirchenfürsten ruhen.

Seine zahlreichen, aus eigenen Mitteln reich dotirten Stiftungen, wie die Universität zu Tyrnau, die Jesuiten-Collegien zu Leutschau, Pressburg, Tyrnau und Raab, das Adalbertische Convict, das Pazmaneum zu Wien, besagen zur Genüge, was er für die Ausbildung des Clerus und namentlich seiner ehemaligen Ordensbrüder Großes und Fruchtbringendes geleistet; selbst auf die Laien suchte er durch Verbreitung geistvoller Abhandlungen, die er selbst verfaßte, zu wirken. Er schrieb unübertrefflich, häufig heißend und scharf, in beiden Sprachen, in der lateinischen, wie in der ungarischen. Finster, einsylbig — so schildert ihn der österreichische Plutarch — strenge gegen sich selbst, trat er gleichwohl immer mit heiterer, strahlender Miene, mit anziehender Wärme in die Welt und in die Geschäfte. Man kann nicht läugnen, daß er mitunter sehr gewaltthätig gewesen ist, aber keineswegs aus blinder Aufwallung, sondern aus Plan. Er war leidenschaftlich, aber nicht der eignen Liebe oder dem Privathasse schlachtete er Opfer. Er zertrat mit ehernem Fuße, was seinem Glauben im Wege stand, kalt, unerbittlich, stets des Einen gedenkend, der auch gestorben ist für Alle. Die Summe des Menschenglücks hat Pázmány dadurch wohl nicht vergrößert, aber er war consequent bis an's Ende.

Jean Victor Moreau.

Geboren 1763. Gestorben 1813.

Francia's Coriolan, Moreau, wurde den 11. August 1763 zu Morlaix in der Bretagne geboren. Sein Vater, ein Advocat, bestimmte ihn für das Studium der Rechte; doch schon 1780 ließ der Jüngling, der unwiderstehlichen Neigung für den Kriegerstand folgend, sich als Soldat anwerben, und mit Mühe machte der Vater ihn frei. Die Rechtsstudien wurden zu Rennes ungern, doch erfolgreich fortgesetzt; des Jünglings Talente verschafften

ihm großes Ansehen bei seinen Comilitonen, er ward Vorsteher eines politischen Studentenclubs und sogar in dieser Eigenschaft bestätigt, als 1789 die Studentenvereine zur Volksbewaffnung gezogen wurden. So fand ihn die Revolution bereits auf einem gewissen Standpunkte, von welchem aus er der kämpfenden Zeit den Arm zu reichen vermochte. Bei dem ersten Aufgebote der Nationalfreiwilligen ward er Commandant eines Bataillons, das zur Nordarmee stieß, und verlegte sich seitdem eifrig auf taktische Studien. Die Pariser Ereignisse am 10. August 1792 gaben ihm Gelegenheit, sich offen für die Republik auszusprechen, doch der Untergang der Gironde, unter welcher er viele Freunde zählte, ergriff ihn schmerzlich, und nahm ihn gegen die Constitution von 1793 ein. Die kriegerischen Ereignisse in den Niederlanden beschäftigten seinen Geist lebhaft; sein Bataillon wohnte den meisten Schlachten und Gefechten bei, kämpfte mit Auszeichnung, und verhalf dem Anführer zu Ruf. Pichegru, zum Obergeneral der Nordarmee ernannt, ließ Moreau schnell bis zum Brigadegeneral, und schon am 14. April 1794 zum Divisionsgeneral steigen. Bei Pichegru's Einfall in Flandern wurde Moreau zur Einnahme der Festungen Menin, Ypern, Brügge, Ostende und Nieuport befehligt, welche er schnell in seine Gewalt brachte. Während er für Frankreich kämpfte, blutete (21. Juli 1794) sein Vater, von Robespierre verurtheilt, zu Brest unter dem Beile. Der Schmerz darüber drohte Moreau's Thätigkeit zu lähmen; doch Pichegru trieb den Gebeugten zu neuen Thaten, übergab ihm den rechten Flügel der Nordarmee, und ließ ihn im December 1794 über die Maas und Wesel in Holland eindringen. Als nach der Eroberung Hollands Pichegru die oberste Leitung aller im Norden und Osten stehenden Armeen übernommen hatte, erhielt Moreau, bereits zum zweiten Male, interimistisch den Oberbefehl über die Nordarmee, und als Ersterer bald darauf in Ungunst fiel, trat Moreau 1796 als Obergeneral an die Spitze der Rhein- und Moselarmee. Mit großer Geschicklichkeit bewirkte er den Uebergang über den Rhein bei Straßburg; doch mit der Beschaffenheit des Schwarzwaldgebirges zu wenig vertraut, wagte er nicht, den erhaltenen Befehlen gemäß, an den obern Neckar zu rücken, und ließ dem F. J. M. Batour Zeit, seine Truppen zu vereinigen. Doch siegte er am 9. Juli in der Schlacht bei Malsch und Rothensohl, und nöthigte die Oesterreicher zum Rückzuge nach Pforzheim. Aber eine gewisse Unschlüssigkeit, die in seinen kriegerischen Operationen häufig bemerkbar wird, verhinderte ihn, seinen Sieg vollständig zu benutzen, woran allerdings die oft sich widersprechenden Befehle und Anordnungen der französischen Regierung viele Schuld hatten.

Nach der Schlacht bei Neresheim (11. August 1796), welche in den strategischen Verhältnissen beider Parteien nichts änderte, ging Moreau auf das rechte Donauufer, marschirte nach Augsburg, vereinigte sich mit Ferino, überschritt am 24. August den Eech, und brachte bei Friedberg den Oesterreichern eine Niederlage bei. Doch auch hier brachte seine Unentschlossenheit sich um einen Theil der Früchte des Sieges, und der unermüdlche Latour, durch die Ankunft des Generals Nauendorff mit 9000 Mann an der Donau verstärkt, wagte sogar muthvoll, die Offensive wieder zu ergreifen, welche Moreau durch die Gefechte bei Geisensfeld und Neuburg abwehren mußte. Der Waffenstillstand mit Baiern war der einzige errungene Vortheil. Nachdem so die günstige Zeit zu entscheidenderen Unternehmungen verstrichen, Jourdan bei Würzburg geschlagen und auch aus seiner Stellung hinter der Eahn vertrieben worden war, trat Moreau den Rückzug an den Oberrhein an. Dieser Rückzug, obgleich in seiner Ausführung ein Meisterstück der Kriegskunst und als solches berühmt geworden, mußte doch in so fern befremden, als es wenige Beispiele in der Geschichte gibt, daß ein siegreicher und überlegener Feldherr in einem bereits unterworfenen Lande das Feld vor einem mehrmals geschlagenen Gegner geräumt habe. Statt des kürzeren Weges wählte er den beschwerlicheren durch das Höllenthal, durchzog es glücklich, siegte bei Biberach über die geringeren Streitkräfte Latour's, und hatte am 16. October seine ganze Armee bei Freiburg vereinigt, rückte jedoch weder gegen Kehl vor, was die Oesterreicher nicht hätten verhindern können, noch unternahm er einen Rückzug auf das rechte Rheinufer, der noch weniger angefochten werden konnte. Die Folge war, daß er vom Erzherzog Karl angegriffen wurde, und die Franzosen die Schlacht von Emmendingen und Waldbkirch (19. und 20. October) verloren; erst in der Schlacht bei Schliengen gelang es ihm, sich seines unermüdlchen Verfolgers zu erwehren. In dem nur wenige Wochen dauernden Feldzuge 1797 betrat Moreau das rechte Rheinufer mit großer Ueberlegenheit; nachdem er am Schlusse des vorigen Feldzuges durch die wichtige Vertheidigung der schlecht besetzten Plätze Kehl und Hüningen seinen Ruhm vermehrt hatte. Seine Freundschaft für Pichegru, dessen Anschläge ihm wohl nicht ganz unbekannt waren, machte ihn verdächtig, und, obgleich von dem Heere vergöttert, begehrte und erhielt er den 4. September 1797 seine Entlassung. Aber der Mangel an tüchtigen Generalen führte 1798 zu seiner Wiederberufung. Er wurde Anfangs als Generalinspecteur angestellt, dann mit zur Berathung des Feldzugsplanes gezogen, und 1799 der in Oberitalien unter Scheerer's Befehlen stehenden Armee zugetheilt.

Bei Cassano ging der Oberbefehl an ihn über, zu spät, um diese unglückliche Schlacht (27. April 1799) abwenden zu können. Er führte die geschlagene Armee gegen Piemont zurück, und nahm zwischen Alessandria und Balenza eine Stellung, um die Vereinigung mit der unter Macdonald aus Neapel kommenden Armee zu erwarten. Aber nach dem unglücklichen Gefechte bei San Giuliano in die Apenninen zurückzuweichen genöthigt, vertiefte er sich zu sehr in das Gebirge, so daß er nachher nicht im Stande war, zu Gunsten Macdonald's, der an der Trebbia einen hartnäckigen Kampf mit Suwarow zu bestehen hatte, den Letzteren wirksam im Rücken zu bedrohen. Zwar gelang es Moreau, die Citadelle von Tortona zu entsetzen, und bei Cassino grosso ein österreichisches Corps zu schlagen, aber die an demselben Tage erfolgte Uebergabe von Turin und Macdonald's Niederlage veranlaßte Moreau, in die Gebirge zurückzukehren. Bald darauf erhielt Joubert den Oberbefehl, und Moreau sollte die Rheinarmee übernehmen; doch verzögerte dieser auf des Ersteren Bitten die Abreise, wohnte der Schlacht von Novi bei, übernahm in derselben noch einmal den Oberbefehl, da Joubert gleich Anfangs getödtet wurde, und sicherte wenigstens den Rückzug nach Genua. Er setzte sich in dieser Schlacht allen Gefahren eines Kriegers aus, wurde an der Schulter verwundet, und drei Pferde ihm unter dem Leibe erschossen. Bald darauf übergab er die Armee dem neuen Obergeneral Championnet, und reiste nach Paris ab, um seine Instructionen zu vernehmen. Bonaparte's Genie und Muth zog den für fremdes Verdienst stets gerechten und neidlosen Moreau lebhaft an; freiwillig unterordnete er sich demselben, und half ihm das Consulat erringen, obgleich ihm selbst von einflußreichen Männern die erste Stelle im Staate angetragen wurde. Zu Fortsetzung des Kampfes gegen Oesterreich erhielt Moreau den Befehl über die Rhein- und Donauarmee, drang mit derselben nach den Siegen bei Engen, Möskirch, Biberach (am 3., 5. und 9. Mai 1800) und Memmingen bis an den Lech vor, drängte den österreichischen Feldmarschall Kray aus seiner Stellung bei Ulm bis nach Nördlingen zurück, ging über die Donau, siegte bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor, und besetzte München. Dadurch setzte er sich in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden ihm Regensburg, den tiroler Paß Reutti, Philippsburg, Ulm und Ingolstadt zu übergeben. Nach abgelaufenem Waffenstillstande siegte er am 3. December über die Oesterreicher in der Schlacht bei Hohenlinden, welchen Sieg er jedoch selbst weniger sich, als dem entschlossenen Benehmen seiner Generale zuschrieb, ging über

den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, erhielt in dem am 25. December zu Steier geschlossenen Waffenstillstande die Festungen Würzburg, Braunau, Kuffstein und Scharnitz, und bereitete so den Luneviller Frieden vor. Bonaparte fällte damals über ihn das schmeichelhafte Urtheil: »Mein Feldzug war der eines jungen Menschen, der seinige aber der eines vollendeten Feldherrn.« Nach geschlossenem Frieden lebte er mit seiner Gattin, einer jungen, reichen und schönen, aber auch etwas stolzen Dame, ruhig auf seinem Landgute Grosbois bei Paris. Bonaparte's zunehmende Despotie stieß Moreau's streng republikanischen Charakter ab; er vermied den ersten Consul, sprach seine Ansicht offen aus, und lehnte die Annahme des Kreuzes der Ehrenlegion ab. Bonaparte, dadurch argwöhnisch gemacht, umgab ihn mit Aufpassern, und nahm, auf den Grund fremder Briefe, die Gelegenheit wahr, ihn des Einverständnisses mit Pichegru und Georges Cadoudal zu beschuldigen. Moreau wurde verhaftet, des Hochverrathes angeklagt, doch theilweise dieser Anklage wieder enthoben und endlich zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt. Sern ertheilte Napoleon dem durch seine Volksgunst gefährlichen Manne die Erlaubniß, seine Strafzeit fern von Frankreich's Boden, in Amerika, zu bestehen; Moreau schiffte sich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, und ließ sich zu Morisville am Delaware unweit Philadelphia nieder. Im December 1811 verzehrte eine Feuersbrunst sein Landhaus und seine Bibliothek, worauf sein Waffenfreund, Bernadotte, damals bereits Kronprinz von Schweden, ihn zu sich nach Stockholm lud. Doch erst im Juni 1813 gab er, auf die Einladung des Kaisers Alexander von Rußland, seinen friedlichen Zufluchtsort auf, um nach Europa zurückzukehren, wo die Würfel seines Schicksals so bald fallen sollten. Den 26. Juli landete er in Gothenburg, den 7. August traf er in Stralsund ein, und verlebte drei angenehme Tage im freundschaftlichen Umgange mit dem Kronprinzen von Schweden; dann ging er nach Prag, wo die Monarchen Oesterreich's, Rußland's und Preußen's versammelt waren. Im Gefolge des Kaisers Alexander, jedoch ohne in russischen Diensten zu stehen, auch ohne Antheil an dem Angriffsplane, wohnte er der Schlacht bei Dresden bei. Auf den Anhöhen vor dieser Stadt wurde er, an der Seite des Kaisers von Rußland, von einer Kanonenkugel getroffen, welche wahrscheinlich von der an Moczinki's Garten aufgestellten Batterie ausging, und ihm beide Beine zerschmetterte. Man brachte ihn in das nahe Dorf Nörthitz, wo er mit großer Standhaftigkeit die Amputation aushielt. Dann trugen ihn vier russische Jäger über das Gebirge nach Laun in

Böhmen, wo er am 2. September 1813 seinen Heldengeist verhauchte. Seine Leiche kam nach Petersburg und wurde dort feierlich beerdigt. Die abgelöseten Beine aber, welche man vorläufig in Nöthnig begraben hatte, wurden am 4. November 1814 unter dem russischen Gouvernement der Erde wieder enthoben, in einer Urne in Spiritus gesetzt, und bei dem Dorfe Räckniz in der Gegend, wo die Kugel ihn ereilt hatte, begraben, die Stelle aber durch ein Denkmal bezeichnet, bestehend in einem Syenitwürfel — der von dem sogenannten Riesensteine bei Meissen, einem altgermanischen Opferfelsen, entnommen war — mit der einfachen Inschrift: »Moreau der Held fiel hier an der Seite Alexanders den 17. August 1813.« Helm und Schwert, aus Eisen gegossen, bedecken den alten Heidenstein mit seinem Hünengrabe, unter welchem die Glieder des fränkischen Coriolan ruhen, die der Tod von ihrem Körper losgetrennt, gleichwie das Leben ihn selbst von seinem Vaterlande unfreiwillig losgerissen. Seine Bildsäule ließ 1819 Ludwig XVIII. aufstellen. — Moreau steht unter den ruhmreichsten Söhnen Frankreich's. Sein sanfter Charakter ließ ihn nicht zu jener Energie sich erheben, die, wenn die Gunst der Umstände sich ihrer bemächtigt, zu staunenerregenden Thaten führt, und als Feldherr kann er nicht, wie bisweilen geschehen, an Napoleon's Seite gestellt werden. Aber er schließt sich durch Besonnenheit, Muth und Ausdauer den großen kriegerischen Talenten seiner Zeit an. Doch der Mensch überstrahlt in ihm noch den Krieger. Großherzig, uneigennützig und wohlwollend, bescheiden nicht nur der Form nach, gerecht auch gegen den Widersacher, immer bereit, fremdes Verdienst über das seinige zu stellen, der Eifersucht und dem Neide fremd, und jeder edlen Entsagung fähig, reiht er sich an die herrlichsten und nachahmungswürdigsten Muster der Menschheit. Weder übermüthig, noch schmeichlerisch, voll warmer Begeisterung, doch ohne Exaltation, fest in den Grundzügen seines Charakters, doch ohne starr zu sein, haßte er in dem Gegner nur, was an demselben wirklich hassenswerth, ohne sich zu verhehlen, was daneben wiederum als groß und schön erkannt werden mußte. Er war der menschlichste Krieger im französischen Heere, jeder Gewaltthat abhold, unerschrocken gegen den Kämpfenden, mild und schützend gegen den wehrlosen Feind. Seine Asche sollte sein Vaterland nicht haben; doch mehr noch mochte Frankreich es beklagen, daß es im entscheidenden Augenblicke auch Moreau's Geist nicht haben konnte.

Johann Baptist Kleber.

Geboren 1745. Gestorben 1800.

Dieser ruhmvolle Krieger, den der Tod mitten aus seiner Laufbahn hinwegriß, stammte aus Straßburg. Der Sohn wackerer, doch wenig bemittelter Bürgerleute, wünschte er sich der höheren Baukunst zu widmen, ging 1761 zu seiner Ausbildung in diesem Kunstzweige nach Paris, sah sich aber wegen Mangel an Unterstützung genöthigt, in seine Heimat zurückzukehren. Ein Zufall führte ihn nach München in die dortige Militärschule, wo er sich vortheilhaft hervorthat, 1772 eine Lieutenantsstelle im Regimente des österreichischen Generals von Kaunitz erhielt, hier bis 1783 blieb, und in dem Feldzuge gegen die Türken sich auszeichnete. Dann nahm er auf den Wunsch seiner Verwandten den Abschied, bekam im Ober-Elsaß eine Stelle als Bauinspector und verwaltete sie bis zum Ausbruche der Revolution. Bei Bildung der Nationalgarden trat er als Adjutant in ein Bataillon, das er schnell einübte, und ward dann durch Custine Chef des dritten ober-rheinischen Bataillons. Da seine architekthischen und militärischen Kenntnisse bei der Befestigung von Mainz gute Dienste leisteten, ward er Generaladjutant, und bewies, während der Belagerung dieser Stadt durch die Preußen, bei mehreren Ausfällen so viel Muth und Umsicht, daß die Conventscommissarien ihn zum Brigadegeneral ernannten. Nach der Uebergabe von Mainz wurde er mit der vorherigen Besatzung dieser Stadt in die Vendée geschickt, führte am 19. September 1793 die Avantgarde über Bouffay gegen Torgou, wurde aber hier, während seine Soldaten die Stadt plünderten und anzündeten, von dem Insurgentenführer Charette zurückgeschlagen. Hätte nicht die heldenmüthige Aufopferung des Bataillonschefs Chevaradin und seiner dreihundert Grenadiere, die sämmtlich den Heldentod starben, das Desfilé zwischen Rouffay und Getigné gegen die Vendéer gehalten, so würde auf diesem beschwerlichen Rückzuge die Artillerie und mit ihr die Armee der Republikaner verloren gewesen sein. Hierauf erhielt Kleber einstweilen den

Oberbefehl über alle in der Vendée stehenden Truppen, schlug die Vendéer bei Chatillon, und übergab den 8. October die Armee an Lechelle, befehligte in der Schlacht bei Chollet (17. October) den rechten Flügel, nahm Theil an der Schlacht bei Antrain, eroberte (23. December) an der Spitze einer Division das Städtchen Savenay, und zog einige Tage später triumphirend in Nantes ein. Zu Anfang des Jahres 1794 kehrte Kleber nach Paris zurück, befehligte Anfangs eine Division der Nordarmee und wohnte mit denselben den Gefechten an der Sambre bei, wurde dann unter Jourdan's Befehle gestellt und focht mit Auszeichnung und Erfolg in den beiden Schlachten bei Fleurus. Sein Ruhm stieg bedeutend durch die schnelle Eroberung von Mastricht, und er mußte daher im December auch die Belagerung von Mainz übernehmen, erhielt jedoch bald wieder die Führung von Jourdan's linkem Flügel, als dieser 1795 bei Düsseldorf und Neuwied den Rhein überschritt und gegen den Main vordrang. Auch im folgenden Jahre befehligte Kleber fortwährend jenen Flügel, verließ aber kurz vor der Schlacht von Würzburg die Armee, und ging nach Paris, wo man ihm eine Stelle im gesetzgebenden Corps anbot, die er ablehnte, und daselbst Zeuge der Revolution des 18. Fructidor war, durch seine Freimüthigkeit sich Feinde zuzog und Gefahr lief, deportirt zu werden. Bonaparte wählte ihn zu der Expedition nach Aegypten aus, welcher Kleber sich mit Freuden anschloß und am 30. Juni 1798 bei Alexandrien landete. Durch einem gewissen Tallien, der die Feldherren zu entzweien suchte, traten vorübergehende Spannungen zwischen Bonaparte und Kleber ein, die jedoch durch versöhnende Schritte, welche der Erstgenannte unternahm, wieder beigelegt wurden. Hierauf kämpfte Kleber vor Jaffa, bei Sed-Jarra, am Berge Tabor und bei Abukir mit aller ihm eigenen Unerschrockenheit, und stieg dadurch in Bonaparte's Achtung so hoch, daß dieser — als die Ereignisse in Europa und seine stolzen Pläne ihn zur Rückkehr nach Europa veranlaßten — ihm den Oberbefehl in Aegypten übertrug. Nach Bonaparte's Abreise gelang es jenem Tallien abermals, den Oberbefehlshaber Kleber gegen Bonaparte einzunehmen, indem er ihn glauben machte, daß Bonaparte ihn absichtlich preisgegeben habe. Kleber beabsichtigte daher, seine eigene Rückkehr nach Europa zu beschleunigen, und richtete einen Brief an das Directorium, der mit Anklagen gegen Bonaparte erfüllt war, für Letzteren aber, der mittlerweile schon seine Stellung in Frankreich besetzt und sich zum Consul erhoben hatte, nicht mehr von nachtheiliger Wirkung sein konnte. Auf Tallien's Betrieb setzte Kleber die von Bonaparte nur zum Scheine angeknüpften Unterhandlungen mit dem

Commodore Sidney Smith im Ernste fort; doch blieben sie, da der mit dem Commodore einverständene Tallien sie insgeheim hintertrieb, ohne Erfolg, und bald hatte Kleber neue Kämpfe zu bestehen. Nach dem Verluste von El Arisch wurden zwar neue Unterhandlungen angeknüpft, welche die ungestörte Räumung Aegyptens zur Folge haben sollten. Als aber die Sache zur Ausführung kam, erklärte Sidney Smith, daß seine Regierung den Vertrag nicht ratificire und der Admiral Keith den Befehl habe, sich der Abfahrt der Franzosen zu widersetzen. Kleber ließ des Letzteren Schreiben, in welchem die Franzosen aufgefordert wurden, sich gefangen zu geben, an die Straßenecken anschlagen, mit den beigefügten Worten: „Auf eine so niederträchtige Zumuthung antwortet man nur durch einen Sieg.“ — Schon waren mehrere Orte den Türken übergeben worden, und der Großwesir Jussuf Pascha stand mit einem zahlreichen Heere bereit, den Worten Keith's Nachdruck zu geben. Aber Kleber war entschlossen, Aegypten nicht eher zu verlassen, bis alle Punkte des Vertrags von El Arisch erfüllt sein würden. Drohend ließ er den Großwesir auffordern, nicht die geringste Bewegung über Belbeis hinaus zu machen, und als dieser gleichwohl in die Ebene von Kubbeh vorrückte, lieferte er ihm am 25. März 1800 die Schlacht bei Heliopolis, die mit einer gänzlichen Niederlage der Türken endete. Dieser glänzende Sieg, welcher den Siegern nur 200 Tödtete kostete, vernichtete die türkische Armee in Aegypten, und unterwarf dieses Land zum dritten Male den Franzosen. Nachdem Kleber mittlerweile Kunde von den Vorfällen in Europa erhalten hatte, ging er um so ernstlicher damit um, sich in dem wieder errungenen Besitze zu behaupten. Aber die zu strenge Administration des Landes machte ihn bei den Einwohnern verhaßt. Ein von einem islamitischen Priester aufgehefter türkischer Jüngling, Soleiman von Alep, nahm den Augenblick wahr, da Kleber (14. Juni 1800) in Cairo auf der Terrasse eines Hauses spazieren ging; er stürzte sich auf den General und durchbohrte ihn mit seinem Dolsche. Die Hülfe kam zu spät; doch wurde des Oberfeldherrn Tod an dem Mörder schrecklich gerächt. Der Tod Kleber's ward die Ursache des Verlustes von Aegypten, da sein Nachfolger Menou weder das Vertrauen des Heeres besaß, noch sonst auf irgend eine Weise jenem Posten gewachsen war. — Kleber war von hohem Wuchs und starkem Körperbau, bisweilen barsch und absprechend, doch nachgiebig gegen Freunde und gegen Gründe der Vernunft. Im Glücke leichtfertig, war er stark und umsichtig unter drohenden Umständen; Deutscher von Geburt, besaß er den improvisirenden Witz des Franzosen und die Gabe glücklicher Einfälle, die ihn beliebt machte

und mit seiner Hefigkeit ausföhnzte. Seine einbalsamirten Ueberreste wurden 1818 von Chateau d'Is nach Straßburg gebracht und dort feierlich beigesetzt.

Kaspar Graf von Sternberg.

Geboren 1761. Gestorben 1838.

Tragen Familien, in welchen sich Talente, Kunstübungen oder wissenschaftliche Bestrebungen forterben, zur Förderung solcher Pflanzungen wesentlich bei, wie italienische Künstler-Familien und manche naturforschende, z. B. Lussieu, Meckel u. a. beweisen, so ist der segenreiche Einfluß auf's Große und Ganze noch bedeutender, wenn so edle Neigungen in hochgestellten Familien, deren Wirken auf ganze Länder sich erstreckt, heimisch sind. Eine solche Familie ist die der Sternberge, welcher Böhmen seinen Kunstverein, die Akademie der Künste und manche ehrende Erinnerung verdankt. Besonders glänzen drei Brüder aus ihr hervor, deren jüngster, Kaspar Maria, am 6. Jänner 1761 in Prag geboren, unter den deutschen Naturforschern stets in ruhmvollem Andenken bleiben wird.

Die frühe wissenschaftliche Erziehung im elterlichen Hause durch den Geschichtsforscher Pelzl und, nach vollendeten Studien, ein Aufenthalt von mehreren Jahren in Rom, gründete im Gemüthe des jungen Grafen eine Basis für das Wissen und weckte den Sinn für dessen höhere Beziehungen. Zum geistlichen Stande bestimmt, trat er ihn zu Regensburg im J. 1786 an, näherte aber ununterbrochen eine früh eingepflanzte und gehegte Liebe zu den Naturwissenschaften. Er schloß sich thätig und liberal an die botanische Gesellschaft zu Regensburg, und mitten unter den Stürmen des Krieges und der politischen Aufregung, die damals unser Vaterland erschütterten, pflegte er die zarten Blüten der schuldlosesten und reinsten aller Wissenschaften. Aber auch auf andere Weise übte er die schönen Pflichten der Liebe und des Friedens. Seiner milden Beredsamkeit, seinem sanften Charakter gelang es, den französischen General Moreau zur Milderung der feindlichen Kriegs-Requisitionen zu bewegen. Von dieser Sendung zurückgekehrt, theilte

Sternberg Resultate seiner Forschungen in instructiven Abhandlungen mit. Vom Fürst Primas von Dalberg mit der Leitung aller wissenschaftlichen Anstalten von Regensburg beauftragt, belebte er diese mit seinem Geiste und Streben, und, wie von Schöpfungshauch durchdrungen, keimten in Kurzem diese Pflanzungen empor. Ein Garten wurde angelegt, mit Gewächshäusern versehen, und Vorlesungen im Sinne Humboldt's über Physiognomik der Pflanzenwelt gehalten. Aber die völlige Reife seiner Ansichten und seines Wissens entfaltete sich für Sternberg im J. 1805, als er den Fürst Primas nach Paris begleitete. Hier, umgeben und eingelebt in einen Kreis ausgezeichneter und rastlos thätiger Naturforscher, brachte Sternberg seine schönsten Stunden im Jardin des plantes zu; hier schrieb er seine treffliche Abhandlung: „Ueber die Analogien der Pflanzen der Vorwelt“, die eigentlich seinen höheren Ruf begründete. Die Beschreibung seiner naturhistorischen Wallfahrten durch den Böhmerwald, die Alpen Tirols und Italien befestigte denselben noch mehr. Allein in Regensburg wieder angelangt, ward Sternberg einen Zustand der Dinge gewahr, der von seinen geliebten Pflanzungen, den Instituten daselbst, keine Früchte möglich machte. Sternberg, dem ein Leben ohne erfolgreiche Thätigkeit kein Leben war, wandte sich trauernd von seinen bisherigen Pfleglingen ab, übersandte im Frühlinge 1807 seine Resignation nach Aschaffenburg, und beschloß, in seinem Vaterlande sich und seinen Naturwissenschaften eine neue Heimat zu gründen. Und nun begann in Prag die dritte, vollendete Epoche seines Lebens und Wirkens. Er concentrirte dieses ganz in die Naturforschung, und setzte durch seine „Flora der Vorwelt“ den Bestrebungen die Krone auf, zu denen er in Paris die Keime gelegt hatte. Als Präsident des böhmischen Museums wirkte er leitend und vortragend zur Förderung des Ganzen ruhmvoll mit, und alle wissenschaftlichen Vereine Böhmens hatten ihm Impulse, Theilnahme, Resultate oder Zeichen des Ruhmes zu verdanken. Dieses gemeinsame Arbeiten in Vereinen und akademischen Gesellschaften schien Sternberg's Hauptaugenmerk; und in der That, noch ehe die Geschichte die Frage der Menschheit: was haben Vereine zur Kultur des Wissens Reelles geleistet? beantworten kann, läßt sich aus dem Wesen der Aufgaben im voraus sagen: wenn sie irgendwo etwas geleistet haben, so wird es in den Naturwissenschaften sein. Denn diese, die auf Versuchen und Erfahrungen beruhen, verlangen besonders auf ihrem heutigen Standpunkte — wo keine von ihnen, geschweige alle, von einem Einzelnen auch nur übersehen werden kann — Mittel, welche nur Vereine zu bieten haben. Von dieser Ueberzeugung war Sternberg durchdrungen, und

in diesem Sinne war er es auch, der im J. 1832 veranstaltete, daß Wien zum Versammlungsorte der deutschen Naturforscher und Aerzte gewählt wurde. Im J. 1837 genoß er die Freude, denselben Verein in seiner Vaterstadt Prag wieder zu sehen und ihn als Präsident zu leiten und zu schmücken. Unermüdlich sah man den fast achtzigjährigen Greis, der noch vor Kurzem eine gediegene »Geschichte der Bergwerke Böhmens« an den Tag gefördert, in seinen Lieblingsregionen walten — bis der Genius dieses still nützenden Lebens die Fackel senkte. Ein Schlagfluß endete es am 20. December des folgenden Jahres. Es ist hinreichend gerühmt, wenn man mit Recht sagen konnte, daß es im Stillen nützlich war; aber es war auch mannigfach geschmückt und verschönt, durch stille Genüsse einer schönen Natur auf seinen Gütern, durch die Achtung und Anerkennung, welche die Welt und ihre Großen seinen Verdiensten zollten, und durch die Freundschaft einiger Wenigen, worunter ein Goethe war.

Karl Graf von Harrach.

Geboren 1761. Gestorben 1829.

Ist die schöne Kunst, das Elend seiner Brüder zu mindern, die Kunst, „die den Menschen zum Gott des Menschen macht,“ schon an sich eine Gabe des Himmels, so erscheint sie doppelt als solche, wenn Männer sich ihr weihen, deren höhere Stellung in der Gesellschaft sie jener Aufopferungen entheben konnte, denen sich Andere oft nur aus Nothwendigkeit unterziehen. Ein solcher ehrwürdiger Charakter war Graf Karl Harrach.

Aus einem der vornehmsten Geschlechter der österreichischen Monarchie am 11. Mai des Jahres 1761 entsprossen, fiel seine Jugend in jene schöne und segenreiche Epoche, in welcher eine allgemeine philanthropische Gesinnung sich über die Welt verbreitete, in welcher St. Pierre's, Rousseau's, Penn's und Beccaria's Lehren von allen Seiten wiedertönten, in welchem Menschenliebe und Verbesserung menschlicher Zustände die allgemeine Parole, — bei Vielen vielleicht ein bloßer Modeartikel, aber doch wahrlich noch die lobenswertheste aller bisherigen Moden — geworden waren. Eine solche Gesinnung

konnte nicht verfehlen, die ganze Seele eines lebhaften und höchst erregbaren Jünglings, wie Harrach's, früh zu entflammen. Mit Hast und Feuereifer vergrub er sich in die Bücher; ein frisches, kräftiges Gedächtniß half ihm besonders zur Erwerbung fremder Sprachen und der Naturwissenschaften, — und was diese einsamen Studien begonnen hatten, vollendete eine, mit solchen Behelfen unternommene Reise durch Europa, deren Mittelpunkt ihm England wurde, wo die Richtung seiner Seele nach dem praktisch Heilsamen die meiste Nahrung fand. Howard's rührend großes Beispiel, Jenner's wohlthätiges Wirken gruben sich seinem Gemüthe ein, und als er in seine Vaterstadt Wien zurückkehrte, wählte er, statt der ihm bestimmten, glänzenden Laufbahn des Staatsmannes — die schlichte, dornenvolle des Arztes. Mit dem ihm eigenen Enthusiasmus ergriff er das Studium; der immerwährende Aufenthalt im Spitale zog ihm ein eben herrschendes Spitalsieber zu; aber das schwere Leiden hatte seinen Eifer nicht abgekühlt. Er nahm im Jahre 1803 den Doctorgrad, und von nun an war nicht nur die rastlose Thätigkeit seiner Tage und Nächte, sondern auch sein bedeutendes Vermögen, dem Wohle — besonders armer Kranken gewidmet. Nicht etwa nur mit Bequemlichkeit und zum Scheine übte Harrach diese Pflichten; man sah ihn vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in den entlegensten Vorstädten Wien's, in den schmutzigen Kammern der drückenden Armuth, mit Rath und That gegenwärtig sein. Er benützte seine glückliche Stellung mit liebevoller Weisheit. Er hatte die Arzneien nicht nur verordnet, sondern auch bezahlt, und die angemessene Nahrung für die Leidenden aus seinen Mitteln besorgt. Ja, auch für den genesenen Nothleidenden war er bedacht. Er schaffte ihm Arbeit, und gab ihm die Werkzeuge dazu. Er ließ z. B. dem Schuster das Leder reichen und bestellte eine Anzahl von Paaren Schuhe bei ihm, um sie dann an Arme auszutheilen; so übte er eine Art Scharfsinn in Erfindung von Wohlthaten, und gab seinen Talenten, wie seinem Besitze, in der edelsten Richtung die wahre Weihe. Einer der tiefsten Züge davon ist vielleicht der, daß er dem Wiener Criminalsenate eine bedeutende Summe überreichte: um sie, beim Austritte aus der Strafanstalt, solchen Familien-Vätern mitzugeben, welche mehr aus Irrthum oder in der traurigen Verkettung geselliger Zustände, gleichsam gezwungen worden waren, Verbrechen zu begehen, — um ihnen die Rückkehr in den sittlichen und rechtlichen Zustand möglich zu machen. Es gibt ein höheres Wohlthun, als das Befriedigen gemeiner Bedürfnisse, und in dieses Wohlthun war Harrach eingeweiht. Bei der ersten Invasion durch die Franzosen übernahm er das Spital der

österreichischen Gefangenen, und behandelte seine Landsleute mit einer Liebe und Sorgfalt, die auch den Feinden Bewunderung einflößte. Als Napoleon, welchem Corvisart von dem seltenen Manne erzählte, ihn kennen lernen wollte, zog er sich bescheiden zurück, — denn das laute Lob gehörte nicht mehr zum Wohlthun. Im Jahre 1814 übernahm er das Spital der Elisabethinerinnen, — und hier war es, wo ihn Schreiber dieser Zeilen, anordnend, rathend, tröstend walten sah, eine keineswegs freundliche Außenseite durch das hervorschimmernde Licht des Geistes und des Wohlwollens verschönernd. Sein von Natur heftiger und rauher Charakter erschien durch seine menschenfreundliche Richtung verklärt und gezähmt, und man erinnerte sich bei seiner Erscheinung an jene Charaktere, die in den Schauspielen so viel Glück machen — die hinter einem kurzen, ja brüskten Wesen ein edles Herz, ein wohlwollendes Gemüth verbergen.

Die Mußestunden zwischen so ernstern Beschäftigungen füllten Musen, deren Umgang man vielleicht diesem Manne am wenigsten zugemuthet hätte. Mit Goethe in freundschaftlichem Verkehr, versuchte er sich, in der stillen Einsamkeit des Studierzimmers, in freundschaftlichem Wettstreit mit dem Sänger der Schirin, dem thätigen v. Hammer, an den ewigen Liedern Haisens, deren „Perlen“, — wie er sich ausdrückt — »durch ihre Pflege geglättet, schöner glänzen sollten.« Doch blieb immer die Literatur Englands sein Lieblingskreis, in dem sich sein verwandter Geist am heimischsten bewegte.

So brachte Harrach, zwischen Wohlthun und Studien, ein einfach stilles Leben hin; ein Leben, von dem vielleicht eben das gilt, was Schiller von dem der Frauen sagte: es ist desto besser und würdiger, je weniger sich davon erzählen läßt. Eine Uebersetzung des Werkes von Mason Good über die Krankheiten der Gefängnisse und Armenhäuser war, nebst der Erinnerung an geübtes Gute, das Erbe, das er hinterließ. Bittere Leiden, die ihn Jahre lang gequält, aber sein Wirken nicht unterbrochen hatten, rafften ihn, am 19. October des Jahres 1829 aus der Mitte von Hunderten, für welche sein Dasein eine Segnung war. Er vermachte sein ganzes Vermögen den Armen. Manche Auszeichnungen haben es geschmückt und erfreut, — aber darf man irdischen Glanzes erwähnen, wo ein solches Leben voll Wohlthuns spricht?



Friedrich I. Barbarossa,

Römisch-Deutscher Kaiser.

Geboren 1121. Gestorben 1190.

Der lange Streit der Welfen und Waiblinger schien sein Ende erreichen zu wollen, als, nach dem Tode des hohenstaufischen Kaisers, Konrad III., der Herzog Friedrich von Schwaben, Sohn des Herzogs Friedrich des Einäugigen und seit 1147 dessen Nachfolger, am 5. März 1152 zu Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser erwählt wurde; denn von seinem Vater und seiner Großmutter Agnes rollte waiblingisches, von seiner Mutter, der Schwester Heinrichs des Stolzen von Baiern, welfisches Blut in seinen Adern, und somit beiden Stämmen verwandt, schien er bestimmt, ihre störrischen Wipfel zu vereinigen und dauernd in einander zu schlingen. Schon als Jüngling hatte er den hohen und unternehmenden Sinn bewährt, der ihm niemals untreu ward; er hatte damals einen glücklichen Einfall in Baiern auf die Güter des Grafen von Wolfratshausen unternommen, und von dort den Grafen von Dachau gleichsam im Angesichte seiner Gegner gefangen hinweg geführt, auch den Herzog Konrad von Zähringen theils durch Verwüstung seiner Güter, theils durch die Einnahme seiner Städte und Schlösser, deren eines für unüberwindlich galt, gezwungen, bei seinem Vater und seinem Oheim, dem Kaiser, Gnade zu suchen. Kaum zur Kaiserkrone gelangt, zeigte er schon auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg 1152, wie ernst es ihm sei, die Herrlichkeit und den früheren Einfluß des Thrones Karls des Großen wieder herzustellen. Er beschied die beiden dänischen Prinzen, Suen und Kanut, welche sich um die Krone stritten und Beide seinen Schutz anriefen, nach Merseburg vor seinen Richterstuhl, sprach jedem von ihnen seinen bestimmten Antheil an Land und Würden zu, legte ihnen die Lehenspflicht gegen das Reich auf, und krönte, nachdem er ihren Eid hingenommen, Suen mit eigener Hand. Kühn durchgreifend, beendigte er den Streit des österreichischen Markgrafen Heinrich Jasomirgott und Heinrichs des Löwen um den

Besitz Baierns. Er stellte dieses Land seinem Jugendfreunde, dem Löwen, zurück; doch blieb dem Jasomirgott die obderennsische Mark. Auch belohnte er des Letzteren großmüthige Nachgiebigkeit, durch Erhebung des Markgrasthums Oesterreich zu einem Herzogthume, wie durch Verleihung des hochwichtigen Fridericianischen Freiheitsbriefes. Das kaiserliche Ansehen aus seiner Erniedrigung wieder zu erheben, der kirchlichen und weltlichen Gewalt, jeder ihre bestimmten Gränzen vorzuzeichnen, war hinfort das Ziel seines starken Willens; Italien sollte der Größe Deutschlands zur Unterlage dienen. Aber eifern wahrten die Städte Italiens ihre Freiheiten, vor allen das stolze und mächtige Mailand. Da zog der Kaiser 1158 mit großer Macht gegen die Stadt, umstellte sie mit seinem Heere, und schnitt ihr die Zufuhr ab. Der Hunger beugte den Trotz der Belagerten. Mit erzwungener Demuth, Stricke um den Nacken, barfuß und büßend, flehten die Gesandten Mailands des Kaisers Gnade an. Doch kaum war die Gefahr vorüber, so erhob die Stadt sich zu neuen Feindseligkeiten. Da zog 1161 der Kaiser abermals gegen Mailand; erst nach sieben Monaten ergab sich der Platz, diesmal auf Gnade und Ungnade. Die Stadt mußte ihr Carroccium (die auf einem Wagen geführte Hauptstandarte), alle anderen Fahnen sammt den Schlüsseln ausliefern, ihre Bewohner nach Lodi kommen, um das klägliche Schauspiel des Büßens und Flehens zu wiederholen, wie im Jahre 1158. Furcht und Verzweiflung in den Zügen erschienen sie. Alle Umstehenden wurden gerührt; nur der erzürnte Kaiser wechselte keine Miene. Jetzt erst setzte er sich seine Krone wieder auf, die durch drei Jahre nicht auf sein Haupt gekommen war, bis, zur Erfüllung seines Gelübdes, die Stunde der Rache geschlagen hatte. Dann ließ er alle Thore der Stadt schleifen und die Mauern so weit abtragen, daß er mit seinem Heere durch die Oeffnung in die Stadt ziehen konnte. Mailands alte Feinde und Nebenbuhler, die Bürger von Lodi, Cremona, Pavia, Como, Vercelli, Novara, vollzogen den Zerstörungsspruch; viele Häuser fraß die Flamme, doch blieben die Kirchen beinahe unversehrt, und die Verwüstung beschränkte sich wohl nur auf die äußere Stadtmauer, die freilich auch die Vorstädte mit einschloß. Die übrigen Städte, welche an den Unruhen Theil genommen, verloren ihre Rechte und Freiheiten. Dennoch waren die Anstrengungen des Kaisers, Italien dauernd zu unterwerfen, ohne Erfolg. Papst Alexander III., gegen Friedrichs Willen gewählt und von ihm nicht anerkannt, sprach den Bann gegen ihn aus. Die Städte der Lombardie schlossen 1164 zu Verona ein

enges Bündniß, bauten dem Papste zu Ehren die fast unüberwindliche Festung Alessandria, und das zerstörte Mailand stieg in unertödtbarer Kraft schnell und stolz wieder aus seinem Schutte empor. Wiederum, und zwar zum fünften Male, zog 1174 der Kaiser über die Alpen. Aber Alessandria widerstand seinen Stürmen, und mitten in seinen Unternehmungen zog Heinrich der Löwe mit seinen Völkern ab, den Kaiser, der fruchtlos die Kniee des übermüthigen Vasallen umklammerte, seinem Schicksale überlassend. Mit weit überlegener Macht rückten ihm die Mailänder mit ihren Bundesgenossen entgegen. Dennoch wagte Friedrich bei Legnano (29. Mai 1176) den Angriff, stürzte mit ungestümer Tapferkeit sich selbst mitten in die Feinde hinein, so daß sein Schlachtroß unter ihm erstochen ward, und warf ihr Vordertreffen über den Haufen. Doch das Mitteltreffen, der Mailänder neues Carroccium führend, widerstand, drang dann vor, zerstäubte die Deutschen und drängte sie in den Tessino. Der blutige Sieg blieb den Lombarden; man hielt den Kaiser selbst für verloren, und erst nach der Schlacht fanden ihn seine Getreuen wieder. Hart kämpften in dem Kaiser der Stolz und die Kampfgier; doch die Umstände zwangen zum Frieden, und er schloß ihn am 1. August 1177 zu Venedig mit dem Papste. Mit den lombardischen Städten ward ein sechsjähriger, mit dem Könige von Sicilien ein fünfzehnjähriger Stillstand verabredet. Bald darauf kam der Kaiser nach Venedig, beugte sich hier vor dem Papste, und empfing den Frieden der Kirche. Heinrichs des Löwen Untreue zu vergelten, der ihn vor Alessandria im Augenblicke der Entscheidung verlassen und so des Kaisers Unglück und Demüthigung verschuldet hatte, war das nächste Ziel, das Friedrichs beleidigter Stolz sich setzte. Eine Fehde des Erzbischofs von Köln mit dem Herzoge Heinrich dem Löwen, der in den von ihm eroberten slavischen Provinzen Bischöfe zu investiren sich angemaßt hatte, gab Anlaß, Letzteren vor Gericht zu ziehen. Aber Heinrich erschien auf keiner der vier Tagsatzungen zu Worms, Magdeburg, Goslar und Würzburg, wohin man ihn geladen. Da verurtheilten auf der letzten Tagsahrt 1180 die Fürsten den Löwen in die Reichsacht und zum Verluste aller seiner Lehen; davon verließ der Kaiser Sachsen an Bernhard von Ascanien, Baiern an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Alle Parteien traten gegen Heinrich auf, nur Sachsen blieb ihm treu. Dennoch erwehrte der unerschrockene Löwe sich der Gewalt über zwei Jahre; als aber Friedrich 1182 einen neuen großen Zug gegen ihn aufbrachte, ergab sich Heinrich, und beugte, zu Erfurt, um Gnade flehend, das Knie vor seinem Kaiser,

minder hart zurückgewiesen, als er selbst vor Alessandria dem knieenden Kaiser gethan. Friedrich gedachte der einstigen Freundschaft, der gemeinsam verlebten Jugendzeit; das rührte sein strenges Gemüth, er hob den gedemüthigten Löwen auf und schloß ihn in die Arme als einen Bruder; Thränen traten ihm in die Augen ob so vieler gebeugten Kraft, ob so vieler gesunkenen Größe. Doch den Spruch des Reiches und der Fürsten konnte der Kaiser nicht widerrufen. Drei Jahre lang mußte Heinrich Deutschland meiden; Nichts blieb ihm übrig von seinen großen Ländereien, als seine alten Stamm- und Erbgüter in Sachsen, nämlich Braunschweig und Lüneburg. — Wie Friedrich in Deutschland wider den mächtigen Gegner das kaiserliche Ansehen siegreich behauptet hatte, so wußte er es auch in Italien zu wahren, trotz aller erlittenen Nachtheile. Nach Ablauf des sechsjährigen Stillstandes mit den Lombarden, schloß er 1183 den für ihn glorreichen Frieden von Konstanz, der den Städten ihre Freiheiten und herkömmlichen Rechte ließ, die Angelegenheiten der Regalien ordnete, die Verleihung des städtischen Consulates dem Kaiser anheimstellte, und auch die Appellationsfachen vor sein Forum verwies. Wenn er in Italien dem städtischen Einflusse sorgsam seine Gränzen vorzeichnete, so unterstützte und hob er denselben um so freudiger in Deutschland, wo ein gesunder und anhänglicher Sinn die Städte auszeichnete und sie des kaiserlichen Vertrauens werth machte. Mit ihrer steigenden Blüte verringerte er zugleich auf dem natürlichsten Wege die bedrohliche Macht einzelner Fürsten und Vasallen. Lübeck, Regensburg, Speier, Nürnberg u. a. erhob er zu unmittelbaren Reichsstädten. Den Frieden mit der Kirche befestigte neue Gefahr im Osten. Sultan Salaheddin, der Ritter des Islams, hatte 1187 Jerusalem mit dem größten Theile des umliegenden Landes den Christen wieder entzogen. Klagenb erhob die Kirche ihre Stimme. Nach Deutschland kam, mit der Aufforderung zum heiligen Kriege, der Cardinal und Bischof Heinrich von Albano, und Friedrich, der frommen Pflicht gehorsam, nahm auf dem Reichstage zu Mainz 1187 das Kreuz. Er hatte auf seinem früheren Kreuzzuge mit Kaiser Konrad die Gefahren, eines solchen Unternehmens kennen gelernt, und hoffte, ihnen um so besser zu begegnen. Ehe er auszog, sicherte er 1188 Deutschlands Ruhe durch einen Landfrieden, der alle Fehden auf eine, drei Tage vorausgehende Ankündigung verwies. Nach Ostern 1189 geschah zu Regensburg der Aufbruch. Den Kaiser begleitete sein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, und der Kern der deutschen Ritterschaft. Auf 150,000 Mann soll das Heer der

FRIEDRICH DER ROTHBART



KONRADIN VON SCHWABEN



BOERHAVE



PARACELSUS



LAVAYETTE



CARNOT



Kreuzfahrer sich belaufen haben. Glückliche gelangte der Zug durch Ungarn. Zwar wollten die angränzenden Bulgaren die Wege verstellen; doch man warf sie zurück. Aber bei den Griechen, als sie ein so stattliches Heer anrücken sahen, erwachte das alte Mißtrauen, besonders da ein falscher Prophet dem griechischen Kaiser Isaak zuraunte: der Zug sei nicht gegen Palästina, sondern gegen Konstantinopel gerichtet. Fruchtlos blieben die Verheuerungen der Kreuzfahrer. Die Bewohner flüchteten vom Lande in die Städte; die ganze Gegend war verödet und ausgestorben; dem Kreuzheere drohte der Hungertod. Nur Gewalt konnte hier retten. Philippopol, Adrianopel wurden im Sturme von den Kreuzfahrern genommen; ja wenn es Friedrichs Absicht gewesen wäre, er hätte den Verdacht der Griechen wahr machen, und seine Fahne auf die Mauern Konstantinopels pflanzen können. Die Griechen mußten nachgeben; doch war Zeit dabei verloren worden; Friedrich mußte den Winter in Griechenland zubringen, und erst nach Ostern 1190 konnte er auf griechischen Fahrzeugen nach Asien übersetzen. Auf den Ebenen von Pinimum entbrannte eine heiße Türken-schlacht, wo der Herzog Friedrich, vom Hauptheere getrennt, mit 2000 Rittern 10,000 Feinde schlug. Bei Ikonium wehrte den Zug abermals ein türkisches Heer, das den Durchmarsch nur dann gestatten wollte, wenn für jeden Mann im Kreuzheere ein Byzantiner entrichtet würde. Friedrich zahlte mit Eisen statt mit Gold; gleichzeitig griff er das Heer und die Stadt an, schlug jenes und eroberte diese. 10,000 Türken blieben auf dem Platze. Der erschreckte Sultan von Ikonium, Kotbeddin, eilte Frieden zu schließen. Der Kaiser nahm zwanzig Geiseln mit sich, und brach nach Armenien auf, den Zug über Tarsus nach Maßisa (Mopsuestia) fortsetzend. Als das Heer den Fluß Seleke oder Kalykadnus übersehte, scheute der siebzigjährige, doch noch immer rüstige Kaiser sich nicht, neben der geschlagenen Brücke hin mitten durch den Fluß zu reiten. Der angeschwollene Strom riß ihn mit sich fort; nur den erstarrten Leichnam des Kaisers zogen die Seinigen aus dem nassen Grabe (5. Juni 1190). Unermesslich war die Trauer, die der Tod des hohen Barbarossa im christlichen Heere verbreitete; der Körper wurde zu Tyrus, die Eingeweide in Antiochien beigelegt. — Friedrich war einer der herrlichsten Zweige des hohensaufischen Stammes. Kraft und Milde paarten sich in seinem Charakter; gern verzieh er als Mensch, doch als Kaiser ließ er kein Vergehen ungeahndet. Gemäßigt im Glücke, ungebeugt auch in den bedrängtesten Lagen, mitten unter treulosen oder wankelmüthigen Lehensmännern, an der Spitze einer unzuverlässigen Lehn-

miliz, siegte er doch über alle seine Gegner, ward der Wiederhersteller und Hort der kaiserlichen Majestät, und brachte die Erinnerung an die Tage Karl's des Großen und der Ottonen wieder. Er war von mehr als mittlerer Größe, und von kraftvollem Bau; das Haar blond, nach deutscher Art, der Bart in's Röthliche spielend; seine Züge paarten Majestät mit Anmuth und Freundlichkeit. Das deutsche Volk, dessen Gewerbsamkeit er so großmüthig unterstützt und ermuntert, dessen Bürgerleben und Wohlstand er durch Kräftigung des Städtewesens gehoben hatte, mochte nicht an den Tod des großen Kaisers glauben; darum sieht, nach der Volkslage, Kaiser Friedrich noch immer, träumend, doch lebend, im Kyffhäuser Berge in Thüringen, vor alterthümlichem goldenen Tische, durch dessen Fläche sein Bart im Laufe der Jahrhunderte hindurchgewachsen ist, angethan mit Krone und Scepter, um seine Herrschaft wieder anzutreten, wenn seine Stunde schlagen wird.

Konradin von Schwaben.

Geboren 1252. Gestorben 1268.

Gebrochen und well lag die mächtige Eiche Hohenstaufen am Boden. Ein einziger grüner Zweig ragte aus ihrem Stamme noch hervor, es war Konrad, von den Italienern Konradin genannt wegen seiner Jugend, geboren zu Landshut den 25. März 1252, Enkel des großen Kaisers Friedrich II., des Hohenstaufen, und Sohn des deutschen Königs Konrad IV. und Elisabeth's von Baiern. Als sein Vater (21. Mai 1254) dem Grame und dem Gifte erlag, zählte Konradin wenig über zwei Jahre. Sener Todesfall machte ihn zum rechtmäßigen Erben von Sicilien und Neapel, so wie der deutschen Herzogthümer Schwaben, Franken und Elsaß. Während aber der minderjährige Prinz sich mit seiner Mutter in Deutschland aufhielt, hatte Manfred, Friedrich's II. unebenbürtiger Sohn, sich Neapels und Siciliens bemächtigt, mit welchen Landen Papst Clemens IV., der unablässig auf Brechung der hohenstaufisch-ghibellinischen Macht hinstre-

benden Politik seiner Vorgänger sich anschließend, den französischen Prinzen Karl von Anjou 1265 belehnt hatte. Bei Benevent verlor Manfred 1266 an Karl von Anjou Krone und Leben. In nothgedrungener, schmerzlicher Unthätigkeit hatte der kaum den Kinderjahren entwachsene Konradin dem Streite Fremder um sein eigenes Erbe zugesehen; »im Dunkeln lag er verborgen als ein Verzweifelter und Verachteter, und das Leben war ihm (so lauten seine eigenen Worte) unter so vielen Bedrückungen unerträglich.« Jetzt litt es ihn nicht länger daheim in träger Ruhe; das hohenstaufische Blut kochte in seinen jungen Adern, und dringend lagen ihm die Ghibellinen an, seine Rechte an den väterlichen Boden nicht fahren zu lassen. Zu Bestreitung der Kriegskosten veräußerte er einen Theil von Schwaben an seinen Oheim, den Herzog Ludwig von Baiern, und zog, wenig über fünfzehn Jahre alt, im Herbst 1267 an der Spitze von etwa 10,000 Mann durch das Etschthal nach Italien, um sich die Krone Neapel's zu erkämpfen. In Verona empfing ihn Mastino della Scala an der Spitze der lombardischen Ghibellinen; aber der größere Theil seiner deutschen Anhänger verließ ihn, nebst seinen eigenen Verwandten, und nur etwa 3000 Mann konnten zur weiteren Begleitung bewogen werden. Fast alle italienischen Städte, durch welche er zog, nahmen den Sprößling der deutschen Kaiser ehrerbietig auf; Verona rüstete ein Heer, Pisa eine Flotte, und Luceria, so wie ein Theil von Apulien, standen, noch ehe er sich nahte, gegen Karl von Anjou auf. Die Römer, mit ihrem Papste im Zwiespalte, suchten diesen durch Gefälligkeit für seinen Gegner zu verleiten; Heinrich von Castilien, der Senator Rom's, öffnete dem heranziehenden Konradin diese Stadt, und empfing ihn mit kaiserlichen Ehren, während die pisanische Flotte die, Karl'n zu Hülfe eilende, französische Flotte am 11. August 1268 bei Messina schlug. So schien, ungeachtet des kirchlichen Bannfluches, die Sache Konradin's günstigen Erfolg zu versprechen, und der finstere Karl mußte von seinem Beschützer, dem Papste Clemens IV., schon bittere Vorwürfe ob angeblicher Saumseligkeit vernehmen. Am 18. August brach Konradin von Rom mit 9000 Mann, darunter 5000 Reiter, gegen Tivoli auf, um durch das Thal des Teverone und die Abruzzen, auf welchem Wege Karl ihn am wenigsten vermuthen konnte, in Apulien einzudringen. Die Engpässe der Apenninen waren bereits von Konradin's Heere überfliegen, und dasselbe bis Tagliacozzo in der Palantinischen Ebene vorgerückt, als Karl von Anjou schnell die Belagerung von Luceria aufhob, und seine Truppen über Sulmona und Aquila bis nach Alba führte. Am 22. August standen sich

die beiden Heere in einer Entfernung von einer halben Meile gegenüber. Konradin's Heer lagerte vor Scurcola, seine Fronte durch den Saltofluß gedeckt, links an den Bach Rasia lehrend, und im Rücken durch die Höhen von Scurcola geschützt. Karl's Truppen, 6000 Mann mit ungefähr 3000 Reitern, standen am Abhange des Berges von Alba, die palantinische Ebene vor sich, und deckten den Weg zum Fucinersee und in's Innere des Königreichs. Das ihm ergebene Aquila lag rechts rückwärts, und sendete Lebensmittel in's Lager. Am 23. August früh rückten die Anhänger Konradin's in zwei Abtheilungen aus ihrem Lager gegen die Höhen von Alba. Das erste Corps bestand aus Spaniern unter Heinrich von Castilien, aus Lombarden, geführt von Galvano Lancina, und Toscanern, befehligt vom Grafen Gherardo Donoratico. Die Deutschen des zweiten Corps führte Konradin selbst und mit ihm sein Busenfreund, der jugendliche Friedrich von Baden, von mütterlicher Seite dem 1246 in Friedrich dem Streitbaren erloschenen Heldengeschlechte der Babenberger entstammend, und aus solchem Grunde sich Erbe von Oesterreich und Steier nennend. Karl übergab die Aufstellung der Truppen dem französischen Ritter Erard de Valery. Dieser stellte die Provençalen und Lombarden unter Jaques Gauceime und Guillaume l'Etendant in's erste Treffen, und schob dieses bis an den Salto vor; das zweite Treffen bildeten die Franzosen unter Henri de Couffiance am Fuße der Höhen von Alba. Eine dritte Abtheilung, 800 auserlesene Ritter, wurde in einer, zwischen jenen Höhen und dem Monte Felice befindlichen Schlucht, verdeckt aufgestellt. Die Spanier vom Heere Konradin's gingen durch mehrere Furten über den Salto, und Heinrich von Castilien trieb die Provençalen auf der Straße nach Aquila unaufhaltsam zurück. Henri de Couffiance mit den Franzosen rückte zur Unterstützung vor; aber Konradin und Friedrich mit den Deutschen empfingen ihn so mannhaft, daß auch dieses zweite Treffen Karl's, nach dem Tode des Führers, in die Flucht getrieben wurde. Zu früh überließ sich Konradin's Heer der Freude des Sieges; aller Ordnung und Mannszucht vergessend, fielen die Deutschen über die gemachte Beute her, und eine große Anzahl begann sich lustig in dem Salto zu baden, um nach dem heißen Tagwerke sich abzukühlen. Da plötzlich brachen Karl und Valery aus ihrem Hinterhalte hervor, warfen alle Abtheilungen, die noch auf dem Schlachtfelde Stand hielten, über den Salto zurück, und drangen so schnell bis in's Lager von Scurcola, daß an eine Vertheidigung desselben nicht zu denken war. Heinrich von Castilien, von der Verfolgung der Provençalen zurückkehrend, mühte sich, durch einen

lebhaften Angriff das Lager wieder zu erobern; aber Balern trennte durch eine verstellte Flucht die Reihen der schwer bewaffneten spanischen Reiter, und so scheiterte auch dieser Versuch, den verlorenen Sieg für Konradin zurückzugewinnen. Er und Friedrich vertrauten sich der Schnelligkeit ihrer Rosse, sie flohen über Rom nach Astura, und schifften sich daselbst nach Sicilien ein. Aber der Herr von Astura, Giovanni Frangipani, sendete ihnen ein größeres Schiff nach, ließ sie gefangen nehmen, und lieferte sie an Karl von Anjou aus, der blutdürstig und unversöhnlich den Tod der fürstlichen Jünglinge beschloß. Eine Glossen des Hugolinus über einen Kanon in dem Decrete Gratian's wurde schändlich verdreht, um das Todesurtheil zu begründen, und am 29. October 1268 bestiegen Konradin und Friedrich das auf dem Marktplatz zu Neapel, der Residenz der Väter des Ersteren, aufgeschlagene Blutgerüst. Der sechzehnjährige Konradin, voll männlichen Muthes, warf seinen Handschuh vom Schafotte herab, damit solcher dem Könige Peter von Aragonien, als Zeichen der ihm auf Apulien und Sicilien übertragenen Rechte des Sterbenden, überbracht würde. Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf, und erfüllte den letzten Wunsch des hingemordeten Königssohnes. Unter dem Messer der »welschen Falle,« einem Vorbilde der späteren, ebenfalls durch Königsblut gerötheten Guillotine, fiel das Haupt des letzten Hohenstaufen. Ein Adler soll, so meldet die Sage, auf den Leichnam herabgeflogen und, seine Schwingen in dem edlen Blute neugend, wieder zur Höhe emporgestiegen sein, das Wahrzeichen der schrecklichen Blutschuld zum Himmel tragend. — Konradin war schön und anmuthig von Gestalt und herzgewinnenden Wesens; sein blondes, geringeltes Haar, sein blaues, feuriges Auge verrieth die hohenstaufische Abkunft. Die Gabe des Gesanges hatte er von seinem Ahnen Friedrich II. ererbt. Ein Lied, das er gedichtet, ist uns aufbewahrt worden; darin besingt er den Lenz und die Liebe, und freut sich »der Blumen roth, die der Mai bringen will,« und klagt, wie »die Liebe ihn sehr entgelten lasse, daß er der Jahre sei ein Kind.« Und von Lenz und Liebe scheuchte ihn blutig das böse Verhängniß hinweg, dem sein ganzes Geschlecht anheimfiel, an das schöne Wort des Dichters mahnend: »Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergeh'n!«



Theophrastus Paracelsus.

Geboren 1493. Gestorben 1541.

Es muß dem unbefangenen Freunde der Menschengeschichte, der sich gerne über berühmte und welthistorische Charaktere redlich aufklären möchte, eben so mißlich als befremdend erscheinen, wenn er den Mann, der uns gewissermaßen die Heilkunst des Mittelalters repräsentirt, von einsichtsvollen Schriftstellern einen wahnsinnigen, unwissenden Träumer und Marktschreier, von eben so einsichtsvollen dagegen den Erneuerer der Heilkunde, das Morgenroth ihrer Vollendung nennen hört. Vielleicht trägt ein Blick auf die Geschichte seines Lebens, im Verhältnisse zu seinem Zeitalter, mehr zur Entwirrung solcher Widersprüche bei, als halbwissenschaftliche Raisonnements, die, wie es scheint, so bald noch nicht zum Abschlusse führen werden. Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, auch Helvetius Eremita, Germanus, Eruvus, Arpinas genannt, wurde im Jahre 1493 zu Maria Einsiedeln in der Schweiz, an der über das Ufer der wilden Sihl gebauten Teufelsbrücke geboren. Sein Vater zog im Jahre 1502 nach Villach in Kärnten, wo er im Jahre 1534 als angesehenen Arzt und Bürger starb. Ob Paracelsus dort, oder in früherer Kindheit — wie es heißt, als dreijähriger Knabe — ob zufällig, beim Hüten der Gänse, durch den Biß eines Schweins, oder absichtlich, um ihn zum Studiren anzuhalten, oder überhaupt jemals, das traurige Schicksal Abälard's erfahren hatte, wie die Sage berichtet, dürfte jetzt wohl nicht mehr zu entscheiden sein. So viel ist gewiß, daß er keinen Bart hatte, das weibliche Geschlecht haßte, und daß sein noch vorhandener Schädel die Formation eines weiblichen hat. Seine Erziehung besorgten Klostersgeistliche, namentlich in dem nahe gelegenen Kloster zu St. Andrä im schönen Lavantthale. Regelmäßige Studien hat er nie gemacht. Wohl aber werden ihm abenteuerliche Reisen durch ganz Europa, ja in den Orient, zugeschrieben, wobei er nicht nur in den Schulen der Aerzte, sondern auch bei Goldmachern, Badern, Zigeunern, Scharfrichtern, Hirten und alten Weibern seine medicinische Weisheit geholt haben soll. Gewiß ist es, daß man die

Sprache und Denkweise dieser Menschenklassen in seinen Schriften wieder erkennt. Man sah ihn in Gesellschaft von Körnern und Fuhrleuten in den Wirthshäusern, wo er aus den Sternen und den Linien der Hand die Nativität stellte, Todte citirte u. dergl. Nach zehnjähriger Wanderung kehrte er nach Deutschland zurück, verrichtete Wunderkuren, etablirte sich in Basel, und — ausgebreitete Praxis und wachsender Ruhm waren die Früchte so augenscheinlicher Verdienste! Man stellte ihn mit großem Gehalte als Lehrer an, und hier bildete sich, aus abenteuerlich gemischten Elementen, aus Pöbelmeinungen, Aberglauben, halber Gelehrsamkeit, halb verstandener Mystik, unverdauter Empirie und eigenem Denken, jenes Gebräu, das seine Verehrer Reform der Heilkunst, seine Gegner Unsinn nennen. Ein Prozeß gegen einen Baseler Kanonikus veranlaßte, daß er aus Basel sich flüchten mußte. Von da an lebte er, wie früher, ein unstätes, aber mitunter einträgliches Vagabundenleben. Jünger und Gläubige sammelten sich um ihn: er lehrte, kurirte, schrieb Bücher, und ließ sich endlich (im Jahre 1541) in Salzburg nieder, wo er, nach einem kurzen Ruhegenuß, schon am 24. September des Jahres 1541, erst 48 Jahre alt, drei Tage nachdem er sein Testament gemacht, in einem kleinen Wirthshausstübchen — starb. Die neuesten Nachforschungen bestätigen, was schon damals behauptet ward, daß er, von der Dienerschaft mehrerer ihm feindlich gesinnten Aerzte bei einem Gastgebot meuchelmörderisch überfallen, und durch einen, nach wenigen Tagen tödtlich gewordenen Schlag und Sturz von einer Höhe, des Lebens beraubt worden sei, weshalb man ihn, in aller Eile, in jene Herberge bringen mußte, wo er verschied. Der berühmte Anatom Sömmerring hat aus dem ausgegrabenen, verletzten Schädel Gründe für diese Erzählung nachgewiesen. Paracelsus ward auf dem Kirchhofe zu St. Sebastian begraben. Später ward ihm ein ehrendes Denkmal gesetzt. Sein Bildniß ist noch an seinem Hause in Salzburg (Nr. 365) zu sehen, wo es oberhalb des dritten Stockes in Lebensgröße auf die Mauer gemalt ist. Seinem Charakter wird Eittenlosigkeit, Trunksucht, Prahlerei, Hochmuth vorgeworfen, seinen Schriften Rohheit, Unwissenheit, Schwärmerei und Dünkel. Seine Vertheidiger finden die Rechtfertigung im Geiste seiner Zeit und in der heftigen Energie seines Charakters.

Es ist hier nicht der Ort, wissenschaftlich über seine wissenschaftliche Stellung zu urtheilen. So viel ergibt sich als Resultat: er hat der Heilkunst genützt: durch Befreiung von slavischem Autoritätsglauben und durch Versuche mit chemischen Arzneimitteln; er hat ihr geschadet: durch den

cruden Mysticismus, der, für Jahrhunderte, die Keime vielfacher Irrthümer in sich schloß. Es ist begreiflich, daß man zu einer Zeit, wo Aufklärung und nüchternes Denken Alles galten, ihn ganz verwarf; es ist eben so begreiflich, daß man, als die Romantik und das Mittelalter Lösung der Mode wurden, ihn hervorzog und vergötterte. Man verwechselte das Poetische seiner Erscheinung mit dem Werthe seiner Lehre. Seine Schriften sind der Art, daß man Alles hineindeuten kann, was man wünscht. Auffallend ist es, daß die Urtheile über ihn desto übler ausfallen, je näher sie seiner Zeit sind, — desto günstiger, je mehr sich der Nimbus der Ferne, des Mythischen, über ihn zieht. Am sichersten werden wir wohl gehen, wenn wir das Urtheil des, ihm noch nahen, klaren und unbefangenen, großen Denkers Baco von Verulam anführen: »Paracelsus« — sagt er — »ist kühn, und wagt allerlei Meinungen, gleichsam auf's Gerathewohl. Sehr oft mischt er Göttliches mit Natürlichem, Heiliges mit Gemeinem, Wissenschaftliches mit Träumereien, ja mit völligem Unsinn. Das aber lobe ich an ihm, daß er Jedermann mit so dringenden Worten vor den Richterstuhl der Erfahrung beruft.« — Und diese Richterin, die er selbst heraufrief, wird sein Urtheil am verlässlichsten aussprechen.

Hermann Boerhave.

Geboren 1668. Gestorben 1738.

Seit Hippocrates und Galenus ist wohl kaum ein Arzt wieder zu der Allgemeinheit des Ruhmes gelangt, — und man darf hinzufügen: mit Recht gelangt, als Boerhave. Er ist es, von dem erzählt wird, daß ein Brief aus China ihn unter der Adresse: »An Boerhave, Arzt in Europa,« erreicht habe. Die Motive eines solchen Ruhmes liegen in seiner Geschichte, in dem Ganzen seines Charakters.

In Boorhout bei Leyden geboren, erhielt er, bei einem außerordentlichen Gedächtnisse, eine höchst gelehrte Erziehung. Zehn Jahre alt, verstand er Griechisch und Latein. Frühe körperliche Leiden weckten auch die

höheren Kräfte der Seele in ihm, und wendeten zugleich seine Neigung der Heilkunst zu. Allein zur Theologie bestimmt, vollendete er zu Leyden diese Studien mit solchem Glanze, daß die Stadt eine Rede, worin er die höhere Lebensansicht gegen die epikurische vertheidigte, mit einer goldenen Medaille belohnte. Um so unbegreiflicher bleibt es, wie man bald darauf ihn des Materialismus verdächtigen konnte; genug, es geschah, — und dieser Beschuldigung ist die Heilkunst ihren Heros schuldig. Boerhave wandte sich von der Theologie zur Medicin, und fing an, mit äußerst weniger Beihülfe, eigentlich ganz allein, in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren eine Wissenschaft zu erlernen, von der er als Greis sagte, daß ihre Schwierigkeit für ihn noch immer wachse. Das Studium der Alten leitete seine Schritte; als Lehrer zu Leyden angestellt, wies er mit Enthusiasmus auf diese ewigen Quellen alles Einfach-Großen und Wahren zurück; sein Wissen, sein Geist, seine Beredsamkeit fesselten und rissen hin, sein Ruf erscholl, und eine immer wachsende Menge von Hörern strömte ihm zu. Seine »Aphorismen«, die er veröffentlichte, verewigten sein mündliches Wort. Aber die Bewunderung der Zeitgenossen stieg, als man den Mann, den man als Lehrer der Botanik, der Chemie und der theoretischen Medicin angestaunt, nach Bidloo's Tode, die Heilkunst praktisch lehren und üben, und hierin sich selber übertreffen sah. Er ließ für seine Schüler ein Hospital eröffnen, und ward so der Gründer der medicinischen Klinik. Hier gab er ein Muster treuer und tiefer Naturbeobachtung, und zeigte die schönste Selbstverläugnung, die ein Gelehrter zeigen kann, indem er seinen eigenen Theorien, die auf den damaligen Zustand der Naturwissenschaften gebaut waren, keinen Einfluß auf die Praxis gestattete. Hier war es, wo er seinen Schülern jene lebendigen Schilderungen von den menschlichen Krankheiten entwarf, die auf Einen seiner Hörer die Wirkung hatten, daß er jedes der geschilderten Leiden an sich zu fühlen wähnte, und das Studium der Medicin aufgeben mußte; Schilderungen, von denen die noch vorhandenen der Krankheiten des Admirals Wassenaer und des Marquis St. Auban ein Beispiel geben. Aber er lehrte nicht nur, er that auch. In hundert Fällen zeigte er nebst den Kenntnissen des Gelehrten den klugen Blick des handelnden Menschen. Im Armenhause zu Harlem herrschte unter den Mädchen eine Art von Fallsucht; die Angst, und mit ihr das Uebel, ergriff immer mehrere. Alle Mittel waren von den Ärzten gebraucht, Boerhave kam. Er ließ eiserne Werkzeuge auf Glutpfannen legen, und sagte mit strenger, fester Stimme: dem ersten fallenden Mädchen müsse der Arm

entblößt und an einer bestimmten Stelle bis auf den Knochen durchgebrannt werden. Keine einzige Fallsucht zeigte sich mehr. Solche Tüge gab es in Menge. Dabei richtete er seinen Blick auf alle Seiten menschlicher Bildung. »Je heftiger ihr« — sagte er seinen Schülern — »euch den Studien opfert, desto eher werdet ihr euch aufreiben, wenn — ihr nur Eines treibt. Dagegen werdet ihr ein langes Leben den Musen weihen können, wenn ihr neben der Arzneikunst auch andere Wissenschaften liebt. Ihr werdet erst wahre Aerzte sein, wenn ihr gebildete Menschen seid.« Einem so vielseitig außerordentlichen Geiste mußte immer allgemeinere Anerkennung werden. Man kam aus allen Gegenden Europa's, seinen Rath einzuholen, man wallfartete, seine Lehre zu vernehmen. Mit seinem Ruhme stieg seine Geltung bei den Großen der Erde, so daß Graf de Thoms sein Schwiegersohn ward, und Peter der Große auf der Durchreise seine Bekanntschaft suchte; es stieg sein Einkommen, so daß er zwei Millionen Gulden hinterlassen konnte; nur seine Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit blieben dieselben. Er fuhr fort, sein ärztliches Tagebuch, dessen emsiger Ausarbeitung er nach seiner Versicherung den Kern seiner Erfahrungen zu danken hatte, aufs Genaueste zu führen, und gestand, auf dem Gipfel seiner Einsicht, daß die Kunst, welche so mancher seiner jüngsten Kollegen im kleinen Finger zu haben sich rühmte, für seine Kräfte viel zu schwierig sei. Er hatte nicht ausgelernt; und mit welchem tiefen Ernste er sich in's Denken versenkte, davon sei ein Beispiel, daß er sich einst an einem Sommertage, von Sonnenaufgang bis zum Niedergange, in ein Problem vertieft hatte. Sechs Wochen besuchte der Schlaf seine Augen nicht wieder; Alles ward ihm gleichgültig, bis körperliche Schmerzen ihn dem Leben zurückgaben. Der Körper forderte seinen Tribut. Destere Anfälle der Fußgicht nöthigten ihn, sein Lehramt aufzugeben. In einem Alter von siebenzig Jahren erlag Boerhave diesen Leiden. Seine Mitbürger ehrten ihn durch ein Denkmal in ihrer St. Peterskirche, auf welchem man Boerhave's Lieblingsdevise als Inschrift liest: »Einfachheit ist das Siegel der Wahrheit.«

Was Boerhave der Wissenschaft geleistet, ist mit einigen Worten nicht auszusprechen. Eines aber charakterisirt ihn vor Andern, — was die Verschiedenheit der Urtheile über ihn erklärt. Er war nämlich in der Theorie ein Anderer, als in der Praxis. Dort hing er der mechanisch-chemischen Richtung seiner Zeitgenossen an, hier befolgte er die große Lehre der Griechen: die Lehre der Natur. Einheit war nur in der Vor-

trefflichkeit seiner Leistungen, denn mit Recht sagt Zimmermann von ihm »er schrieb so schön, als er dachte, und heilte so gut, als er schrieb.« Weil er den Einfluß des Körpers auf die Seele so gut zu berechnen wußte, galt er für materialistisch gesinnt; aber das war der Mann gewiß nicht, der noch inniger vom Einflusse der Seele auf den Körper überzeugt war; der die schönsten seiner Kuren darauf baute (wie jene oben erwähnte zu Harlem), und der sagte: »Ich habe es an mir erfahren, wie weder Schlaf noch körperliche Gewohnheit das Angedenken eines Seelenschmerzes auslöschen, — bis eine neue, mächtigere Idee den Geist erfaßt.« — So war Boerhave; ein umfassender Kopf, ein Kenner des Alten wie des Neuen, Freund der Wahrheit, wo er sie fand, und rastlos thätig, sie zu finden; bescheiden und behutsam zweifelnd, wo er seiner eigenen Ansicht folgte; ihr im Handeln nicht folgend, wo er im Denken geirrt haben konnte; als Gelehrter groß in der Chemie, Botanik, Physiologie, Pathologie und Therapie; als Schriftsteller und Lehrer beredt, aphoristisch-gehaltvoll, einfach-geschmackvoll, klassisch; als Mensch gediegen, anspruchlos, sanft und groß.

Lafayette.

Geboren 1757. Gestorben 1834.

Bweimal taucht die Gestalt dieses merkwürdigen Mannes in der Geschichte Europa's auf. Ueber ein Menschenalter liegt zwischen seinem Scheiden und Wiederkommen; aber immer sind es dieselben Züge, dasselbe Ziel, dieselben Meinungen und Ueberzeugungen, die seine Erscheinung begleiten, und selbst die Aehnlichkeit der Ereignisse begünstigt jene strenge Folgerichtigkeit seines Thuns und Wollens. Die Freiheit ist das goldene Ziel, nach welchem dieser kühne Argonaut in zwei Welttheilen rastlos schiffte und wandert; doch sie verbindet sich in ihm mit der Idee eines höheren, geheiligten Rechtes, und wie er, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, 1792 das sinkende Königthum vergeblich zu stützen trachtet, so bietet er dem in anderer Gestalt wieder auferstehenden Königthume 1830 noch als

Greis den Arm, und sinkt endlich erschöpft und müde an den Stufen des jungen Thrones hin, den er hat aufrichten helfen.

Marie Paul Joseph Roch Yves Gilbert Motier, Marquis de Lafayette ist der lange Name des Mannes, der aus einer alten in eine neue Welt, und aus einer gealterten in eine sich verjüngende Zeit hinüberzureichen bestimmt war.

Zu Chavagnac in der Auvergne den 6. September 1757 geboren, doch noch vor der Geburt seines Vaters beraubt, welcher in der Schlacht bei Minden als Oberst der Grenadiere von Frankreich blieb, erhielt er seine erste Bildung unter der Pflege seiner Mutter, kam dann in ein Collège zu Paris, trat hierauf in ein Regiment ein, und war bereits im sechzehnten Jahre durch den Tod seines Großvaters mütterlicher Seite, des Marquis de Larivière, Herr eines beträchtlichen Vermögens, so wie durch seine Verheirathung Mitglied der begüterten und einflußreichen Familie Noailles, welche ihn gern an den Hof zu Versailles zu fesseln wünschte. Aber seine Liebe zur Unabhängigkeit widerstrebte den glänzenden Lockungen; sein Verhältniß zum Hofe ward ein gespanntes, und artete in einen völligen Bruch aus, als er sich für die Sache der amerikanischen Freiheit erklärte, und, ungeachtet der strengsten Verbote der Regierung, auf eigene Gefahr und mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles seines Vermögens, über das Weltmeer eilte. Unbemerkt von den englischen Kreuzern, im Besitze aller anvertrauten Depeschen, landete er mit seinem, auf eigene Kosten ausgerüsteten Schiffe 1777 glücklich in Charlestown. Der Congress ernannte ihn sogleich zum Generalmajor. In der ersten Schlacht bei Brandywine verwundet, gelang es ihm dennoch, die zerstreuten Truppen bei der Chesterbrücke wieder zu ordnen; dann ging er zu dem General Greene in den Jersey's, schlug mit geringer Streitmacht ein starkes Corps von Engländern und Hessen, und erhielt hierauf den Oberbefehl einer Division. Die ihm kurz nachher mit unbeschränkter Vollmacht übergebene Oberbefehlshaberstelle im Norden nahm er nur unter der Bedingung an, Washington untergeordnet zu sein. Den Angriff gegen Canada mußte er aus Mangel an Hilfsmitteln unterlassen; desto verdienter aber machte er sich um den Congress durch die geschickte Vertheidigung einer weiten Gränze mit geringen Streitmitteln, so wie durch die erfolgreiche Bekämpfung des englischen Einflusses in einer großen Versammlung wilder Völkerschaften. In der Schlacht bei Montmouth und bei dem Angriffe auf Rhode-Island bewies er nicht nur ein ausgezeichnetes Feldherrntalent, sondern auch große persön-

liche Tapferkeit. Um kräftiger die Sache Amerika's zu betreiben, ging er 1779 nach Paris zurück, wo er durch seine Bemühungen eine Anleihe von mehreren Millionen zu Stande brachte, und das französische Ministerium bewog, ein Geschwader nach Rhode-Island zu schicken, und ein von Rochambeau geführtes Corps unter Washington's Oberbefehl zu stellen. Er selbst landete bald darauf zu Boston, und befehligte während des Feldzuges von 1780 die leichte Infanterie. Im folgenden Jahre rettete er durch geschickte Bewegungen Virginien, und zwang den englischen General Cornwallis, das Land zu räumen. Hierauf schiffte er sich von Neuem nach Frankreich ein, wo er als Chef des Generalstabes der vereinigten französischen und spanischen Hülfsheere eine neue Expedition auszuführen im Begriffe war, als der Versailler Friedensschluß von 1783 sein Vorhaben vereitelte. Kurz darauf machte Lafayette einen Besuch in den vereinigten Staaten, wo seine Reise durch Stadt und Land eine ununterbrochene Festlichkeit war. Eben so wurde er 1785 auf einer Reise durch Deutschland überall, besonders aber von den beiden großen Monarchen Joseph II. und Friedrich II., mit Auszeichnung empfangen. Je mehr sein bescheidenes, anspruchloses Benehmen an den deutschen Höfen, ungeachtet mancher gegen ihn waltenden Vorurtheile, ihm Aller Herzen gewann, desto mehr erstaunte man über die entschiedene Sprache, welche er als Mitglied der Versammlung der Notabeln (1787) führte, wo er viele Mißbräuche aufdeckte, und auf die Zusammenberufung einer Nationalversammlung drang; während er als Deputirter der Generalstaaten offen seine Erklärung der Menschenrechte gab. Zum Vicepräsidenten der Versammlung ernannt, leitete er die Verhandlungen während der denkwürdigen Nächte vom 13. und 14. Juli, und ließ durch einen allgemeinen Beschluß die Verantwortlichkeit der Minister erklären. Am Tage darauf zum Generalcommandanten der Bürgergarde ausgerufen, befahl er die Zerstörung der Bastille, und entriß durch seinen Einfluß der Volkswuth viele Opfer. Einen großen Schritt gegen die Regierung that er durch die Errichtung der Nationalgarde, welcher er die dreifarbige Cocarde gab. Lafayette's Bemühungen, die Ruhe zu erhalten und das Volk in seinen Ausschweifungen zu zügeln, scheiterten zwar nicht selten an übel gewählten Maßregeln der Regierungspartei, welche die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten; doch gelang es ihm, bei den Angriffen des Pöbels auf den Palast zu Versailles den Hof zu retten. Obgleich auf eine constitutionelle Monarchie, und in der Nationalversammlung auf eine englische Jury, auf völlige Freiheit und Gleichheit des Cultus, Abschaffung des Adels, dem er

selbst angehörte, und Emancipation der Farbigen dringend, schützte er doch die königliche Familie oft mit Gefahr seines Lebens. Den Marschallstab, den Connetabledegen und sogar die Generalstatthalterschaft des Königreiches lehnte er eben so entschieden ab, als die Dictatur und den Oberbefehl der bewaffneten Bürger, und legte dadurch, daß er, nach der Feststellung der Constitution, sich auf sein Landgut zurückzog, seine Uneigennützigkeit an den Tag. Nach dem Ausbruche des Krieges mit den Allirten erhielt er 1792 eine Befehlshaberstelle bei der Nordarmee; aber der Zwiespalt und die Unentschlossenheit der commandirenden Generale machte seine Bemühungen zur Wiederherstellung der Kriegszucht und zur Belebung des Muthes der Mannschaft erfolglos. Dazu kamen die stets ärger werdenden Verleumdungen der, über seine Mäßigung empörten Jakobiner, die ihn nach Paris zurückzugehen zwangen. Er erschien vor den Schranken der Nationalversammlung, forderte streng die Aufrechthaltung der beschworenen Constitution und die Bestrafung der Unruhestifter, welche am 20. Juni 1792 ein Attentat gegen den König versucht hatten. Seine Vorstellungen blieben ohne Erfolg, und er suchte nun, die unausbleiblichen Gewaltscenen voraussehend, den König zu bewegen, sich unter seinem Schutze nach Compiègne zu flüchten; aber die Unentschlossenheit Ludwig's XVI., die Abneigung der Königin und die täuschende Zuversicht der Hofpartei auf die nahe geglaubte Ankunft der Deutschen in Paris, vereitelte diesen Plan, der wahrscheinlich die königliche Familie gerettet hätte. Lafayette wurde nun des Verrathes beschuldigt, und in Anklagezustand gesetzt, aber am 8. August von der Nationalversammlung freigesprochen. Im Begriffe, den Feind zu bekämpfen, erhielt er die Kunde von der Revolution des 10. August, und entschloß sich, alle seine Kräfte zu ihrer Unterdrückung anzuwenden. Wirklich ließ er die Commissäre der Nationalversammlung zu Sedan verhaften; aber es war zu spät; selbst auf die Ergebenheit und Unterstützung seiner Truppen glaubte er nicht mehr zählen zu dürfen, und hielt, um sein von den Republikanern bedrohtes Leben zu retten, die Flucht in ein neutrales Land für das Rätlichste in diesem Augenblicke. Zu Luxemburg wurde er festgenommen, an Preußen ausgeliefert, erst nach Wesel, dann nach Magdeburg gebracht, nach dem Friedensschlusse zwischen Frankreich und Preußen aber 1795 an Oesterreich abgegeben, und auf die Festung Olmütz gesetzt, wo jedoch, auf die Bitten seiner Gattin und seiner Töchter, seine Haft von dem Kaiser sehr gemildert wurde. Nach dem Feldzuge Bonaparte's gegen Oesterreich 1797 wurde Lafayette freigegeben. Die Revolution am 18. Fructidor, welche, als gegen

die Constitution gerichtet, seine Mißbilligung hatte, hielt ihn ab, in sein Vaterland zurückzukehren; er begab sich nach Holstein, wo er mit mehreren ausgezeichneten Deutschen in Berührung kam, und besonders durch Klopstock gefesselt wurde, von da aus aber, auf eine besondere Einladung dieser Republik, nach Holland. Nach dem 18. Brumaire, der ihm eine neue Bürgerschaft der Freiheit schien, eilte er nach Paris zurück, wo er wieder in seine bürgerlichen Rechte eingesetzt wurde. Der erste Consul, welcher anfänglich Lafayette's Einfluß fürchten mochte, suchte ihn durch eine ehrenvolle Stellung in Frankreich für die von ihm vorbereitete Ordnung der Dinge zu gewinnen; doch scheiterten diese Versuche an Lafayette's Festigkeit, der, wie er sagte, erst abwarten wollte, ob Bonaparte wirklich die Absicht habe, die öffentliche Freiheit zu sichern. Dies entfernte ihn von Bonaparte; er zog sich nach Lagrange zurück, wo er sich mit dem Landbau beschäftigte, bis ihn das Departement der Seine und Marne als Deputirten wieder auf den politischen Schauplatz rief. Die von Napoleon ihm angetragene Pairswürde lehnte er, als mit seinen Grundsätzen unverträglich, ab. Nach der Schlacht von Waterloo stimmte er weder für Napoleon, noch für dessen Sohn, sondern verlangte dringend die Sicherstellung der Unabhängigkeit der Nation. Als die Kammer mit Gewalt aufgehoben wurde, protestirte er gegen dieses Verfahren, und wählte dann wieder sein Landgut zu seinem Aufenthalte. 1818 zum Deputirten der Sarthe erwählt, nahm er seinen Sitz auf der linken Seite, welchen er bis 1824, wo seine Wahl hintertrieben wurde, behauptete. Alle freisinnigen Institutionen fanden stets an ihm einen aufrichtigen und feurigen Vertheidiger. Im Februar 1824 übersendete ihm der Präsident der vereinigten Staaten eine eben so schmeichelhafte, als liebevolle Einladung im Namen der Nation; er folgte derselben, und seine Reise durch jene Staaten glich einem Triumphzuge. Nach seiner Rückkehr zum Deputirten gewählt, war er Zeuge der Julirevolution, die ihm nicht unerwartet kam. Zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt, nahm er seinen Sitz auf dem Stadthause, wo die provisorische Regierung gebildet wurde. In seiner Hand lag jetzt das Schicksal Frankreichs, und er war es, der den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, zum Könige vorschlug, ihn die beste Republik nennend. Als aber auch hier die Umstände nicht mit seinen Erwartungen und Ueberzeugungen zusammenstimmten, gab er schon am 27. December 1830 seine Entlassung als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, und trat wieder als Deputirter zur Opposition. Die Revolution Polens fand in ihm einen warmen Vertheidiger, und die Flüchtlinge einen theilnehmenden Freund.

Lafayette starb, nachdem er sich bei dem Leichenbegängniß des jungen Deputirten Dulong, welcher in Folge eines Zweikampfes mit dem General Bugeaud starb, eine Erkältung zugezogen hatte, die auf seine sehr erschütterte Gesundheit höchst nachtheilig wirkte, am 20. Mai 1834. Seine Todtenfeier war in Frankreich und Nordamerika national. — Lafayette war kein thatkräftiger, aber ein in sich starker, und unstreitig der reinste Charakter, den die französische Revolution hervorgebracht hat. Seine ehrenvollste Eigenthümlichkeit war die, daß bei ihm Gedanken, Worte und Thaten beständig im Einklange standen, daß er nie daran dachte, sich für sein Gewissen im Hinterhalte eine Zuflucht offen zu halten; diese Eigenheit mag, wie Politiker behaupten, in Einzelfällen bisweilen seine Schwäche gewesen sein, aber im Ganzen war sie seine Größe, seine Schönheit.

L. N. M. Carnot.

Geboren 1753. Gestorben 1823.

Ernst und würdevoll schreitet dieses Römerbild durch die Gräuel und Wirrungen der Revolution, ganz ihr Sohn, aber nur der Erbe ihrer Kraft und ihrer Großthaten, nicht ihrer Wildheit und Blutgier. Lazare Nicolas Marguerite Carnot war der Sohn eines Advocaten zu Nolay in Burgund. Die Klosterschule zu Autun gab ihm seine erste Bildung; dort blühte aus dem Knaben der Geist der Kriegslust, doch auch jener der Wißbegier und des Talents. In der Mathematik machte er glänzende Fortschritte. Dieser Richtung folgend, brachte ihn sein Vater 1769 in die Ingenieurbildungsanstalt zu Paris. Zwei Jahre später Lieutenant, rückte Carnot 1783 zum Hauptmanne im Geniecorps auf. Aus der Hand des Prinzen Condé erhielt er den von der Akademie zu Dijon für die beste Lobrede auf Vauban ausgefegten Preis; vergebens suchte Prinz Heinrich den gekrönten Schriftsteller für den preussischen Dienst zu gewinnen. Montalembert, Anfangs von Carnot nicht hinlänglich erkannt, ward ihm später zur vorzüglichsten Autorität, und dessen Ideen leiteten ihn, trotz des Geschreis der Vielwässer, bei seinen

ALPHABETIQUE

SOUVIGNY ET CYR



CLAUDEL



MOUTON



LAURISTON



NETTET



MASSENA



Vorschlägen zu einem verbesserten Systeme der Belagerungskunst. Berauscht von dem Feuergeiste der Revolution, ward er 1791 zu St. Omer, seiner damaligen Garnison, wo er sich auch verheirathet hatte, für das Departement Pas de Calais als Deputirter bei der gesetzgebenden Nationalversammlung erwählt, von wo er im folgenden Jahre 1792 in den Nationalconvent übertrat. Aber von hier aus sollte sich der dunkle Faden durch sein ganzes Leben spinnen, dessen schwarze Todesfarbe kein Glanz der Siege mehr daraus hinwegtilgen konnte. Carnot, der im ganzen Laufe der Revolution seine Hände rein von Blut erhielt, der mit eigener Gefahr manches von der Schreckensregierung verfehmt Opfer rettete, stimmte für des Königs Tod. Kein Haß, keine Leidenschaft gab ihm den grausen Spruch ein, der ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, unendlich schwer fiel. Er meinte nur dem Winke einer unvermeidlichen Nothwendigkeit damit zu folgen, und mit dieser äußersten That jede Brücke abzubrechen, die zu den, durch die Revolution gestürzten Verhältnissen jemals zurückführen könne. Durch Siege eilte er den Blutflecken wegzuwischen. Zur Rheinarme, in die Pyrenäen und zum linken Flügel der Nordarmee gesendet, nahm er Furnes im Sturme, an der Spitze der Seinigen sechtend, wie ein gemeiner Krieger. Beauftragt, den verrätherischen General Dumouriez zu verhaften, rettete er nur durch Zufall seine eigene Freiheit vor der Arglist dieses Mannes, stellte die Ordnung in der Armee wieder her, und kehrte in den Convent zurück. Der Augenblick war gekommen, wo er seine wichtigste Bestimmung erfüllen sollte. 1793 in den Wohlfahrtsausschuß tretend, bekam er die höchste Leitung der Kriegsführung ganz in seine Hand, und: „Carnot organisirte den Sieg,“ war der bekannte und passende Ausdruck, den sein Wirken veranlaßte. Er war es, der den trefflichen Plan zu dem Feldzuge von 1794 entwarf, und durch seine besonnene Erfahrung die schon erschütterte Schlacht von Watigny (16. October 1793) zum Siege wendete. Wie als Krieger, so siegte er auch als Mensch. Knirschend wich Robespierre's und Danton's Blutdurst vor dem strafenden Ernste des unentbehrlichen Mannes; im Nationalconvente, dem er zweimal als Präsident vorstand, schleuderte er alle gegen ihn versuchten Anklagen glorreich auf die Häupter der Anstifter zurück, bewirkte, daß die aufrührerischen Vendeer als Verirrte behandelt wurden, denen Vergebung und Vergessen des Vergangenen offen stehen sollte, und bewog dadurch 1795 Charette zu Abschließung eines, wiewohl kurzen Friedens mit dem Convente. Vorzüglich sein Werk war auch die damalige Gründung der polytechnischen Schule zu Paris. Zu einem der fünf Direc-

toren gewählt, stand er eine Zeitlang mit Reubell den auswärtigen Angelegenheiten vor, wurde aber dann wieder auf die militärische Bahn verwiesen, ward wiederum die Seele aller kriegerischen Unternehmungen Frankreichs, zog den General Bonaparte zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee hervor, und war sein Rathgeber. Carnot, Frankreich's Mars, stand dennoch an der Spitze derer, die den Frieden begehrten. Dies setzte ihn den Verfolgungen der Kriegspartei, namentlich der Triumvirn, Barras, Reubell und Farewellere, aus. Leicht hätte er durch Verhaftung derselben dem Schlage zuvorkommen können; aber er widersetzte diesem ungeschicklichen Mittel. Als der 18. Fructidor 1797 den Gegnern des Triumvirats die Freiheit raubte, entging Carnot gleichem Schicksale nur durch die Flucht. Sein Gestirn schützte ihn vor dem Meuchlerbolze, der nach seiner Brust zielte, und glücklich gelangte er durch die Schweiz nach Augsburg, wo er unter dem Namen Jacquier verblieb, und von hier aus in einer Schrift die gegen ihn erhobenen Verläumdungen Lügen strafte. Nach dem verhängnißreichen 18. Brumaire (9. November 1799) mit den übrigen Verbannten durch den ersten Consul zurückgerufen, erhielt Carnot sofort die Direction des Kriegsmaterials, und im Mai 1800 das Kriegsministerium an Berthier's Stelle. Doch kaum offenbarte sich ihm Bonaparte's antirepublikanisches Streben, als er um seine Entlassung einkam, und nach wenigen Monaten mit seiner Familie sich nach St. Omer begab. Wiederum bedurfte Frankreich des starren Mannes. Am 9. März 1802 wurde Carnot vom Senate zum Mitgliede des Tribunats gewählt, bekämpfte mit unbeugsamem Muthe alle der republikanischen Verfassung bedrohlichen Neuerungen, und wagte es, ganz allein, gegen Bonaparte's Erhebung auf den erblichen Kaiserthron zu stimmen, unterwarf sich aber gleichwohl mit hingebender Treue dieser Maßregel, als sie zum Gesetze erklärt war. Als aber auch das Tribunal, der letzte Pfeiler der Freiheit gegen Napoleon's Willkür, 1807 sank, kehrte Carnot in seine Heimat zurück, wo er durch ruhig würdiges Verhalten den Argwohn der Späher beschämte, und der Kaiser ihm einen Jahresgehalt von 10,000 Franken bewilligte. Auf des Kaisers Befehl wurde auch Carnot's berühmtes Werk: über die Vertheidigung fester Plätze, herausgegeben. Aber vergebens forderte Napoleon ihn zum Wiedereintritte in den Staatsdienst auf. Hatte Carnot den siegreichen Kaiser geflohen, so kehrte er freiwillig zu demselben zurück, als dessen Glück sich wendete. 1814 bot er Napoleon seine Dienste an, ward Gouverneur des als Gränzfestung und Marine-depot so wichtigen Antwerpens, und vertheidigte diesen Platz mit größter

Umsicht und Festigkeit, bis die neue Regierung ihm die Uebergabe befahl. Am königlichen Hofe wurde er kalt aufgenommen, sein Gehalt in eine geringe Pension verwandelt, und durch sein »Mémoire adressé au roi,« das gegen seinen Willen im Drucke erschien, seine Stellung noch erschwert. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, traute Carnot dessen liberalen Aeußerungen, ward zum Großofficier der Ehrenlegion, zum Pair und zum Grafen erhoben, von welcher letzteren Würde der eifrige Republikaner jedoch nie Gebrauch machte. Nach der Niederlage von Waterloo wollte er, daß Napoleon zur Rettung Frankreich's die Dictatur übernehmen solle, und wie er einst, ganz allein, gegen die Thronerhebung des Glücklichen gestimmt hatte, so sprach jetzt im Ministerrathe er allein gegen die Abdankung des Unglücklichen. Napoleon drückte ihm zerknirscht die Hand, und seufzte: »Carnot, ich erkannte Sie zu spät.« Die Restauration verfolgte ihn, doch das Ausland bot dem Manne seine Theilnahme, dessen Kriegskunst es so oft blutig erfahren hatte; Kaiser Alexander ließ ihm unerbeten einen Paß zustellen. Gehorsam der Weisung, die seine Verbannung aussprach, ging er nach Magdeburg, lehnte, obgleich die Einziehung seiner Pension ihn auf ein spärliches Einkommen beschränkte, jedes Anerbieten des Auslandes ab, bis ihn, mitten unter treu geübten Familienspflichten und wissenschaftlichen Bestrebungen, am 2. August 1823 der Tod umarmte und dem Verbannten die Heimat der Unsterblichkeit öffnete.

Bertrand Graf von Clausel,

Marshall von Frankreich.

Geboren 1772. Gestorben 1842.

Einem Zweig nach dem andern pflückt die Zeit von dem morschen Stamme der Napoleoniden, und immer mehr bevölkert sich die Schattenwelt mit den Heroen, die einst das Schlachtenhorn des lange Unüberwundenen um sich versammelte. Auch Clausel, den der kriegerische Kaiser zu seinen Paladinen zählte, ist nicht mehr. Den 12. December 1772 zu Mirevoir

im Ariege-Departement geboren, widmete Clauzel schon seit 1791 sich dem Kriegsdienste, ward noch im nämlichen Jahre Unterlieutenant, und im folgenden Hauptmann, 1794 Bataillons- und 1795 Brigade-Chef in der Pyrenäen-Armee, und erhielt am 25. December letzteren Jahres den Auftrag, den General Perignon bei seiner Mission nach Spanien zu begleiten, welcher ihn später mit 24 eroberten Fahnen nach Paris sendete. 1798 diente er in der Armee von England, dann in jener von Italien, in welcher er den 5. Februar 1799 zum Brigadegeneral ernannt wurde; im November 1801 folgte er dem General Peclerc nach St. Domingo, wo er den Fargibigen das Fort Dauphin abnahm, sie, selbst nach dem Tode des Oberbefehlshabers und der Niederlage der französischen Armee, im Saume hielt, und die Reste der Letzteren unter Rochambeau zurückführte. 1804 ward er Ritter, bald darauf Commandeur der Ehrenlegion und Divisionsgeneral, begab sich im folgenden Jahre zur Nordarmee, war 1806 in Holland thätig, und ging dann zur Armee nach Italien, 1808 aber zur Armee nach Dalmatien. Im Juli 1809 trat er zum 11. Corps der Armee von Deutschland, nahm an der Spitze dieses Armeecorps die illyrischen Provinzen in Besitz, und ward für sein rühmliches Verhalten Großofficier der Ehrenlegion. Im Februar 1810 ging er mit seiner Division, die einen Theil des 8. Armeecorps (Junot) ausmachte, nach Spanien, focht unter Massena in Portugal, dann unter Marmont in Spanien, und übernahm nach dessen Verwundung in der Schlacht der Arapilen (21. Juli 1812) den Oberbefehl über die so genannte Armee von Portugal. Doch vermochte er den Verlust der Schlacht nicht abzuwenden, und ging gegen Valladolid zurück, wo er sich verstärkte, den Feind in Entfernung erhielt, und mit vielem Glücke gegen einzelne Abtheilungen operirte, bis er den Oberbefehl an den älteren General Souham abtrat. Nachdem er in dem ganzen Feldzuge seinen Ruhm als Feldherr begründet hatte, und wegen seiner Verdienste 1813 in den Grafenstand erhoben worden war, wurde er nach dem Frieden auch von Ludwig XVIII. ausgezeichnet, und erhielt den 14. Februar 1815 das Großkreuz der Ehrenlegion. Dennoch trat er, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, sogleich zu diesem über, erhielt von ihm den Oberbefehl über die Pyrenäen-Armee, wurde aber nach der zweiten Abdankung Napoleon's in dem ersten Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli 1815 mitbegriffen, sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und entfloh nach den vereinigten Staaten. Vermöge der Amnestie kehrte er 1820 nach Frankreich zurück, wo die Juli-Revolution ihm eine neue Laufbahn eröffnete.

Im August 1830 ersetzte er den Marschall Bourmont in Algier, und obgleich er einen siegreichen Zug über den Atlas nach Titeri ausführte, so blieb die Colonie doch auf die Mauern Algier's und die umliegenden Blockhäuser beschränkt. 1831 abberufen und durch den General Berthezene ersetzt, ward er nach seiner Rückkehr Marschall von Frankreich, eine Würde, die ihm Napoleon schon nach der Schlacht von Waterloo zugesagt haben soll. Er widmete sich nun mit Eifer den Geschäften, die ihm als Mitglied der Deputirtenkammer zustanden, neigte sich zur Opposition hin, wurde im Juli 1835 an Drouet d'Erlon's Stelle, als Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Nordafrika, wieder nach Algier gesendet, im Februar 1837 aber zurück berufen; gehörte, abermals in die Deputirtenkammer gewählt, seit 1838 der entschiedensten Opposition an, und starb am 21. April 1842 in Toulouse. Ueber sein Commando in Algier, das manche Anfechtung erfuhr, hat er selbst in zwei Schriften sich ausgesprochen.

Laurent Gouvion - Saint - Cyr,

Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1764. Gestorben 1830.

Bu Toul den 13. April 1764 geboren, trieb Laurent Gouvion - Saint-Cyr Anfangs die Malerkunst, und ging, um sich darin zu vervollkommen, in seinem achtzehnten Jahre nach Rom. Aber die Zeit rief ihn von einem Wirkungskreise zurück, wo es nur Thaten nachzubilden, nicht Thaten zu vollführen gegolten hätte. Nach dem Ausbruche der Revolution trat er als Volontair 1792 in das erste Pariser Jägerbataillon, stieg schon nach zwei Monaten zum Capitain, und verdankte es seiner Bravour, daß er 1793 durch die Volksrepräsentanten bei der Rheinarmee zum Generaladjutanten erwählt wurde, worauf 1794 seine Ernennung zum

Brigade-, dann zum Divisionsgeneral folgte. Nach dem Frieden bekam er 1798 das Commando der französischen Truppen in Rom und dem Kirchenstaate, welche den Gehorsam förmlich aufgekündigt und eine Verschwörung gegen ihren Obergeneral Massena angezettelt hatten, die denselben zur Niederlegung seiner Stelle zwang. Saint-Cyr's zweckdienliche Maßregeln brachten die Ordnung zurück; besonders wehrte er den, von den französischen Civilbehörden ausgehenden Bedrückungen, wodurch er sich aber Feinde zuzog und des Commando's entsetzt wurde. Doch schon nach einem Monate, im August 1798, wurde er bei der Armee von Mainz wieder in Thätigkeit gesetzt; im folgenden Jahre kam er zur Armee von Italien, und bald darauf zu jener vom Rheine unter Moreau; 1800 ward er Staatsrath in der Kriegssection, nachdem er am 14. December 1799 zu dem Siege über den österreichischen linken Flügel beigetragen hatte. Der Verdruss über die Lauheit, womit die Operationen bei der Rheinarmee betrieben wurden, zog ihm eine Kränklichkeit zu; er trat vom Schauplaze ab, erhielt 1801 den Befehl über die französischen und spanischen Armeen im Kriege gegen Portugal, ward dann Gesandter am spanischen Hofe, und 1803 vom ersten Consul mit dem Obercommando des Beobachtungscorps im Neapolitanischen theilt. 1804 ward er Großofficier des Reichs und der Ehrenlegion, und Generaloberst der Kürassiere; 1805 Großkreuz der Ehrenlegion. Im Feldzuge dieses Jahres befehligte er unter Massena in Oberitalien, leitete die Einschließung von Venedig, siegte über Zellachich und nöthigte am 24. November, nach dem Gefecht von Castel Franco, den Fürsten Rohan, die Waffen zu strecken. 1806 war er ebenfalls in Neapel, und erhielt das Commando über das erste Reservecorps; 1807 war er Gouverneur von Warschau, bekam 1808 die Grafenwürde und das Commando über das 7. Corps in der Armee von Catalonien, schlug hier am 20. December die Spanier unter Vives am Lobregat, und den 25. Februar 1809 Rebing bei Gabra und Villa. Die von ihm geleitete Belagerung von Gerona wurde, nach Napoleon's Meinung, nicht mit gehörigem Nachdrucke geführt; dies zog ihm die kaiserliche Ungnade zu, er mußte sein Commando an den Herzog von Treviso abtreten, und lebte eingezogen auf seinem Gute, bis der Krieg gegen Rußland 1812 seine Unthätigkeit endigte. Er erhielt das Commando über das, aus bayerischen Truppen bestehende, sechste Corps der großen Armee, focht bei Polocz, und übernahm, obgleich selbst verwundet, nach der Verwundung des Herzogs von Reggio, auch noch den Befehl über das zweite Armeecorps. Er erneuerte die Schlacht, und wiewohl die

Entscheidung ungewiß erschien, so wurde er doch zum Reichsmarschall erhoben. 1813 bildete er während des Waffenstillstandes das vierzehnte Corps, welches unter seinem Commando zur Deckung von Dresden bestimmt war. Am 22. August geschahen die ersten Angriffe der alliirten Armee auf Saint-Cyr, der von den Gränzen Böhmens bis an die Werke Dresdens langsam zurückweichen mußte; in der Schlacht von Dresden selbst stand der Marschall im Centrum der Armee. Als Napoleon die Elbe aufgab, blieb Saint-Cyr mit seinem und dem sehr geschwächten vierzehnten Corps in Dresden zurück, welches von österreichischen und russischen Truppen unter Chasteler und Tolstoy eingeschlossen wurde. Mangel an Lebensmitteln veranlaßte den Marschall am 13. October zu einem großen Ausfalle; er drängte die Russen zurück, und erreichte nothdürftig seinen Zweck. Indessen benahm ihm der Ausgang der Schlacht von Leipzig jede Aussicht auf Ersatz; er faßte daher den Plan, Dresden ganz zu verlassen, an der Elbe hin zu gehen, die Garnisonen von Torgau und Wittenberg, wo möglich auch die von Magdeburg, an sich zu ziehen, und mit dieser sehr ansehnlichen Truppenmasse zu Davoust zu stoßen. Am 6. November brach er aus der Dresdener Neustadt auf, und schlug die Straße nach Großenhain ein; doch scheiterte der Versuch an dem tapferen Verhalten der österreichischen Division des Fürsten von Wied-Runkel. Endlich nöthigte der Mangel an Mundvorräthen den Marschall, gegen freien Abzug nach Frankreich, die Stadt Dresden zu übergeben. Er verließ den Platz mit ungefähr 34,000 Mann, mit Einschluß der Kranken, streckte das Gewehr, und war schon bis Altenburg, als man ihm bekannt machte, daß der Fürst Schwarzenberg die Capitulation nicht anerkenne, und Saint-Cyr wieder in Dresden einziehen solle, welches man ihm in demselben Stande zurückgeben werde, wie er es verlassen habe. Der Nothwendigkeit weichend, erklärte er sich mit der Garnison kriegsgefangen, und wurde nach Ungarn abgeführt. Nach dem Pariser Friedensschlusse (1814) kehrte er nach Frankreich zurück, wurde von dem Könige zum Pair erhoben, 1816 mit dem Großkreuze des Ordens des heiligen Ludwig geschmückt, ward Gouverneur der fünften Militärdivision, im Juni 1817 Minister der Marine und der Colonien, und im September Kriegsminister. Die französische Armee verdankte ihm viel. 1819, wo er auch noch zum Marquis erhoben wurde, nöthigte ihn Kränklichkeit, das Portefeuille abzugeben. Er ging nach Gieres im Var-Departement, wo er sich von dem günstigen Klima Genesung versprach, schied aber hier den 17. März 1830 aus dem Leben, mit dem Ruhme eines ausgezeich-

neten Feldherrn und menschenfreundlichen Befehlshabers. Auch als Schriftsteller im Fache der Kriegsgeschichte muß sein Name mit Achtung genannt werden.

Georges Mouton,

Graf von Lobau,

Marschall von Frankreich.

Geboren 1770. Gestorben 1838.

Bu den Männern, welchen erst die Revolution ihren Platz anwies, gehört auch Georges Mouton. Er wurde den 21. Februar 1770 zu Pfalzburg im Meurthe-Departement geboren und ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt. Als aber die Schreckensregierung von 1792 die Schlachtfelder sicherer machte, als die Städte, trat auch er als gemeiner Soldat in das neunte Bataillon der Meurthe ein, wo er schon nach zwei Wochen zum Lieutenant, und nach einem Vierteljahre zum Hauptmann stieg. 1793 ward er Adjutant des Generals Meynier, 1797 dem Joubert'schen Generalstabe beigegeben, und im nämlichen Jahre durch Bonaparte zum Bataillonschef ernannt. Während der Feldzüge von 1798 und 1799 befand er sich bei dem General Championnet in Italien, befehligte einige Zeit das Castell St. Angelo, und focht in der Schlacht von Novi als Adjutant des Generals Joubert. Durch Moreau zum Brigadeführer der dritten Linien-Halbbrigade ernannt, gelangte er, in Folge der verschiedenen Unglücksfälle des Feldzuges von 1799, bis in die Gegend von Genua, wo die Soldaten, allen Entbehrungen preisgegeben, sich häufig zu Unordnungen hinreißen ließen, was jedoch die Festigkeit Mouton's, der noch immer einige Hülfquellen aufzufinden wußte, bei seinem Regimente verhinderte. 1800 gehörte das dritte Regiment mit zu den Vertheidigern Genua's unter Massena, und war bei allen Gefechten, die der Blokade vorausgingen; es nahm am 11. April allein fünf Fahnen. Beim Angriffe des Forts Quezzi erhielt Mouton einen Schuß in den rechten Arm und einen durch den Leib; er wurde für todt gehalten, und nur einem Freunde, der noch Lebensspuren

in ihm entdeckte, dankte er seine Rettung. 1803 wurde er zum Ritter, 1804 zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Im Lager von Boulogne 1805 ward er Brigadegeneral und Napoleon's Adjutant, den er nun in den Feldzügen von 1805, 1806 und 1807 begleitete. Am 30. Mai des letzteren Jahres ward er Commandeur der Ehrenlegion, und am 5. October Divisionsgeneral. In der Schlacht von Friedland wurde er wiederum, obschon leicht, verwundet. 1808 befehligte er eine Infanteriedivision vom Corps des Marschalls Bessières, und hatte viel Antheil an dem Siege von Medina del Rioseco, eben so an jenem vom 10. November, welcher den Franzosen die Thore von Burgoß öffnete. Im Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich eroberte er am 21. April Landshut, und verhinderte dadurch die Vereinigung des Generals Hiller mit dem Erzherzoge Karl. Am 21. Mai leistete er die wichtigsten Dienste; an der Spitze der Fusiliere der Garde nahm er das von den Oesterreichern besetzte Eßlingen mehrere Male zurück. Auch war er der französischen Armee, während ihres Aufenthaltes auf der Insel Lobau, durch seine Anordnungen von größtem Nutzen. Napoleon erkannte dies an, indem er ihn 1809 in den Grafenstand erhob, ihm 1810 den besonderen Namen eines Grafen von Lobau gab, und ihn 1811 zum Großofficier der Ehrenlegion machte. Dem Feldzuge gegen Rußland wohnte er als Generaladjutant im Gefolge des Kaisers bei. Im September 1813 erhielt er das Commando über das, nach Vandamme's Niederlage bei Culm, neu gebildete erste Corps der großen Armee, blieb mit dem Grafen Saint-Cyr in Dresden zurück, und fiel mit diesem am 11. November in Gefangenschaft. Nach dem ersten Pariser Frieden 1814 zurückgekehrt, erhielt er vom Könige das Ritterkreuz des heiligen Ludwigsordens, aber Anfangs keine Anstellung; erst zu Ende des Jahres wurde er zum Generalinspector der Infanterie für die erste Militärdivision ernannt. Während der hundert Tage übernahm er wieder seine Function als Napoleon's Adjutant, so wie das Commando der ersten Militärdivision, und kurz darauf jenes des sechsten Observationscorps, welches er im Feldzuge von 1815 anführte. Auf dem Rückwege von Waterloo wurde er gefangen genommen und nach England abgeführt. Er war unter Denjenigen begriffen, welchen der zweite Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli die Rückkehr nach Frankreich versagte, und wendete sich nach Belgien. Erst gegen Ende des Jahres 1818 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland, wo, nach zwölfjähriger Zurückgezogenheit, die nur seine Erwählung zum Deputirten 1828 unterbrach, die Julitage 1830 ihn wieder auf den Schauplatz der Begebenheiten riefen. Ludwig Philipp übergab ihm am

26. December 1830 das Generalcommando der Nationalgarde von Paris, verlieh ihm das Großkreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im Juli des folgenden Jahres zum Marschall von Frankreich. Mouton blieb seitdem ein eifriger Anhänger des Julithrones, bis er am 27. November 1838 zu Paris seine Tage beschloß.

J. A. D. Law,

Marquis von Lauriston,

Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1768. Gestorben 1828

Jakob Alexander Bernhard Law war der Enkel des berühmten Finanziers Law, und wurde den 1. Februar 1768 zu Pondichery geboren, wo sich damals sein Vater, der Generalleutnant Law, als Gouverneur der französischen Besitzungen aufhielt. Um ihn zu einem tüchtigen Soldaten zu bilden, sendete ihn sein Vater in die Artillerieschule nach Paris, und die Fortschritte, die er hier in den Kriegswissenschaften machte, waren so bedeutend, daß er schon mit siebzehn Jahren zum Artillerielieutenant, 1792 zum Adjutanten des Generals Beauvoir, und 1795 zum Brigadeführer des vierten Regiments reitender Artillerie befördert wurde. Als solcher wohnte er den ersten Feldzügen des französischen Revolutionskrieges bei, zog sich dann 1796 auf einige Zeit vom activen Dienste zurück, wurde aber 1800 vom ersten Consul wieder in der Artillerie angestellt und zu dessen Adjutanten gemacht. Im September 1802 ward er Brigadegeneral, 1803 Ritter und 1804 Commandeur der Ehrenlegion, 1805 Divisionsgeneral. Der erste Consul hatte ihm während dieser Zeit durch wichtige Aufträge sein Vertrauen bewiesen, unter welche besonders Law's Mitwirkung bei der Vertheidigung von Kopenhagen und seine Sendung nach England gehört, wohin er im October 1801 die Ratification des Friedenstractates brachte. Ihm war es zuzuschreiben, daß 1805 die Einigkeit zwischen den beiden mächtigen Staaten im Norden und Süden Europa's so lange erhalten wurde. Im November 1804

ward er Befehlshaber der Expeditionärsarmee, die sich auf dem Geschwader zu Toulon unter dem Admiral Villeneuve einschiffte, die französischen Colonien verproviantirte, und, nach einem Siege über den englischen Gegenadmiral Sir Robert Calder, bis Cadix vordrang. 1805 ward er Gouverneur des Innviertels, und, erhielt den Auftrag, im Namen des Kaisers Venedig, Dalmatien und die Küsten von Cattaro in Besitz zu nehmen, und sich jedenfalls in Ragusa zu halten. Mit 1200 Mann behauptete er gegen 1500 Russen und 3000 Montenegriner 25 Tage lang das freie Feld, und zog sich erst dann in die Stadt zurück, als eine Uebermacht von 12000 Türken, Montenegrinern und Russen ihn dazu nöthigte. Auf der Insel Croma, welche Ragusa beherrscht, ließ er Retranchements aufwerfen, und vertheidigte mit 1800 Mann die Stadt gegen die wiederholten Stürme der Belagerer, wie auch gleichzeitig gegen den Angriff von sechs russischen Linien-schiffen, drei Fregatten und achtzehn Kanonierschaluppen. Schon war, nach dreiwöchentlichem Bombardement, die Stadt ein Schutthaufen, als General Molitor dem löwenkühnen Vertheidiger Entsatz brachte. Saw behauptete sich in Ragusa, nahm das Land in Besitz, und nach dem Friedensschlusse von Tilsit ward er im December 1807 Gouverneur von Venedig. 1808 wurde er vom Kaiser in den Grafenstand erhoben, begleitete denselben als Adjutant nach Erfurt, begab sich dann zur Armee nach Spanien, wohnte aber bereits im folgenden Jahre wieder der Schlacht bei Landshut bei, zerstreute bei Zeimeringberg ein feindliches Corps, und bewirkte daselbst nach der Schlacht von Eßlingen die Vereinigung der großen Armee mit jener von Italien. Darauf ging er nach Ungarn, vereinigte sich mit Eugen, nahm Theil an der Schlacht von Raab, welchen Ort er, von Lasalle unterstützt, nach zehntägiger Belagerung eroberte, und hatte, als Commandant der Gardeartillerie, entscheidenden Einfluß auf die Schlacht von Bagram. Nach dem Feldzuge erhielt er eine Sendung an den Kaiser von Oesterreich, begleitete nach sechs Monaten die Herzogin Marie Louise nach Frankreich, und ward 1811 außerordentlicher Gesandter in St. Petersburg, wo er bis zum Ausbruche des Krieges blieb, und in Smolensk sich mit der französischen Armee vereinigte. Im Januar 1813 ward er Befehlshaber des Observationscorps an der Elbe, an dessen Spitze er den nun folgenden Feldzug machte. Ueberall, besonders auf dem Schlachtfelde, gab er Proben des entschiedensten Muthes und einer unerschütterlichen Festigkeit des Willens. An dem Schlachttag von Lützen bemächtigte er sich Leipzigs, schlug später die Russen und Preußen bei Weiffig, commandirte den Tag darauf bei Bautzen den linken

Flügel, und drang mit der Avantgarde bis Breslau vor, das nach einem hitzigen Gefechte in seine Hände fiel. Am 18. August 1813 schlug er mit dem fünften und eilften Armeecorps den General Blücher bei Goldberg, siegte in den Gefechten bei Jauer und Bachau, fiel aber nach der Leipziger Schlacht am 19. October in die Hände der siegreichen Verbündeten, wurde als Gefangener nach Berlin abgeführt, und blieb dort bis zur Restauration. Mit ungeheuchelter Treue schloß er sich hierauf an Ludwig XVIII. an, und wurde von demselben mit dem Großkreuze der Ehrenlegion und dem Ritterorden des heiligen Ludwig ausgezeichnet. Treu seinem Schwure, zog er sich während der hundert Tage auf seine Güter zurück, ward. nach der zweiten Rückkehr des Königs, Pair von Frankreich, Präsident eines Wahlcollegiums, Commandant der ersten Division der Gardeinfanterie, Mitglied der Commission zu Prüfung des Benehmens der Officiere während des 20. März bis 8. Juli, und Vorsitzer mehrerer wichtigen Kriegsgerichte. 1816 verlieh ihm der König das Commandeurkreuz des Ludwigsordens, 1817 die Würde eines Marquis, und 1820 das Ministerium des königlichen Hauses. Sowohl im Commando der Garden, als in der Pairskammer, in dem Kriege in Spanien 1823, wo er das zweite Reservecorps der Pyrenäenarmee befehligte, wie im Ministerium, fand Lauriston fortwährend Gelegenheit, dem Staate die wichtigsten Dienste zu leisten, wofür ihn 1823 der Marschallstab belohnte. Zu seinen früheren Würden und Auszeichnungen kamen 1824 noch die eines Oberstjägermeisters und Staatsministers, nebst dem Ritterorden des heiligen Geistes. Zu Paris schlug am 10. Juni 1828 die letzte Stunde dieses tapfern und ritterlichen Mannes.

Louis Gabriel Suchet,

Herzog von Albufera,

Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1770. Gestorben 1828.

In dem Vorbeerhaine des kriegerischen Frankreichs wandelt auch Suchet's schöne und glänzende Heldengestalt. In Lyon den 2. März 1770 geboren, der Sohn eines Seidenfabrikanten, erhielt er eine gute Erziehung, trat, dem

mächtigen Impulse der Revolution folgend, 1792 als Freiwilliger in die Eyoner Nationalreiterei, war schon im folgenden Jahre Bataillonschef, und befehligte vor Toulon das vierte Bataillon der Ardeche, das den englischen Obergeneral D'Hara gefangen nahm. 1794 und 1795 focht er in Italien unter Laharpe, wurde 1796 mit seinem Bataillon der achtzehnten Halbbrigade zugetheilt, und nahm mit derselben Theil an allen Affairen dieses denkwürdigen Feldzuges. Bei Ceva durch eine Kugel hart getroffen, nahm er sogleich nach seiner Genesung rühmlichen Antheil an dem Feldzuge 1797, wurde bei Tarvis und Neumarkt abermals verwundet, und auf dem letztgenannten Schlachtfelde, wegen seines tapferen Verhaltens, von Bonaparte zum Brigadeführer ernannt. 1798 kämpfte er unter Brune in der Schweiz, unterhandelte im Auftrage des Generals Menard mit den Abgeordneten von Bern und Freiburg, und überbrachte an das Directorium dreiundzwanzig eroberte Fahnen. Zum Brigadeführer ernannt, wurde er auf das Verlangen Brune's, der zum Oberbefehlshaber über die italienische Armee berufen worden war, zum Chef in dessen Generalstabe gewählt, und behielt diesen Posten auch unter Toubert; wurde aber dann nach Paris berufen, um sich wider die Verleumdungen der bei der Armee anwesenden Commissäre des Directoriums zu vertheidigen, deren Unterschleifen er Gränzen gesetzt hatte. Gerechtfertigt, wurde er im December 1798 zur Donauarmee gesendet, welche jetzt die helvetische hieß, erhielt von Massena ein in Graubünden detachirtes Corps, vertheidigte standhaft vom 15. bis 19. Mai 1799 die Stellungen von Davos, Bergun und Splügen, sah sich aber, nachdem das Fort Luziensteig in österreichische Hände gefallen war, im Dissentisthale abgeschnitten, und entging der Gefahr der Gefangenschaft nur durch seinen kühnen Marsch über einen gefrorenen See bei Oberalp. Nach solchen wichtigen Diensten erlangte der wieder an die Spitze der italienischen Armee gestellte Toubert, im Juli 1799, Suchet's Ernennung zum Chef seines Generalstabes und zum Divisionsgeneral. Nachdem Massena das Commando der italienischen Armee erhalten hatte, wählte er Suchet und Soult zu seinen Lieutenants, welchen Titel damals in den republikanischen Heeren die im Range dem Oberfeldherrn zunächst stehenden, besondere Corps oder Flügel befehligenden Generale führten. Mit 6 — 7000 Mann schlecht versehener Truppen, von seinem, mit dem Reste des Heeres in Genua eingeschlossenen Oberfeldherrn getrennt, vertheidigte er mit beispielloser Ausdauer, unter Schnee und Eis, gegen die ihm mehrfach überlegenen Feinde, achtunddreißig Tage lang jeden Fußbreit der Küstenstrecke bis zum Var, trat, endlich der

Uebermacht weichend, unter unaufhörlichem Gefechte den Rückweg an, ging den 12. Mai über den Var, beschäftigte sich mitten unter steten Kämpfen mit der Wiederherstellung seines gänzlich zu Grunde gerichteten Corps, und fügte, zur Offensive zurückkehrend, mehrmals, namentlich am 5. Juni bei la Pieva, den Feinden empfindliche Verluste zu. Am nämlichen Tage hatte Massena, durch den Hunger gebrängt, Genua, das Suchet noch immer zu entsetzen gehofft hatte, räumen müssen; Suchet vereinigte sich bei Savona mit demselben, und besetzte nach der Schlacht von Marengo das wieder geräumte Genua. Nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten, befehligte Suchet das Corps der Mitte, unterstützte am 25. December bei Pozzolo zu rechter Zeit, wiewohl im Widerspruche mit den erhaltenen Weisungen, den auf das linke Ufer des Mincio übergegangenen, hart bedrängten General Dupont, so daß der schon errungene Vortheil des Feindes sich für denselben in eine völlige Niederlage verwandelte, wurde nach dem Frieden von Luneville 1801 zum Generalinspecteur der Infanterie, 1803 zum Befehlshaber der vierten Division von St. Omer erwählt, und commandirte 1804 eine Division im Lager von Boulogne, wo er die Ernennungen zum Großofficier der Ehrenlegion und Gouverneur des Schlosses Laeken bei Brüssel erhielt. In den Feldzügen 1805, 1806 und 1807 zeichnete sich seine Division, die erste des fünften Corps, bei Ulm, Hollabrunn, besonders aber bei Austerlitz aus, nach welcher Schlacht er das Großkreuz der Ehrenlegion mit einer Rente von 20,000 Francs erhielt. Glänzend war Suchet's Benehmen in der Schlacht bei Miltusß, im Kampfe gegen den größten Theil der russischen Armee. Nach dem Frieden von Tilsit befehligte er provisorisch das fünfte Corps in Schlesien, wurde 1808 in den Grafenstand erhoben, erhielt das Commandeurkreuz des sächsischen Heinrichsordens, und führte gegen das Ende des Jahres das fünfte Corps nach Spanien, wo er durch mehr als fünf Jahre von Sieg zu Sieg eilte. Hier übernahm er, nach Saragossa's Falle, im April 1809 von Junot das Commando des dritten Armeecorps, die Armee von Aragonien genannt, mit der Bestimmung, die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden. Die Schwierigkeiten waren um so größer, je geringere Kräfte Napoleon, durch den Kampf gegen Oesterreich gebrängt, auf den Krieg in Spanien verwenden konnte; Suchet's Lage war kritisch, da er gleichzeitig seine Armee herstellen, ihren Unterhalt sichern und den Feind bekämpfen sollte. Dennoch fesselte er den Sieg an seine Schritte; so am 15. und 18. Juni 1809 bei Maria und Belchita. Im Frühjahr 1810 begann er seine ruhmwürdigen Feldzüge in Aragonien, Catalonien und

Valencia, wo er in dem Zeitraume von vier Jahren fortwährend als Sieger erscheint, nur durch die Niederlagen der Franzosen auf anderen Punkten gezwungen, seine Eroberungen aufzugeben. Der Eroberung von Lerida, Mequinenza, Tortosa, Tarragona und des Forts von Dropesa, folgte am 25. October 1811, nach heißen Kämpfen, jene von Sagunt, und endlich die von Valencia, in welchen Platz der feindliche General Blake sich mit seiner ganzen Armee geworfen hatte, deren Reste, über 16,000 Mann, am 10. Januar 1812 das Gewehr streckten. Alle Provinzen, von den Pyrenäen bis unter die Mauern Alicante's, hatte sich die Armee von Aragonien unter Suchet unterworfen; der letzte, noch in Feindeshand gebliebene Platz, das Fort von Peníscola, capitulirte den 4. Februar. Napoleon belohnte so außerordentliche Thaten, indem er Suchet 1811 zum Reichsmarschall, und 1813 zum Herzoge von Albufera, mit dem Besitze dieses Herzogthumes, ernannte. Noch mehr aber zierte es den Helden, daß er durch strenge Mannszucht, Gerechtigkeit und Milde die Liebe und Verehrung desselben Landes erwarb, welches er als Feind betreten und mit den Waffen unterworfen hatte, daß der Sieger zugleich der Helfer und Schützer der Ueberwundenen ward. Als das Glück den französischen Waffen sich entwand, hielt Suchet es noch immer mit gewaltiger Hand fest; er nahm den fliehenden König Joseph und die zurückweichenden französischen Heerhaufen auf, zwang das, Tarragona belagernde englische Corps im Juni 1813, die Belagerung aufzuheben und sich mit Zurücklassung seines Geschüßes einzuschiffen. Als, nach der Niederlage des französischen Heeres bei Vittoria, Suchet Valencia zu räumen genöthigt war, bewerkstelligte er den langen Rückzug bis Barcellona in größter Ordnung, erhielt, wie in den Tagen des Glückes, überall Beweise der Ergebenheit der Spanier, schlug am 15. August 1813 bei Villafranca das englisch-spanische Belagerungsheer unter Bentinck abermals von Tarragona hinweg, siegte am 14. September bei Ordal wiederum über Bentinck, behauptete sich, selbst nachdem er zu Anfange 1814 fast alle seine Truppen nach Frankreich hatte senden müssen, mit kaum 9000 Mann in Catalonien bis Ende März, schlug am 15. Januar einen Angriff auf die Brücke Molins del Rey zurück, und übergab, am 24. März, den König Ferdinand VII. an das spanische Heer. Obgleich er aus seinem Hauptquartiere Narbonne am 14. April die Anerkennung Ludwig's XVIII. erklärt, von diesem das Commando über die Heere der Pyrenäen und von Catalonien, die Pairswürde, das Commandeurkreuz des Ludwigsordens und andere Auszeichnungen erhalten hatte, trat er doch 1815 zu dem von Elba wieder-

kehrenden Napoleon über, bekam das Commando der Alpenarmee, drang in Savoyen ein, wurde jedoch durch ein österreichisches Heer zum Rückzuge genöthigt. In die Ordonnanz vom 24. Juli begriffen, verlor er die Pairswürde, erhielt sie jedoch 1819 vom Könige, der ihm neue Beweise seiner Achtung gab, zurück, wurde 1820 auch noch mit dem Ritterkreuze des heiligen Geistordens geschmückt, und verschied, noch nicht sechsundfünfzig Jahre alt, den 3. Januar 1826 auf dem Schlosse St. Joseph bei Marseille.

Andrea Massena,
Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen,
Marschall von Frankreich.

Geboren 1756. Gestorben 1817.

Aus der dunkelsten Tiefe der bürgerlichen Verhältnisse stieg jener Mann herauf, dessen Name aus allen großen Erinnerungen der französischen Revolutionskriege vernehmbar hervortlingt. Zu Nizza den 6. Mai 1756 geboren, erhielt er, frühzeitig verwaist, eine nachlässige Erziehung, sollte, nach dem Willen eines seiner Verwandten, sich dem Seebienste widmen, entschied sich aber für den Landdienst, trat daher den 18. August 1775 als gemeiner Soldat in das erste leichte Infanterie-Regiment ein, und ward nach einem Jahre Korporal. Noch als Marschall bekannte er, daß jenes erste Avancement ihn inniger gefreut habe, als alle späteren. Wieder ein Jahr verstrich, und er ward Sergeant; 1783 brachte er durch sein gutes Verhalten es zum Fourier, und 1784 gar zum Unteradjutanten. Hiermit schien er sein höchstes Ziel erstiegen zu haben, indem damals die Offiziersstellen nur Adelligen offen standen. So nahm er denn 1789, nach achtzehnjähriger Dienstzeit, seine Entlassung, kehrte in seine Heimat zurück, und schloß eine vortheilhafte Heirat. Die Revolution mit ihren Hoffnungen und Träumen scheuchte ihn vom heimischen Herde hinweg. Da in jener Zeit die Soldaten häufig selbst ihre Offiziere wählten, so ward er 1791 Ober-Adjutant des zweiten Bataillons vom Var-Departement, 1792 Chef



Verlag von A. Barthelme - 1848

Verlag von A. Barthelme - 1848

desselben. Jetzt ging es mit raschen Schritten aufwärts. Im August 1793 wurde er zum Brigade-General, im December schon zum Divisions-General ernannt. Stets mit einem bedeutenden Commando bei der Armee von Italien beauftragt, nahm er Theil an den vorzüglichsten Ereignissen der Feldzüge, eröffnete seine höhere kriegerische Bahn mit den Gefechten bei Saorgio, durch welche die Piemonteser über die Alpen getrieben wurden, nöthigte im September 1794 das bei der Armee des Königs von Sardinien befindliche österreichische Hülfscorps bei Cairo und Dego zum Rückzuge bis Acqui, behauptete sich 1795 wider alle Angriffe in seiner Stellung bei Borgbetto, schlug, als er den Auftrag erhalten hatte, die Feinde aus der Riviera von Genua zu vertreiben, dieselben in den Thälern des Tanaro und der Bormida, und wurde nur durch Regengüsse und austretende Gewässer in weiterer Verfolgung seines Sieges aufgehalten. Doch wurde der Hauptzweck erreicht, und somit das Vorspiel des Feldzuges von 1796 begonnen. Die Ehre des Tages von Loano gebührt Massena allein. Bei der Eroberung Italiens durch Bonaparte ist der Name Massena's stets mit dem des Oberfeldherrn genannt; die Tage von Montenotte, Millesimo, Dego, Cherasco, Lodi, Rivoli, sind Zeugen seines Ruhmes. Er nahm Pizzighetone, und war der Erste, der in Mailand einzog. Er sockt bei Bonato, Castiglione, Roveredo, Bassano, Caldiero, bei Arcole u., später im Friaul, bis endlich Waffenstillstand und Frieden folgte, dessen Ratification Massena nach Paris überbrachte, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Seit dem Tage von Roveredo nannte ihn Napoleon das Schooskind des Sieges. Nach der Revolution vom 18. Fructidor wurde er nach Rom gesendet, um dort Berthier abzulösen und Genugthuung wegen der Ermordung des französischen Gesandten, Generals Duphot, zu fordern; ein Auftrag, der ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog, bei welchen er jedoch seine Besonnenheit und Mäßigung bewährte. 1798 befehligte er in der Schweiz, wo er am 25. und 26. September über das russisch-österreichische Heer bei Zürich siegte und die Stadt besetzte. Durch diese Schlacht wurde der Einfluß der Franzosen auf die politischen Angelegenheiten der Schweiz wieder hergestellt, und von dieser Seite die Republik gerettet. Hierauf commandirte er das italienische Heer, wurde aber aus Ober-Italien von den Oesterreichern und Russen zurückgedrängt, und endlich genöthigt, sich selbst nach Genua zu werfen und daselbst einschließen zu lassen. Durch seine tapfere und geschickte Vertheidigung dieses wichtigen Platzes verschaffte er indeß dem ersten Consul Zeit, den Uebergang über die Alpen zu bewerkstelligen. Nach einem

muthigen und siegreichen Ausfalle übergab er am 4. Juni das ausgehungerte Genua. Nach der Schlacht von Marengo übergab ihm Bonaparte den Befehl über die Armee in Italien; später ward Massena Mitglied des gesetzgebenden Corps, und 1803 Ritter der Ehrenlegion. Bei der Errichtung des Kaiserthums (1804) erhielt er die Würde eines Reichsmarschalls, und 1805 das Großkreuz der Ehrenlegion. Während des Feldzuges 1805 hatte er den Oberbefehl über die Armee in Italien, eröffnete am 18. October den Feldzug, ging bei Castelvechio mit einer Heeresabtheilung über die Etsch, und verdrängte die Feinde aus Veronetta, kämpfte vom 30. October bis 1. November bei Caldiero, nahm Vicenza, Padua, Treviso und Bassano, ging nach einem blutigen Gefechte am 12. November über den Tagliamento, und besetzte Udine, Palma nuova, Görz und Triest. Nach dem Frieden von Preßburg besetzte er das Königreich Neapel, das die dort gelandeten Engländer und Russen eiligst verließen, und beschleunigte dann die Belagerung von Gaeta. Im Feldzuge 1807 commandirte er den rechten Flügel der französischen Armee, hinderte die Russen, die Operationslinien zu durchbrechen, beobachtete gleichzeitig die Oesterreicher, und kämpfte mit den Russen bei Wirbiza, Pultusk und Ostrolenka. Nach dem Friedensschlusse wurde er 1808 zum Herzog von Rivoli erhoben, und erhielt bedeutende Dotationen. Damals verlor er auf einer Jagdpartie bei St. Cloud durch einen unvorsichtigen Schuß Berthier's das linke Auge. Obgleich nun bestimmt, ein Armeecorps in Spanien zu commandiren, wurde er doch bei dem abermaligen Ausbruche der Feindseligkeiten mit Oesterreich, 1809, nach dem rechten Donauufer gesendet, focht bei Landsbut, Edmühl und Ebersberg, so wie bei Aspern und Wagram. In der Schlacht bei Aspern war es hauptsächlich seine Kaltblütigkeit, die dem völligen Untergange der Armee vorbeugte; dann vertheidigte er die Lobauinsel. Die Schlacht von Wagram machte er zum Theil fahrend mit, da ein heftiger Sturz mit dem Pferde ihn am Reiten hinderte. Bei Znaim ließ er sich jedoch auf das Pferd heben, und kaum hatte er den Wagen verlassen, als eine Kanonenkugel durch denselben schlug, die den Marschall unfehlbar getödtet haben würde. Nach dem Wiener Frieden erhob ihn Napoleon (1810) auch noch zum Fürsten von Eßlingen. 1810 erhielt Massena den Oberbefehl über die Armee von Portugal, nahm Ciudad Rodrigo und Almeida, drang in das Innere von Portugal ein, wurde aber vor den Linien von Torres Vedras von Wellington aufgehalten. Nicht Waffengewalt, wohl aber der Mangel an Lebensmitteln und allen andern Bedürfnissen, nöthigte ihn, dieses Land zu ver-

lassen. Er zog die Garnison von Almeida an sich, und ging nach Frankreich, wohin man ihn wegen des scheinbar geringen Erfolges seiner Sendung zurückberufen hatte. Der Zenith seines Glückes lag hinter ihm. Geschwächt an seiner Gesundheit und niedergebrückt durch Napoleon's Kälte, die er unverdient erfuhr, nahm er 1812 keinen Theil an dem Feldzuge nach Rußland, sondern wurde nach der Provence gesendet, um dort das nicht unwichtige, jedoch zu seinem Ruhme und seinen Fähigkeiten in keinem Verhältniß stehende Commando in der achten Militär-Division zu übernehmen, das er auch nach der Restauration behielt. Während der hundert Tage blieb er den Ereignissen fremd. Nach Napoleon's zweiter Abdankung vertraute die provisorische Regierung dem Marschall das Commando über die Pariser Nationalgarde an, das er jedoch nur vom 3. bis 8. Juli 1815 behielt, und, nach der Besetzung der Hauptstadt durch die Verbündeten, in das Privatleben zurücktrat. Während des Prozesses des Marschalls Ney erklärte er die Incompetenz des Kriegesgerichtes. Der Theilnahme an Verschwörungen vor den Kammern von 1815 angeklagt, vertheidigte er sich in einer kraftvollen Schrift. Doch mehrte diese Erfahrung den tiefen, schmerzlichen Unmuth, welchen Frankreich's Unglück und Niederlage ihm erweckte. Die Gesundheit des kraftvollen Mannes schwand dahin. Seine Freunde drangen in ihn, in einem andern Klima Genesung zu suchen; doch er wies sie zurück mit der Antwort, daß er sich das Recht erworben habe, in seinem theuren Vaterlande zu sterben, und so erwartete er, gefaßt, ja, sehnlich den Tod, der ihn am 4. April 1817 zu Paris fand. Die Gefährten seiner Siege, die nardenvollen Trümmer der alten Armee, folgten dem Begräbniß des Helden. Napoleon, der ihn in späterer Zeit nicht nach Verdienst gewürdigt hatte, schildert gleichwohl in seinen Briefen den Marschall Massena als unermüdlich, verwegen, mit richtigem Ueberblicke begabt und schnell entschlossen.



Hugo Grotius.

Geboren 1583. Gestorben 1645.

Hugo van Groot — so war der eigentliche Name dieses gefeierten Gelehrten — war der Sohn eines Bürgermeisters zu Delft in den Niederlanden, wo er den 10. April 1583 zur Welt kam. Schon in der frühesten Jugend entwickelte er ein so glänzendes Gedächtniß und so ausgezeichnete Anlagen, daß er, kaum acht Jahre alt, schon lateinische Verse dichtete, und 1594 in seinem eilften Jahre die Universität Leyden bezog, wo er mit unerhörter Schnelligkeit Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Philosophie und Mathematik erlernte, daher bereits 1598 als Begleiter des Grosspensionairs Oldenbarneveldt, als Gesandten nach Frankreich, von dem Könige Heinrich IV. mit größter Auszeichnung aufgenommen wurde. Solche Frühreise pflegt bisweilen entweder nur äußerlich zu bleiben, oder die zu rasch entfaltete Knospe auch frühzeitig zu entblättern. Bei Grotius drang sie tief in den Kern seines Wesens, ohne gleichwohl diese kräftige Natur zu erschüttern. In Orleans erwarb er die Würde eines Doctors der Rechte, kehrte dann 1599 nach Holland zurück, und ließ sich im Haag als Advocat nieder, ward 1601 als achtzehnjähriger Jüngling Historiograph der Republik, 1607 Generalfiscal von Holland und Seeland, 1613 Rathspensionair von Rotterdam. Ja, in letzterem Jahre wurde er bereits nach England gesendet, um die mit diesem Lande wegen des Wallfischfanges entstandenen Streitigkeiten beizulegen. Doch ernster waren die nun beginnenden Streitigkeiten zwischen den Gomaristen und Arminianern, in welche man politische Beziehungen mischte, indem man den durch Oldenbarneveldt, der den Arminianern anhing, mit Spanien geschlossenen Vertrag, von Seiten des Statthalters, Moritz von Oranien, und seiner Anhänger (Gomaristen) als staatsverrätherisch betrachtete. Grotius war als Verbündeter Oldenbarneveldt's eng in die Sache verflochten, und blies, als Hauptredacteur der Pacificationschrift, die Flamme an, statt sie zu dämpfen. Sein Versuch, das gomaristische Amsterdam auf seine Seite zu bringen, schlug

fehl; zuletzt wurde er mit Oldenbarneveldt und Hogerbeets im Haag festgenommen, und den 2. Mai 1619 von der Synode zu Dortrecht zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, während Oldenbarneveldt den Parteilampf mit seinem Leben büßte. Das Schloß Löwenstein war bestimmt, den Denker lebendig zu begraben. Doch gewährte man ihm dort endlich den Gebrauch aller gewünschten Bücher; auch durfte seine treue Gattin, Maria von Reigersberg, ihn wöchentlich zweimal besuchen. Diese doppelte Gunst ward Anlaß seiner Befreiung. Der List und Entschlossenheit seiner Frau gelang es, ihn den 21. März 1621, in der zurückgehenden Bücherkiste verschlossen, nach Gorkum zu retten, von wo er über Antwerpen glücklich nach Frankreich entkam, und den 13. April in Paris anlangte. Mit einer huldreichen Pension vom Könige begnadigt, lebte er nun ganz den Wissenschaften, und schrieb zu Balagny bei Sens 1623 sein classisches Werk: „De jure belli et pacis.“ Aber die unregelmäßige Auszahlung seiner Pension und unzeitige Versuche, ihn seinem Glauben zu entfremden, verleideten ihm den Aufenthalt in Frankreich, wiewohl er allen Anträgen Holstein's, Dänemark's und Schweden's, in ihre Dienste zu treten, auswich. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zeigte ihm ein anderes Ziel, und wirklich wagte er nach dem Tode des Statthalters Moritz sich nach Holland zurück. Uneingedenk des alten Habers, kam er im September 1631 nach Rotterdam. Doch seine Feinde hatten den früheren Groll nicht so schnell vergessen, als er; sie bewirkten seine abermalige Aechtung. Neuen Gefahren zu entgehen, entfloh er 1632 nach Hamburg. Jetzt blieb ihm keine Wahl mehr. Er trat, was er früher verweigert, 1634 in schwedische Dienste, ward schwedischer Staatsrath und Gesandter in Frankreich, nahm aber 1644 wieder seine Entlassung, und ging nach Stockholm zurück, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. Immer und immer zehrte die Sehnsucht nach der Heimat, die ihn geächtet und verstoßen, an diesem edlen Geiste. Jetzt endlich glaubte er sie befriedigen zu dürfen. Aber ein Sturm — an Stürmen war ja sein Leben so reich gewesen — warf ihn an Pommern's Küste. Krank und erschöpft betrat er die Küste, welche seine Wünsche nicht gesucht hatten. So kam er nach Rostock, wo er schon nach zwei Tagen, den 28. August 1645, aus dem Leben schied. Erst im Tode sollte sich dem Verbannten die Heimat öffnen. Sein Leichnam wurde nach Delft gebracht, und daselbst in der neuen Kirche beigesetzt; nach länger als hundert Jahren (1781) kam auch das schon früher für ihn beabsichtigte Denkmahl zu Stande. — Hugo Grotius war ein schöner, lebhafter

Mann, mit edlem, festen Charakter, und alle Fächer des Wissens hat er mit Meisterwerken seines Geistes geschmückt. In seinem Kriegs- und Friedensrechte hat er zuerst das Naturrecht scharfsinnig und ausführlich bearbeitet, seine Apologie des Christenthums wurde sogar in's Arabische, Persische, Malayanische und Chinesische übersezt, und nicht nur diese Werke, sondern auch seine Ausgaben verschiedener Klassiker, seine Geschichtswerke und juristischen Schriften nennen seinen Namen mit unvergänglichem Ruhme.

Roger Bacon.

Geboren 1214. Gestorben 1292.

Leuchtend, riesengroß, steht das Bild Roger Bacon's in einer dunklen, gedrückten Zeit da, welcher sein Prophetenblick weit voraus eilte. Bei Ilchestre, in Somersetshire, kam er zur Welt, studirte zu Oxford, und schloß dann sich dem großen Zuge wißbegieriger Schüler an, die damals nach Paris strömten. Er umfaßte alle Studien mit Begeisterung und hohem Verufe, erwarb die theologische Doctorwürde, und kehrte im Jahre 1240 nach England zurück, wo er sich in den Franciscanerorden aufnehmen ließ, und in Oxford als Lehrer auftrat. Mit Eifer widmete er sich der Physik, und brachte es in dieser Wissenschaft zu Erfolgen, welche für sein Zeitalter staunenerregend sind. Großmüthige Freunde verschafften ihm die nöthigen Mittel für seine Experimente, und seine bewundernden Jünger nannten ihn Doctor mirabilis. Aber die Finsterlinge erblickten in den großen Geheimnissen, die er der Natur abrang, Zauberei und Hölchenkünste, und während die Wissenschaft ihn auf ihren Thron erhob, arbeiteten Fanatismus und Aberglaube an seinem Untergange. Zu seinem Unglück stand er in freundschaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Bischof von Lincoln, einem Gegner der päpstlichen Partei, eiferte gegen den Verfall der Kirchenzucht, und stellte dem Papste in einem Briefe die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit vor. Seine Feinde benutzten dieß, um in Rom seine Grundsätze zu verdächtigen und seine natür-

lichen Wunder als Werke schwarzer Kunst darzustellen. Man verbot ihm, auf der Universität zu lehren, und der Märtyrer der Wissenschaft ward in ein Gefängniß gestoßen. Erst als Clemens IV., schon früher ein Bewunderer von Bacon's Genie, den päpstlichen Stuhl bestieg, öffnete sich sein Kerker, und der über die Vorurtheile seiner Zeit erhabene Papst erklärte sich zu seinem Beschützer. Da derselbe Bacon's Schriften gesammelt wünschte, so übersendete ihm dieser durch seinen Lieblingsschüler, Johann von Paris, sein unter dem Titel „Opus majus“ gedrucktes Werk. Nicht lange währte Bacon's glückliche und friedliche Lage. Der General seines Ordens verbot nach Clemens Tode das Lesen der Schriften Bacon's, und erwirkte einen päpstlichen Befehl, ihn einzuferkern. Zehn Jahre schmachtete der große Seher im Gefängnisse, den er vergebens durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, als Beweis der Unverdächtigkeit und Nützlichkeit seiner Arbeiten, aufzuschließen versuchte. Endlich zerbrach die Verwendung einiger einflußreichen Männer seine Ketten. Alt und erschöpft, trat er aus seinem langen Kerker hervor; nur kurze Zeit mehr sollte er der Freiheit genießen. Nach Oxford zurückgekehrt, gab er noch seinen »Abriß der Theologie« heraus, bis im Jahre 1292 (nach Andern 1294) sein hoher Geist sich zum Lichte empor schwang, das die Welt ihm grausam hatte verhüllen wollen. — Obgleich mit manchen Meinungen und Irrlehren seiner Zeit verwachsen — er hing noch an dem Glauben vom Stein der Weisen und von der Astrologie — überragt er sie doch in Wissen und Entdeckungen bis zum Wunderbaren. In der Mathematik, Astronomie und Chemie leistete er Dinge, welche erst von späteren Jahrhunderten völlig begriffen und gewürdigt werden konnten. Er erfand Vergrößerungsgläser und Brennspiegel, und offenbarte in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, so z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über den bedeutend vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizonte. Auch als eigentlicher Erfinder des, erst lange nach ihm in Anwendung gekommenen Schießpulvers, ist er anzusehen, und vielleicht ist der schwer erweisliche Mönch Schwarz, dem etwa die Farbe seiner Erfindung den Namen gab, nur eine symbolische Variation des Mönches Roger Bacon. In seinen Schriften spricht er von einem unauslöschlichen, vermuthlich phosphorischen Feuer, ferner von einem künstlichen Feuer aus Salpeter und andern Bestandtheilen, durch welches der Donner und der Blitz in der Luft nachgeahmt, und mit einem zollgroßen Theile eine ganze Stadt unter schrecklichem

Knaß und Leuchten zertrümmert werden könnte; ja, er erwähnt endlich ausdrücklich, daß mit Salpeter, Schwefel und Kohle Donner und Blitz nachzumachen sei. Das ganze Reich des Wissens durchslog dieses Mannes kühner Geist. Als Quelle der Erkenntniß galt ihm die Mathematik; in Sprachen war er hocherfahren, und sein Latein war klassisch. Er entdeckte die Irthümer im damaligen Kalender, berichtigte dieselben, und kam der Wahrheit sehr nahe. Unter den größten und herrlichsten Genien der Menschheit steht Roger Bacon in der ersten Reihe.

Ferdinand Schfenheimer.

Geboren 1767. Gestorben 1822.

Ogleich im stilleren, geräuschloseren Kreise, spielte das Leben doch wunderbar mit diesem verdienstvollen Manne, und zog ihn abwechselnd dem Ernste der Wissenschaft, der heiteren Sphäre der Kunst zu. Aber Ein Tempel blieb ihm offen durch sein ganzes Dasein: der Tempel der Natur, und neben demselben lagerten sich ihm, als freundliche Führer, Kunst und Wissen, um die Bedeutung dieses schönen Lebens zu erhöhen. — Ferdinand Schfenheimer wurde den 17. März 1767 in Mainz geboren, studirte auf der damaligen Universität seiner Vaterstadt, erwarb 1788 die philosophische Doctorwürde, und war dann in einigen angesehenen Häusern Erzieher. Die Mannheimer Bühne, damals in ihrem höchsten Glanze und in ganz Deutschland als ein Muster geachtet, weckte seine schlummernde Neigung zum Theater. Anfangs begnügte er sich, einige kleine Lustspiele zu verfassen, von denen „der Brautschatz“ und „Er soll sich schlagen“ häufig gegeben worden sind, und Glück gemacht haben. Doch befriedigte dies seine Sehnsucht nicht hinlänglich; ganz und gar wollte er der bunten Breiterwelt angehören, und so begab er sich nach Baireuth zur Quandt'schen Gesellschaft, wo er am 12. November 1794 zum ersten Male als Flickei in Gotter's „schwarzem Manne“ auftrat. Somit war der große Wurf geschehen. Suchend griff sein Talent anfänglich in verschiedenen

Fächern umher, das ihm angemessenste und eigenthümlichste aufzufinden. Da die Natur ihm eine angenehme Tenorstimme verliehen, wirkte er sogar in der Oper mit, bis er zuletzt in Rollen, wie Gebhard im „Portrait der Mutter,“ Fallbring in „Dienstpflicht,“ seine richtige Sphäre angewiesen fand. 1796 kam ihm ein Ruf nach Stargard zur Döbbelin'schen Bühne. Unterweges gastirte er am kurfürstlichen Hoftheater zu Leipzig, und erhielt sogleich Engagement, das er jedoch, wegen früherer Verpflichtungen, erst im folgenden Jahre antreten konnte, und nun seit 1797 jenem bedeutamen Künstlervereine, der abwechselnd in Dresden und Leipzig wirkte, als eine der Hauptzierden angehörte. Schon als Knabe war er fleißig auf die Schmetterlingsjagd gegangen. Als nun 1798 sein durch angestrengte Studien angegriffener Körper fleißige Bewegung im Freien erheischte, erwachte jene Neigung der Jugendjahre mit größerer Lebhaftigkeit wieder; er ging in den Umgebungen Leipzig's, im Rosenthale und im Universitätsholze rüstig dem Fange der bunten Falter nach, sammelte und schuf sich unvermerkt ein neues Studium. In Berlin, wohin ihn 1802 Ziffand, als Director des dortigen Hoftheaters, eingeladen hatte, machte er die Bekanntschaft des kenntnißreichen Laspeyres, der ihn zuerst aufforderte, sein, mit vielen wissenswerthen Bemerkungen über manche Schmetterlingsarten angefülltes Tagebuch bekannt zu machen. Mit Feuer unterzog sich Ochsenheimer dieser Arbeit, und 1805 erschien der erste Band seiner „Naturgeschichte der Schmetterlinge von Sachsen.“ Er hatte sich darin freilich die Gränzen zu enge gezogen, und fühlte es. Dennoch begann er den zweiten Theil. Da kamen Irrungen mit dem Verleger seiner Entschlossenheit zu Hülfe. Er brach die Arbeit ab, um die größere: »die Schmetterlinge von Europa,« dafür zu beginnen. Dabei verlor er seine künstlerische Bestimmung nie aus dem Auge. Kunstreisen nach Frankfurt und Mannheim, nach seiner Vaterstadt Mainz und nach Berlin, die er 1805 unternahm, befestigten und verbreiteten seinen Ruf. 1807 wurde er durch die neu eingetretene adelige Theaterunternehmung nach Wien eingeladen, und spielte dort im Mai zwölf Gastrollen. Der Erfolg war so schmeichelhaft, daß man ihn gern sogleich dort behalten hätte. Doch sein Engagement in Dresden fesselte ihn noch, bis es seinem Freunde Treitschke im Juli gelang, diese Hindernisse zu beseitigen, und ihn für Wien zu gewinnen, wo er, Anfangs weniger auf der Bühne beschäftigt, seinen entomologischen Forschungen mit doppeltem Eifer nachgehen konnte. Es erschienen von ihm »die Tagfalter« und »die Schwärmer.« Mit dem gemüthlichen

Treitschke, an welchen ihn sowohl sein Beruf, als auch gemeinsames wissenschaftliches Streben band, unternahm er vereinigt seine Ausflüge zu entomologischen Zwecken. In dem, 1810 erschienenen dritten Bande seines Werkes: „die Spinner,“ versuchte er zuerst, die Abtheilungen generisch zu bezeichnen, und wählte die Titel so zweckmäßig, daß sie bald in ganz Deutschland, ja darüber hinaus, angenommen wurden. Doch seit 1815 nahmen Dohsenheimer's Kräfte sichtbar ab; seine Arbeiten gingen langsamer, und Treitschke stand ihm dabei helfend zur Seite. Noch ward ihm der ehrenvolle Auftrag, einen Theil der lepidopterologischen Schätze des k. k. Museums nach seinem Werke zu ordnen, und er brachte dieses Geschäft nach einem Jahre zu Stande. Es sollte sein Tagwerk beschließen. Am 23. September 1822 spielte er in der »silbernen Hochzeit“ den Steckrübe mit großem Erfolge, aber auch mit heftiger Anstrengung. Nach der Vorstellung befiel ihn eine Ohnmacht, und schon am Abend des 2. Novembers, während er viel von schöneren Schmetterlingen phantasirte, die er erziehen wolle, durchbrach sein Geist die irdische Hülle.

Friedrich Treitschke.

Geboren 1776. Gestorben 1842.

Wie der ihm befreundete und seelenverwandte Dohsenheimer, so bewegte sich auch Friedrich Treitschke, der noch vor Kurzem unter den Lebenden weilte, auf der angenehmen Gränze, wo Kunst und Wissenschaft sich vermählen, und der ernste Forschergeist mit dem heiteren Sinne des Bildners gemeinsam die Natur innig umarmt. Zu Leipzig den 29. August 1776 in einer geachteten Kaufmannsfamilie geboren, erhielt er eine sorgfältige, doch entschieden auf die merkantilische Laufbahn hinstrebende Erziehung, wurde schon 1793 von seinem Vater in Handelsangelegenheiten in die Schweiz gesendet, fand in Zürich freundschaftliche Aufnahme im Gessner'schen Hause, und fühlte sich hier plötzlich von einem wissenschaftlichen Drange ergriffen, der sich wohl noch vertagen, aber nicht mehr

vergessen ließ. Als daher 1799, zwei Jahre nach Treitschke's Heimkehr, sein Vater starb, wurde der kaufmännische Weg sofort verlassen. Die Bühne und die Belletristik, zwei für jugendliche Gemüther gleich anlockende Gegenstände, wurden auch ihm zum nächsten Doppelziele; Dohsenheimer's Bekanntschaft förderte diese Neigung. Auf einem Dilettantentheater zu Leipzig prüfte er selbst die dramatische Schwinge, und 1800 schrieb er unter dem Namen Anton Wall ein kleines Lustspiel: »das Bauerngut,« welches häufig zur Darstellung gekommen ist. In Wien, wohin er 1802 eine Reise unternahm, wurde er in dem Hause des Freiherrn von Braun eingeführt, dem damals die Direction der beiden k. k. Hoftheater übertragen war, und dieser stellte den talentvollen jungen Mann als Regisseur und Dichter des k. k. Hofopertheaters an. Auf diesem Posten entwickelte Treitschke großen Eifer und eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Mit guter Auswahl und noch größerer Schnelligkeit lieferte er Uebersetzungen der damals gangbarsten französischen Opern und Schauspiele. »Das Waisenhaus,« »die Uniform,« »Nachtigall und Rabe,« fanden an Weigl einen Compositeur, und auch der Text zu Beethoven's Oper: »Fidelio,« wie dieselbe 1814 aufgeführt wurde, war Treitschke's Werk. Als bei der feindlichen Invasion 1809 die Cavaliere, welche seit 1807 die Leitung der beiden Hoftheater und des Theaters an der Wien führten, Wien zu verlassen genöthigt waren, wurde ihm die Vice-Direction des letztgenannten Theaters übergeben, und er stand ihr so zweckmäßig vor, daß ihm 1811 dieses Amt zum zweiten Male anvertraut wurde. Uebrigens führte er diese Vice-Direction nur im Urlaub; seine eigentliche Anstellung im Hoftheater blieb ihm reservirt, und 1814 trat er wieder dort ein. Abschließend trat er 1822 in den Dienst des k. k. Hofburgtheaters über, da das k. k. Hofoperntheater in Pacht gegeben wurde. Er bekam die Anstellung als Hoftheater-Deconom, mit der Aufsicht über das Kassen- und Rechnungswesen. Mittlerweile hatte seiner literarischen Thätigkeit sich ein neues Feld geöffnet, und während er seither nur dem leichten Reize der Tagespoesie gehuldigt hatte, so schloß fortan auch die Wissenschaft ihm ihren ernstern Tempel auf. Eine Krankheit gebot ihm im Sommer 1808 den Genuß der Landschaft. Hier erwachte seine Neigung zur Entomologie aus früherer Zeit, und nach seiner Rückkehr ward er der treue und willkommene Gefährte des, durch seine Bemühungen für Wien gewonnenen Dohsenheimer auf dessen wissenschaftlichen Wanderungen. Mit ihm vereinigt, legte er eine interessante Sammlung an, und nahm den thätigsten

Antheil an dessen berühmtem Werke: »die Schmetterlinge von Europa.« Auf einer Reise im Sommer 1817 knüpfte er neue entomologische Bekanntschaften an, und als 1822 Ohlenheimer starb, übernahm Treitschke die Vollendung des genannten Werkes, das er 1835 mit dem siebenzehnten Theile beschloß, und dadurch seinen Namen als Naturforscher rühmlich begründete. Freundlich und ermunternd ging neben diesen wissenschaftlichen Bestrebungen die Kunst durch sein fleißiges Leben. Ihm wurde, als nach dem Bruche der Gallenberg'schen Pachtung des k. k. Hofopertheaters eine Aerial-Regie zu einstweiliger Verwaltung des Letzteren eintrat, die Leitung desselben anvertraut, und er führte sie vom Mai bis August 1830, wo die Administration dann in die Hände des Pächters Duport kam. 1834 gab Treitschke ein sehr brauchbares »Hülfsbuch für Schmetterlings-sammler« heraus. Für die Hartleben'sche Buchhandlung in Pesth übernahm er dann die Herausgabe des sehr beifällig aufgenommenen »Bildersaales des Thierreiches;« besorgte für dieselbe Buchhandlung im Vereine mit Diezmann den Text des prachtvoll ausgestatteten »naturgeschichtlichen Cabinet's des Thierreiches,« und beschloß sein wissenschaftliches Wirken mit der trefflichen »Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge.« Außerdem übersetzte er Manches für die Bühne, wovon besonders das Schauspiel »Marianna« sich eines ungewöhnlichen Beifalls zu erfreuen hatte, und nahm mit einem Bande gemüthreicher Gedichte, welche er 1841 erscheinen ließ, von der Muse Abschied. In demselben Jahre wurde er auch zum k. k. Hofburgtheater-Secretär, mit Beibehaltung seiner Anstellung als Deconom, ernannt, und empfing vom Kaiser von Rußland das Ritterkreuz des St. Stanislaus-Ordens, nachdem schon früher mehrere naturforschende Gesellschaften, so die von Moskau, Leipzig, Breslau, Görlitz u. a., ihn zu ihrem Mitgliede gemacht hatten. Das Jahr 1842 versprach ihm die Feier seiner vierzigjährigen Dienstleistung an den k. k. Hoftheatern und seine silberne Hochzeit; aber er sollte diese Doppelfeier nicht erleben. Gebeugt durch den Tod eines hoffnungsvollen Sohnes, selbst an der Herzbeutelwassersucht erkrankt, und daher eigener Todesahnungen voll, schied er am 4. Juni 1842, allgemein betrauert, aus dem Leben.

Alain René Lesage.

Geboren 1668. Gestorben 1747.

Dieser gewandte und geistvolle Schriftsteller stammte aus Sarzeau, einem Städtchen auf der Halbinsel Ruyß, unweit Vannes, im Departement Morbihan, und erblickte hier am 8. Mai 1668 das Licht. Seine Jugend ließ sich nicht glücklich an. Sein Vater, ein Notar, starb frühzeitig; sein Oheim brachte ihn um sein kleines Vermögen. So verwais't und mittellos, kam er in das Jesuitencollegium zu Vannes, wo er zwar vielen Fleiß an den Tag legte, aber für die Dauer sich dort nicht gefiel, daher 1692 nach Paris ging, theils um daselbst seine Studien fortzusetzen, theils um sich ein Unterkommen zu suchen. Hier gestalteten sich die Umstände günstig für ihn. Es öffneten sich ihm mehrere angesehenere Häuser, und eine reiche Dame schenkte ihm nicht nur ihr Herz, sondern gewährte ihm auch freigebige Unterstützung. Doch zerschlug sich dieses Verhältniß wieder; Lesage gewann ein Pariser Bürgermädchen lieb, und heiratete sie 1694 mit erzbischöflicher Erlaubniß. Er hatte sich in Paris anfänglich als Parlamentsadvocat einregistriren lassen, ließ aber später diesen Stand ganz fallen, und wendete sich ausschließlich der Literatur zu. Die ersten Erfahrungen auf diesem Felde waren wenig ermutigend; denn die Uebersetzung der griechischen Briefe des Aristenät, mit welcher er sich 1695 im Publikum einführte, fand geringen Anklang. Indeß Lesage ließ sich dadurch nicht irre machen; ja seine Zuversicht auf Erfolg war so groß, daß er sogar eine von dem Marschall von Villars ihm angebotene vortheilhafte Anstellung entschieden ablehnte, und nur eine jährliche Rente von seinem Freunde, dem Abbé de Vyonne, annahm. Dieser stößte ihm zugleich Liebe für die spanische Sprache und Literatur ein, und dadurch erhielt seine Thätigkeit eine neue, eben so entscheidende als erspriessliche Richtung. Er bearbeitete sofort Komödien von Lope de Vega, Francesco de Roxas u. A., und übersezte den Don Quixote des Cervantes. Aber hauptsächlich verdankte er seinen literarischen Ruf einem,

Calderon nachgebildeten Lustspiele: „Don César Ursin,” und der Posse: „Crispin rival de son maître,” welche beide 1707 mit großem Beifalle aufgeführt wurden. Zum Ruhme steigerte sich sein Ruf durch seinen, dem spanischen „El diablo cojueblo” des Velaz de Guevara nachgebildeten Roman: „Le diable boiteux,” ein Meisterstück des Styls und der Charakterzeichnung. Diesem folgte 1708 sein Lustspiel: „Turcaret,” in welchem er die Bedrückungen der damaligen Steuerbeamten in treuen Farben und musterhafter Ausführung schilderte, das mit stürmischem Beifalle aufgeführt wurde und für dessen Zurücknahme — so sehr erkannte das böse Gewissen in der Feder eine rächende Macht — von den Steuerbeamten ihm 100,000 Franken geboten worden waren. Den höchsten Glanz verschaffte er seinem Namen endlich durch seinen satirischen Roman: „Gil-Blas de Santillane,” welcher, allgemein für das größte Meisterwerk dieser Gattung in der französischen Literatur sowohl hinsichtlich der classischen Diction, als der trefflichen Charakterzeichnung, und der echt komischen Haltung anerkannt, von der Lesewelt fast verschlungen, immer neu aufgelegt, in alle lebenden europäischen Sprachen übersetzt worden ist, und zahllose Nachahmungen hervorgerufen hat. Unter seinen übrigen Werken nennen wir den Roman: „Aventures de Guzman d'Alfarache,” eine freie Uebersetzung des spanischen Originals von Mateo Alaman, seine komischen Dpern und Schwänke, deren vorzüglichste er unter dem Titel: „Théâtre de la foire” gesammelt hat, seine Sammlung von Anekdoten und geschichtlichen Charakterzügen, seine Uebersetzung von Bojardo's „Orlando innamorato” u. a. m. Lesage fand seinen höchsten Genuß nur im Arbeiten, und umgeben von angenehmen häuslichen Verhältnissen, erwartete er in Ruhe die Tage des Alters. Kummer verursachte es ihm, daß zwei Söhne, ganz im Widerspruche mit seinen Wünschen, den damals verrufenen Stand des Schauspielers erwählten, bis er, entzückt durch die Meisterschaft des ältesten, der als Schauspieler den Namen Montmenil annahm, Beiden vergab. Ersatz gewährte ihm sein zweiter Sohn, welcher, dem geistlichen Stande gewidmet, ein Kanonikat zu Boulogne-sur-Mer erhielt. Als aber der junge Priester plötzlich starb, waren Lesage's Lebensfreuden zu Ende. Er floh die Zerstreuungen der Hauptstadt, und wendete sich 1743 nach Boulogne. Taubheit und Schwäche beugten den greisen Dichter. Wunderbar war es, welchen mächtigen Einfluß die Sonne auf seinen Körper nahm, indem Vormittags seine Lebens- und Geisteskräfte sich jederzeit steigerten, Nachmittags aber eben so abnahmen, und er die Nacht hindurch in einer wahren

Bethargie verbrachte, bis die Morgensonne auch in seinen Organismus ihre belebenden Strahlen warf. Nahe an 80 Jahre alt, starb er den 17. November 1747 in den Armen der Seinigen. — Lesage gehört unstreitbar zu den französischen Klassikern des ersten Ranges, und wenn man ihm nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht hat, daß er stets nur schlechte Charaktere schildert, so rechtfertigt ihn gewissermaßen die Meisterschaft, womit er dies thut, am allerwenigsten aber fällt deshalb auf seinen höchst redlichen Lebenswandel ein Schatten zurück; ja man kann vielmehr behaupten, daß er eben dadurch erst in den Stand gesetzt wurde, seine Charaktere so schön und treffend zu zeichnen.

Jean de Lafontaine.

Geboren 1621. Gestorben 1695.

Je weniger seit längerer Zeit bei den Franzosen das Feld der Fabel und der poetischen Erzählung angebaut wird, desto unbedingter ist Jean de Lafontaine als der größte Dichter dieser Nation in der genannten Gattung anzusehen. Zu Chateau-Thierry in Champagne den 8. Juli 1621 geboren, machte er auf der Schule seiner Vaterstadt und später zu Rheims keine erheblichen Fortschritte, und trat in seinem neunzehnten Jahre in die Congregation des Dratorium, welche er aber bald wieder verließ, ohne, nach seiner gewöhnten Sorglosigkeit, weiter an die Wahl einer bestimmten Laufbahn zu denken. Nichts hatte bis jetzt sein eigenthümliches Talent verrathen, als an der schönen Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrich's IV. sich plötzlich sein eigener poetischer Genius wunderbar entzündete. In seiner genialen Trägheit immer nur das Nächste ergreifend, hatte er nun nichts Eifrigeres zu thun, als die Werke Malherbe's auswendig zu lernen. Erst nachdem er mit dieser Arbeit zu Stande war, ward ihm klar, daß der Pomp dieses Oden dichters seinem Geschmacke eigentlich nicht einmal zusage, daß vielmehr die naive Manier eines Rabelais, Marot und Voiture ihn weit inniger anspreche, und sofort studirte er diese Letztgenannten mit demselben gedul-

bigen Eifer, der den wunderlichen Mann in allen seinen Handlungen bezeichnete. Doch vergaß er dabei auch der Muster des Alterthums nicht, welche einer seiner Aunderwandten ihm zur Beherzigung empfohlen hatte. Der Besewelt machte er sich zuerst durch eine Uebersetzung des Terenzischen „Eunuchen“ 1654 bekannt. Aber den überwiegendsten Einfluß auf die Ausbildung und Richtung seines Talentcs übte die italienische Literatur, welche er weit über die französische stellte. Seitdem gehörte sein ganzes Wesen und Denken ausschließend der Poesie an, und mit der Außenwelt hing er nur durch sehr lockere Berührungen zusammen, in denen er vollkommen passiv erschien. Mit derselben nachgebenden Gleichgültigkeit nahm er aus den Händen seines Vaters eine Frau, wie auch dessen bisheriges Amt, das eines *Maitre des eaux et des forêts*, und Frau und Amt vernachlässigte er dergestalt, daß sein Vermögen nach und nach in Rauch aufging, und seine Gattin sich ihm völlig entfremdete. Eine Gönnerin fand er an der Herzogin von Bouillon, einer Nichte des Cardinals Mazarin, welche nach Chateau-Thierry verwiesen worden war, und deren Begleiter er ward, als sie nach Paris zurückkehrte. Sorglos trat er in die große Welt, und ließ für seinen Unterhalt den Zufall und reiche Gönner sorgen. Der Finanzintendant Fouquet gab ihm eine Pension, welche der Dichter mit eben so großem Leichtsinne verschleuderte, als er stets mit innigster Liebe seinem Wohlthäter, auch nachdem dieser in Ungnade gefallen war, anhing, und dessen Unglück in einer rührenden Elegie beklagte; obschon andere Gönner und Gönnerinnen, wie Henriette von England, der große Condé, der Prinz von Conti, der Herzog von Vendôme, der Herzog von Burgund u. A., durch reiche Geschenke ihm diesen Verlust hinreichend ersetzten. Gleichwohl war Lafontaine nie bei Kasse; durch sein ganzes Leben hind, waren ihm alle Weltpraktiken und Rechnenerempel fremd oder widerwärtig. Zum Glück übernahm das Schicksal die beste Vormundschaft über dieses Kind, und während er nichts vermied, was ihn hätte zu Grunde richten können, eröffnete, ohne sein Zuthun, sein Schutzgeist ihm immer neue Hülfquellen. Aus ernsthaften Verlegenheiten befreite ihn eine geistreiche und großmüthige Dame, Frau von Sablières, die ihn zu sich in's Haus nahm, und unter deren sorgender Obhut ihm zwanzig behagliche Jahre schnell und in angenehmer Einförmigkeit verstrichen. Oft scherzte die gütige Dame über des Dichters äußerliche Unbetheulichkeit, und als sie einst ihr ganzes Gefinde weggegeben hatte, erzählte sie, daß sie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere: den Hund, die Kage und Lafontaine. Als sie starb, ward ihm die Gattin des



Verlag von J. Neumann, Neudamm

Illustration v. Carl Meyer, Kunst-Anstalt in Nürnberg

Herrn von Hervart eine eben so großmüthige und sorgsame Wohlthäterin. Lafontaine blieb immer derselbe. Weber der Umgang mit den ausgezeichnetsten Dichtern seiner Zeit, wie Racine, Molière, Boileau, noch Spott und Neckereien vermochten ihn aus seinem träumerischen Geleise zu bringen. Er ließ die Welt gehen, wie sie ging; wußte er doch kaum, in wie weit er selbst ihr angehörte; alle Leute waren ihm lieb und werth, weil er sie nur mit dem Auge seiner gutmüthigen Fantasie, nicht mit dem des Menschenkenners ansah, und so besaß und verdiente er den Namen: »le bon homme,« im besseren Sinne. Gewissensstrupel konnten selbst in einer zur Frömmerei geneigten Zeit den Mann, der so schlecht und recht hingelebt, und eigentlich gar nichts gethan hatte, nicht füglich anwandeln. Dennoch meinte er in seinen alten Tagen dergleichen zu verspüren, und suchte sich durch strenge Bußübungen dagegen zu waffnen. Aber dergleichen Regungen, seiner sonstigen Natur fremd, konnten nur Wirkungen einer schweren organischen Verstimmung sein, und wurden zu Vorboten seiner Auflösung, welche am 13. April 1695 zu Paris erfolgte. — Wenn man auch den übertriebenen Lobeserhebungen, welche französische Kunstrichter ihm gespendet, nicht immer beistimmen kann, so stellt er sich doch durch seine naive Natürlichkeit, seine unnachahmliche Anmuth und Leichtigkeit, und durch die stete Wahrhaftigkeit seines Gefühls, hoch genug. Zwar sind seine Erzählungen nichts weniger als Originale, sondern geschickte Nachahmungen altfranzösischer Fabliaux und italienischer Novellen; aber kein Dichter traf so glücklich die alte Manier, und wußte sie so geistreich mit der Eleganz des Zeitalters Ludwig's XIV. zu vermälen. Muthwille, Grazie und Unschuld bieten sich bei ihm in einer, jeden Leser bezaubernden Mischung. Der Vorwurf der Schlüpfrigkeit, den man seinen Erzählungen gemacht hat, trifft die Gattung, nicht ihn. Auch seine Fabeln sind nicht sowohl eigene Erfindungen, als gelungene Nachbildungen äsopischer Fabeln. Aber seinem kindlichen Gemüthe sagte diese Dichtungsart ausnehmend zu; er wußte in ihren Vortrag einen unvergleichlichen Zauber zu legen, und es gelang ihm, diese seither fast ganz vernachlässigte Gattung wieder zu Ehren zu bringen.

Ludwig IX. der Heilige,

König von Frankreich.

Geboren 1215. Gestorben 1270.

Dieser berühmte König, den Frankreich noch jetzt mit Stolz und Liebe nennt, der Sohn Ludwig's VIII. und der Blanca von Castilien, wurde im Schlosse Poissy den 25. April 1215 geboren. Er war nicht viel über elf Jahre alt, als sein Vater starb, und wurde am 29. November 1226 in Rheims gesalbt; doch blieb die Regierung in den Händen seiner Mutter, die sie mit Kraft und Umsicht führte. Blanca mußte harte Kämpfe bestehen; denn eine Partei mächtiger Vasallen strebte, sich des jungen Königs zu bemächtigen, um in seinem Namen zu regieren. Diese gingen, nachdem mehrere ihrer Pläne gescheitert waren, so weit, in einer geheimen Zusammenkunft den durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe bekannten sire de Couchy zum Könige auszurufen; aber auch dieß zu vereiteln, wurde der Königin Regentin nicht schwer, da sie den Grafen Thibaud von Champagne, später König von Navarra, von der Gegenpartei in ihr Interesse gezogen hatte, und durch ihn von allen Schritten der Verschworenen unterrichtet ward. Blanca hielt die Rechte ihres Sohnes und die Ruhe im Lande aufrecht. Im Jahre 1236 wurde der König volljährig, übernahm selbst die Regierung, und zeigte nun dem Grafen von Champagne, wie sehr er dessen Verdienste um den Staat zu schätzen wußte. Der Graf Robert von Dreux und sein Bruder, Pierre Mauclerc, Herzog von Bretagne, huldigten dem jungen Monarchen; allein ein drittes Haupt der Partei, Hugo von Lezington, Graf de la Marche und von Angoulême, weigerte sich, den Huldigungsseid zu leisten, den er dem Bruder des Königs, Alfons Grafen von Poitou und Auvergne, abgelegt hatte. Er hatte die Witwe des Königs Johann von England geheirathet, und war dadurch der Stiefvater Heinrich's III. geworden, durch dessen Hilfe er sich aus der jetzigen Lage zu ziehen hoffte. Aber er betrog sich, denn Ludwig

ging auf ihn los, schlug ihn am 22. Juli 1240, so wie er auch den Grafen Raimund von Toulouse, der die aufrührerischen Marseiller gegen ihren Grafen unterstützte, um neue Unruhen zu erregen, bald zur Ruhe verwies. Eben so glücklich beendigte er den von seinem Vater begonnenen Krieg gegen die Albigenfer. Staatsklug entzog Ludwig, obgleich vom Papste angelegentlich aufgefordert, sich der Einmischung in die damaligen Streitigkeiten zwischen dem Kaiser Friedrich II. und Gregor IX., und wies sogar die für seinen Bruder vom Papste bestimmte Kaiserkrone zurück. Auch lehnte er die wiederholten Einladungen, an Zügen in das heilige Land Theil zu nehmen, ab; denn sowohl er, als seine Mutter Blanca, die fortwährend großen Einfluß auf ihn übte, mochten einsehen, daß in einer Zeit, wo die Großen Frankreichs, noch nicht zu völliger Unterwerfung gebracht, nur auf Gelegenheit zu neuen Unruhen lauerten, und der König von England, der es nicht verschmerzen konnte, daß ihm in Frankreich so viel entrißen war, als ein mächtiger und gefährlicher Nachbar da stand, wo es ferner galt, sowohl in Languedoc als in der Provence die Ruhe zu befestigen und den Rest von Ketzerei zu vertilgen — seine Gegenwart in der Heimat gerade höchst nothwendig sei. Eine schwere Krankheit warf ihn auf das Siechbett, und er gelobte, wenn er genesen wäre, das Kreuz zu nehmen und in das heilige Land zu ziehen. Er ordnete die Angelegenheiten seines Reiches, übertrug seiner Mutter die Regentschaft, empfing aus den Händen des päpstlichen Legaten das Kreuz, später in Lyon noch einmal aus den Händen des Papstes selbst, und schiffte sich den 25. August 1247 zu Nîmes mortes in Languedoc ein, segelte zwei Tage später ab, und kam den 25. September auf der Insel Cypern an, wo er den Winter zubrachte, um die Ankunft seiner Truppen und Kriegsbedürfnisse abzuwarten. Am 13. Mai 1248 segelte er von da ab, stieg auf der Rhede von Damiette an das Land, und eroberte diesen Ort am 2. Juni nach einer zweitägigen Einschließung. Dann überschritt er den Nil, verbreitete Schrecken auf allen Seiten, und bemächtigte sich durch zwei siegreiche Schlachten des größten Theiles von Aegypten. Der erste Schmerz, den der König im gelobten Lande empfinden sollte, war der Tod seines Bruders Robert, Grafen von Artois, der am 8. Februar 1250 blieb, als er unvorsichtig die Feinde durch Massur verfolgte. Die Armee des Königs lagerte bei Pharamia, um sich zu erholen, wurde aber hier durch Meleg Sala, der von den anderen Sultanen Hilfsvölker erhalten hatte, eingeschlossen. Die glänzende Tapferkeit des Königs von Frankreich vermochte nichts gegen den Mangel an

Lebensmitteln, und so beschloß er, die Armee nach Damiette zurückzuführen. Doch es war zu spät; sie lösete sich größtentheils auf, und Ludwig nebst seinen Brüdern Alfons und Karl geriethen am 3. April 1250 in die Gefangenschaft der Saracenen. Wohl selten hat ein Monarch oder Feldherr eine ehrenvollere Gefangenschaft gehabt; denn die Anhänger des Propheten, welche ihren Sultan Meleg Sala getödtet hatten, richteten bei der Wahl eines neuen Oberhauptes ihre Blicke auf Ludwig, und nur der Gedanke, daß er sie ihrer Religion untreu machen könne, hinderte die Erwählung. Die Uebergabe von Damiette und die Summe von 800,000 goldenen Byzantinern verschafften dem Könige und den Seinigen die Freiheit wieder. Er schiffte sich mit den Resten des christlichen Heeres auf genuesischen Schiffen ein, landete 1251 bei Acre, nahm Tyrus und Cäsarea ein, ließ andere Plätze besetzen, besuchte die heiligen Orte, und kehrte im Jahre 1254 nach Frankreich zurück. Seine Mutter war schon 1252 gestorben, und mit ihrem Tode waren neue Unruhen in Frankreich ausgebrochen, welche zu dämpfen, Ludwig's eifrigste Sorge war. Er hob daher das Faustrecht auf, schloß 1258 einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit dem Könige von England, gab treffliche Gesetze, errichtete ein Ober-Appellationsgericht aus Prälaten und Baronen, in welchem er selbst den Vorsitz führte, und dadurch unvermerkt die königliche Jurisdiction erweiterte, brachte das Justinianische Gesetzbuch, von welchem er eine Uebersetzung hatte besorgen lassen, in Gebrauch, und verbesserte das ganze Gerichtswesen. Außerdem sorgte er für die Errichtung von Kirchen und Spitalern, nahm sich der Wittwen und Waisen an, und ward so der Wohltäter seiner Unterthanen. Aber mitten unter diesen erhabenen Beschäftigungen beunruhigte ihn die Vorstellung von nicht erfülltem Gelübde, und bald war der feste Entschluß gefaßt, einen zweiten Kreuzzug zu unternehmen. Vorher aber gab er die erste pragmatische Sanction, wornach bestimmt wurde, daß die Geistlichen ihr Amt ungestört verwalten, die Domkirchen und Cister ihre Bischöfe und Prälaten frei wählen sollten, ferner, daß der Papst nicht das Recht habe, Geld für sich, am allerwenigsten ohne Genehmigung des Königs, einzufordern u. s. w.; eine Einrichtung, wodurch Ludwig den Grund zur Freiheit der französischen Kirche legte. Nachdem er sein Testament niedergelegt und zwei einsichtsvolle Reichsverweser ernannt hatte, schiffte er sich am 1. Juli 1270 in Begleitung seiner drei Söhne ein. Die Flotte ruhte, nach bestandnem heftigen Sturme, in Sardinien; dann segelte sie nach Afrika, und hier eroberte der König

das berühmte Carthago. Hierauf schritt er zur Belagerung von Tunis. Aber eine ansteckende Krankheit, wahrscheinlich die Pest, raffte einen großen Theil des Heeres dahin; auch Ludwig erlag ihr am 25. August 1270, nachdem er fast 44 Jahre über Frankreich geherrscht und bei seinen Zeitgenossen ein Ansehen behauptet hatte, wie nur wenige Könige vor und nach ihm. Papst Bonifacius VIII. versetzte den königlichen Helden und Märtyrer 1297 unter die Zahl der Heiligen, und dessen Nachkomme, Ludwig Philipp, König der Franzosen, schmückte die Stätte von Carthago, die sein Ahnherr als Sieger betreten hatte, mit der Statue des heiligen Ludwig.

Ludwig XI.,

König von Frankreich.

Geboren 1423. Gestorben 1483.

Ein noch immer nicht hinreichend aufgeklärtes Räthselbild der Geschichte, über welches sowohl zu seiner Zeit, als in den späteren Jahrhunderten die widersprechendsten Urtheile geschöpft worden sind, ist König Ludwig XI. von Frankreich, Sohn Karl's VII. und der Prinzessin Maria von Neapel. Den 3. Juli 1423 geboren, zeigte er schon als fünfzehnjähriger Jüngling so viele Entschlossenheit und Umsicht, daß sein Vater ihm die Beruhigung der Provinzen Poitou und Languedoc auftrug, die er auch glücklich bewirkte. Leider ward sein herrschsüchtiges und verschlossenes Wesen damals ein Werkzeug in den Händen widerspänstiger Großen, die ihn 1440 an die Spitze eines Bundes, der Pragerie, stellten, welcher auf die Schwächung des königlichen Ansehens, also gegen seinen eigenen Vater, gerichtet war. Karl zersprengte mit Waffengewalt diesen Bund, vergieh seinem Sohne, und übergab, durch dessen wahre oder verstellte Reue gerührt, ihm sogar die Dauphiné, welche dieser mit Einsicht regierte. Später begleitete Ludwig seinen Vater in den Feldzügen gegen die Engländer, und zeichnete sich dort, wie auch 1444 bei der Unterdrückung des Armagnac'schen Aufstandes aus. An der Spitze

der in königliche Dienste übergetretenen Armagnaken zog er dann dem Hause Oesterreich gegen die Schweizer zu Hilfe, und siegte über dieselben bei St. Johann vor Basel. Mit den Ministern seines Vaters entweit, zog er sich vom Hofe zurück, in der weisen Verwaltung seiner Provinz scheinbar Ersatz suchend, gleichzeitig aber geheime Einverständnisse gegen die Günstlinge seines Vaters anknüpfend. Immer ernster gestaltete sich die Spannung zwischen Vater und Sohn, und endlich sendete der König ein Heer gegen die Dauphiné. Ludwig entfloh und fand 1456 gastliche Aufnahme bei seinem Verwandten, dem mächtigen Herzoge Philipp von Burgund. Als endlich Karl VII. 1461 Hungers starb, weil er, aus Furcht, vergiftet zu werden, keine Nahrung mehr zu nehmen sich getraute, kehrte Ludwig nach Frankreich zurück, wurde vom Herzoge von Burgund mit großen Ehren nach Paris geführt, und ließ sich zu Rheims krönen. Sein Hauptaugenmerk ging nun dahin, die gefahrdrohende Macht der großen Lehensträger und der Prinzen vom Geblüt, zu Gunsten des königlichen Ansehens zu verringern und den Flor der Städte zu heben; auch suchte er die Würde der Gerichte herzustellen und gesetzmäßige Ordnung im Reiche einzuführen. Die mit seinen Maßregeln unzufriedenen Großen schlossen gegen ihn einen Bund: Ligue du bien public, an dessen Spitze Ludwig's eigener Bruder, Karl, Herzog von Berry, der Herzog von Bretagne und namentlich der verwegene Karl, Graf von Charolois, Sohn Philipp's von Burgund, standen. Aber durch schnelles und entschiedenes Handeln und kluge Maßregeln trennte Ludwig dieses Bündniß, und beendigte 1465 die Feindseligkeiten durch den Vertrag von Conflans, in welchem er für den Augenblick seinen Gegnern Vortheile einräumte, die er dann zu gelegener Zeit mehr oder minder auffallend ihnen wieder entriß. Seiner Politik getreu, arbeitete er unablässig daran, die königliche Macht auf Kosten jener der großen Vasallen zu heben, verwirklichte durch Umtriebe den mittlerweile zur herzoglichen Würde gelangten Karl den Kühnen von Burgund in Kämpfe mit mehreren großen Städten seiner eigenen Länder, und zwang durch unvorhergesehenen Angriff den Herzog von Bretagne zum Vertrage von Ancenis (10. September 1468). Karl der Kühne strafte Ludwig's Treulosigkeit durch eigene Verrätherie; er überredete ihn, angeblich zur Anknüpfung persönlicher Verhandlungen, zu einer Reise nach Peronne, nahm ihn gefangen, und ließ ihn nur unter harten Bedingungen und gegen mehrere Abtretungen wieder frei. Ludwig zeigte in dieser kritischen Lage eine seltene Würde und kluge Mäßigung, so

wie er auch bei dem Zuge gegen Lüttich, welchem beizuwohnen Karl ihn zwang, große Geistesgegenwart und Tapferkeit bewährte. Neue Mißthelligkeiten mit Karl von Burgund entspannen sich, als Ludwig die Partei König Heinrich's VI., Karl jene Eduard's IV. von England unterstützte; Letzterer behielt zuletzt die Oberhand, aber Ludwig's thätiger und erfinderischer Geist wußte auch diesen üblen Folgen zu begegnen. Seine Vorsicht erhielt ihn immer gleich sehr gerüstet zum Angriffe wie zur Abwehr; er durfte es daher sogar wagen, sich im Januar 1471 der Städte St. Quentin und Amiens zu bemächtigen, und nöthigte den Herzog von Burgund zu dem Waffenstillstande von Amiens. Bald darauf befreite ihn der Tod von seinem nächsten Feinde, seinem eigenen Bruder, dem Herzoge Karl von Guyenne. Der Herzog von Burgund beschuldigte ihn öffentlich des Brudermordes und erneute die Feindseligkeiten, mußte aber, durch den Abfall seiner Bundesgenossen geschwächt, die Ludwig theils durch Gewalt, theils durch Ueberredung zum Frieden brachte, sich 1472 zu dem Waffenstillstande von Senlis bequemen, und Ludwig gewann dadurch Ruhe vor seinem drohendsten Feinde. Umsichtig benützte er diese Ruhe, um sich der lästigen großen Vasallen zu entledigen und das Land von diesen kleinen Tyrannen zu befreien. Unererschöpflich in schnellen und glücklichen Mitteln, besänftigte er im rechten Augenblicke auch den Zorn Eduard's IV. und wendete einen verheerenden Krieg mit England ab. Noch friedlicher gestaltete sich seine Zukunft, als am 5. Januar 1477 Karl der Kühne bei Nancy gegen die Schweizer Schlacht und Leben verlor, die reichen Länder seines Hauses einem weiblichen Erben, seiner Tochter Maria, überlassend. Ludwig's Feldherren bemächtigten sich nun eiligst des Herzogthums Burgund, das er als Mannlehen der Krone Frankreich anheimgefallen erklärte. Maria von Burgund reichte ihre Hand dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich. Die Feindseligkeiten beendigte den 27. August 1480 ein Waffenstillstand. Ungeört verfolgte der König seine Plane im Innern, und vereinigte, durch die Ereignisse unterstützt, die Provence und die übrigen Besitzungen des Hauses Anjou mit der Krone. Doch die lange gespannte Thätigkeit des Königs ward endlich schlaff; Mißtrauen und Menschenfurcht lähmten die Kraft seines Geistes. Argwöhnisch schloß er sich mit wenigen Vertrauten in dem festen Schlosse Plessis bei Tours ein. Im März 1481 traf ihn ein Schlagfluß. Schon triumphirten seine Feinde und bereiteten sich zum Kriege. Da erhob der kranke König sich in der alten Kraft, stieg herab von seiner düstern Zwingsburg, musterte sein Heer und

fesselte die Entschlüsse der Gegner. Noch über zwei Jahre siechte er, in schrecklicher Todesfurcht sich verzehrend, nach Tyrannenweise, bald in frömmelnder Zerknirschung Rettung vom Himmel erbettelnd, bald in finsterner Angst gegen seine Umgebung wüthend. Der heilige Franz von Paula sprach ihm Trost zu; da ermannte sich der furchtsame Sterbende und beschloß, als ein Mann und als ein König zu enden. Er verschied am 30. August 1483. — Verworren und widersprechend klingen die Stimmen über ihn. Der Parteihaß hat sein Andenken geflissentlich entstellt; denn auf einer Seite hat man es ihm nie vergeben, daß er die Macht des Adels und der großen Vasallen beugte, um die Gewalt des Scepters zu verallfachen. Unter den Deutschen hat zuerst Johannes von Müller seine Vertheidigung übernommen; dagegen beurtheilt ihn Ségur — freilich aus Rücksichten, die dem Stande des Verfassers anhängen — sehr gehässig; doch kann er ihm große Eigenschaften des Geistes nicht absprechen, nicht hinweg läugnen, daß Ludwig das Volk gesetlich frei machte, indem er ihm die Wahl seiner Vorstände wieder gab, eine treffliche Rechtspflege einführte, die Stände versammelte, den einsichtsvollen Bürgern Sitz und Stimme im Staatsrathe gab, den Handel, die Industrie, die Wissenschaften und den Ackerbau begünstigte, daß er gute Geseze und Polizeieinrichtungen des Auslandes nach Frankreich verpflanzte, und neue Auslagen oder Kriege nur auf triftige Gründe hin verhing. Von dem Vorwurfe der Treulosigkeit, Willkühr und des Despotismus ist sein Charakter nicht freizusprechen; doch tastete er damit nur specielle Verhältnisse an, ohne das Ganze zu verletzen. Stolz und hart gegen die Großen, war er herablassend und vertraulich gegen den gemeinen Mann, der erste König, der seine Unterthanen an seiner Tafel sitzen ließ, wenn auch sein beißender Witz sie dabei oft verwundete. Darum wurde er von den Großen gehaßt, während das Volk, dessen Schützer und Wohlthäter er ward, ihn anbetete. Seine Person mit ihren Lastern und Gebrechen mag man verdammen oder fallen lassen; aber sein Wirken war in seiner Gesamtheit weise, zeitgemäß und heilsam.



Joseph Fouché,

Herzog von Otranto.

Geboren 1763. Gestorben 1820.

Es gibt Geister, die, ohne hervorragende innere Kraft und Größe, sich doch geschickt in ihre Zeit einzudrängen, eine zufällige Lücke der Gegenwart auszufüllen verstehen, und so zu passenden Werkzeugen in der Hand des, sie Alle überherrschenden und weise sichtenenden Weltgeistes werden. Unter ihre Zahl gehört auch Joseph Fouché. Er war den 29. Mai 1763 zu Nantes geboren, wurde dort von seinem neunten Jahre an von den Pères de l'Oratoire erzogen, und von seinem Vater, dem Kapitän eines Kauffahrteischiffes, zum Seebienste bestimmt. Doch körperlich nicht stark genug dazu befunden, widmete er sich dem Lehramte, hatte auch bereits als Professor zu Arras, Riort, Vendome und Juilly gewirkt und leitete das Collège zu Nantes, als die Revolution ausbrach, und an ihm einen eifrigen Anhänger fand. Er wurde deshalb 1792 zum Deputirten der unteren Loire gewählt; allein seine Rednertalente reichten zu einer hervorstechenderen Rolle im Nationalconvente nicht aus, und er übernahm daher eine Mission nach dem Departement de l'Aube, wo die Rekrutirung auf große Schwierigkeiten stieß. Er erfüllte seinen Auftrag, kehrte nach Paris zurück, und trat am 20. September 1792 — nachdem also der Thron schon gestürzt und die Republik errichtet war — zuerst im dortigen Jakobinerclub auf. Im Convent stimmte er für den Tod des Königs. Auf einer zweiten Sendung nach dem Departement la Nièvre riß ihn das herrschende Schreckenssystem zu Schonungslosigkeiten hin; doch mißbilligte er offen die Grausamkeiten seines Collegen Collot d'Herbois, wurde dieserhalb sogar des geheimen Einverständnisses mit den Feinden der Republik angeklagt, und entging dem Untergange nur durch seine Verbindung mit Tallien und Legendre und den Sturz Robespierre's. Seitdem schien er die Partei der Gemäßigten ergreifen zu wollen; aber die gefährvolle Lage der Republik zwang ihm wieder die Donner des Terrorismus auf. Er drang nicht mehr damit durch; die Fraction des

9. Thermidor erhob sich gegen ihn, stieß ihn aus dem Convente und bewirkte seine Verhaftung, als eines Terroristen. Durch die ausgesprochene allgemeine Amnestie erhielt er am 26. October 1795 seine Freiheit wieder, und zog sich in das Privatleben zurück, aus welchem er erst 1798, als sein Freund Barras an das Ruder kam, wieder hervortrat, um als Gesandter bei der cisalpinischen Republik nach Mailand zu gehen. Hier verband er sich mit dem General Joubert, welcher die italienische Armee commandirte, gegen die von Merlin und Reubell im Directorium gebildete Partei, und veranlaßte dadurch seine schnelle Zurückberufung. Aber durch die mächtige Gegenpartei, welcher Barras und Sieyès angehörten, gehalten, wurde er kurz darauf zu einer Mission nach Holland bestimmt, und nach seiner Rückkehr zum Polizeiminister ernannt. Von jetzt an stellte der einstige Terrorist sich mit Ehorssinn und Ausdauer allen revolutionären Extremen entgegen, und war 1799 einer der eifrigsten Beförderer des 18. Brumaire; daher auch Bonaparte als erster Consul ihm das Portefeuille der Polizei ließ. In der Absicht, alle Parteien gewissermaßen von sich abhängig zu machen, schreckte er die Royalisten mit Bonaparte's Zorn, diesen mit dem Furchtbilde royalistischer und republikanischer Verschwörungen. Bonaparte gewann jedoch nie ein Herz zu dem hinkenden Boten, der ihn durch ähnliche Angstgebilde in unangenehmer Spannung erhielt, und kaum schien Fouché nach dem Frieden von Amiens 1802 entbehrlich geworden, als das Ministerium der Polizei mit jenem der Justiz unter Regnier vereinigt wurde. Doch die Parteigährungen, welche besonders zur Zeit des Moreau'schen Processes verspürt wurden, bewogen den Kaiser, im Juli 1804 Fouché wieder an die Spitze des Polizeiministeriums zu stellen. Als 1809 Napoleon an der Donau gegen Oesterreich kämpfte, und die Engländer auf Walcheren gelandet waren, rief Fouché, damals zugleich Minister des Innern, und kurz vorher zum Herzog von Tranto erhoben, eigenmächtig die Nationalgarde unter die Waffen, und stellte den mit dem Kaiser zerfallenen General Bernadotte an ihre Spitze, unter dem Aufrufe: „Verweisen wir, daß wir Bonaparte's Gegenwart nicht bedürfen, um unsere Feinde zurückzutreiben!“ Dies und sein Ansehen in Frankreich, wie im Auslande, zog ihm Napoleon's Mißtrauen und Ungnade zu. Fouché, an dessen Platz der Herzog von Rovigo trat, wurde zwar zum Gouverneur von Rom ernannt, nahm aber diese Stelle nicht an, und zog sich nach Aix zurück. Mit Entschiedenheit verweigerte er die geforderte Auslieferung seiner Papiere. An seiner Berufung nach Dresden nach dem unglücklichen russischen Feldzuge, und seiner

Ernennung zum Gouverneur von Syrien, scheint weniger des Kaisers erneuertes Wohlwollen, als vielmehr dessen Besorgniß, daß Fouché's Einfluß in Frankreich ihm gefährlich werden könne, Antheil gehabt zu haben. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbon's sprach er offen seinen Zweifel an der Dauer der neuen Ordnung der Dinge aus. Dies hatte einen Verhaftbefehl gegen ihn zur Folge, dem er sich durch schnelle Flucht entzog. Der mittlerweile wieder gelandete Napoleon lockte ihn durch die Vorspiegelung, daß Oesterreich und England sein Unternehmen insgeheim begünstigten, an sich, und übergab ihm zum dritten Male das Portefeuille der Polizei. Als Fouché jedoch die vom Congresse gegen Napoleon ausgesprochene Acht vernahm, rieth er demselben zum Wege der Unterhandlung, und erkennend, daß dessen ursprünglich auf Militärdespotismus gegründeter Thron fortan andere Grundlagen erhalten müsse, strebte er auf freisinnige Maßregeln hin und nahm, selbst dem Usurpator gegenüber, eine entschiedene Haltung an. Er war es, der, nach der Schlacht von Waterloo, Napoleon zur Abdankung bewog, und, von den Kammern an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, Napoleon's Erwählung zum Generalissimus hintertrieb, vielmehr dessen Abreise beförderte. Von äußersten Schritten abmahmend, leitete er die Capitulation von Paris, wurde von Ludwig XVIII. zum Polizeiminister ernannt, brachte aber, durch unzeitige Rücksichtslosigkeit in seinen Berichten an den König über Frankreich's Lage, alle Parteien gegen sich auf, setzte die von ihm beantragte allgemeine Amnestie nicht durch, und nahm seine Entlassung. Zwar ernannte ihn der König zum bevollmächtigten Gesandten am Dresdener Hofe; aber das Gesetz vom 12. Januar 1816, welches Alle, die für Ludwig's XVI. Tod gestimmt hatten, aus Frankreich verbannte, machte seinem Wirken als Staatsdiener ein Ende. Er zog sich nach Prag, dann nach Venz zurück, und nahm später seinen Aufenthalt in Triest, wo er sein bewegtes, bald glänzendes, bald zweideutiges Leben, das jedoch im Kreise der Familie tabellos war, am 26. December 1820 beschloß.

Ch. M. Fürst Talleyrand.

Geboren 1754. Gestorben 1838.

Der Kronos der Revolution, der sie in allen Phasen durchgelebt, ihr zum Theil ihren Gang vorgezeichnet hat, Charles Maurice Fürst Talleyrand-Périgord, entstammte einem alten gräflichen Geschlechte, das früher die Herrschaft Périgord mit völliger Souveränität besaß, und auch später dem hohen Adel Frankreichs beigerechnet wurde, und kam den 2. Februar 1754 in Paris zur Welt. In seiner Jugend durch einen Fall gelähmt, wurde er, ganz gegen seine Neigung, zum geistlichen Stande erzogen; denn in ihm gohr die Welt mit allen ihren wechselnden Erscheinungen, und der Wirbel des Völkerlebens, von seinem sicheren Blicke in bleibende Formen gebannt, forderte sein ganzes Wesen zum Beobachten und Mitsfühlen auf. Ein Kind des Augenblicks und des Diesseits, konnte die geistliche Würde, deren Richtungen einer Ewigkeit und einem Jenseits zugerichtet bleiben, ihn nur dem Namen nach bekleiden. Bei dem Ausbruche der Revolution Bischof von Autun und Abt von Calles und St. Denys, und als solcher zum Abgeordneten der Geistlichkeit erwählt, bewirkte er, jedem Winke der Zeit immer zuerst gehorchend, die Vereinigung von 160 Geistlichen mit dem dritten Stande, und beantragte, als Mitglied des constituirenden Ausschusses, zuerst den Verkauf der geistlichen Güter, die Aufhebung des Zehnten und die Besoldung der Geistlichen aus Staatsmitteln. Zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannt, beschwor er die Constitution, verlangte diesen Eid auch von den Geistlichen seiner Diocese, und weihte die ersten constitutionellen Bischöfe. Dafür mit dem päpstlichen Banne bestraft, legte er seine bischöfliche Würde nieder, und nun ganz zum Weltkinde geworden, übernahm er eine Sendung nach England. Aber nur Eine Oberherrschaft, die der Zeit, anerkennend, wurde er in England als Jakobiner, in Frankreich als Aristokrat verschrien. Sein Schicksal trieb ihn nach Amerika, dann in sein Vaterland zurück, es erhob ihn dort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und stürzte durch den Angriff der Parteien ihn wieder von seiner Höhe herab. Der Mann der Ueberlegung mußte sich an den Mann der That lehnen, um einen festen Stützpunkt zu finden; er fand ihn

in dem, aus Aegypten zurückkehrenden Bonaparte, wurde auf's Neue zum Minister des Auswärtigen erhoben, und entfaltete sich von da an in seinem Einflusse und seiner diplomatischen Größe. Als Staatsmann machte er bei dem Papste wieder gut, was er als Priester gefehlt; er leitete die Unterhandlungen mit demselben wegen Wiederherstellung des katholischen Cultus in Frankreich, und der Papst entband ihn seines geistlichen Gelübdes, bestätigte seine Ehe mit Madame Grant, die später von selbst sich wieder lösete. Auf allen großen Fragen der Zeit, auf den wichtigsten politischen Handlungen der Jahre 1805—1807, schwebte seine Wirksamkeit, wurde sein Name genannt. Das Jahr 1806 erhob ihn zum Fürsten von Benevent. In Bezug auf Spanien sollen seine Ansichten von jenen Napoleon's abgewichen sein; dieser entzog ihm seine Gnade, und machte ihn zum Viceregenten des französischen Kaiserreiches, um ihm die Ministerstelle nehmen zu können. Damit hatte seine öffentliche Thätigkeit vorläufig ein Ende; doch von seinem politischen Observatorium aus musterte er still und scharfsichtig den Horizont seiner Zeit, und berechnete die Bahnen ihrer Gestirne. Er sah auch voraus, wie Napoleon's Stern seinem Untergange zueile, und insgeheim mag er wohl auch Manches zur Umgestaltung der Dinge gewirkt haben. Bei dem Einrücken der Verbündeten in Paris zum Präsidenten der provisorischen Regierung ernannt, stimmte er entschieden für Napoleon's Abdankung und für die Zurückrufung der Bourbon's, und übte wesentlichen Einfluß auf die Ansicht der Souveräne. Zum Danke dafür ernannte ihn Ludwig XVIII. 1814 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und nachdem er freiwillig auf sein Herzogthum Benevent verzichtet hatte, zum Fürsten von Talleyrand, erblichen Pair von Frankreich für seine Domaine Balençay, und schickte ihn auf den Congress nach Wien, wo er die Sache Frankreich's und der Restauration mit großem Nachdrucke vertrat. Als Napoleon, von Elba zurückkehrend, den Thron Ludwig's XVIII. umfließ, stellte Talleyrand das europäische Wort der Legitimität vor dem Congresse als Richtschnur auf, und rettete dadurch die Dynastie der Bourbon's in Frankreich, in beiden Sicilien, und später auch in Parma. Der Pariser Vertrag war die einzige Angelegenheit, in welcher der geschmeidige Talleyrand sich dem dictatorischen Winke der Zeit nicht fügen wollte; er opferte ihm seine ämtlichen Titel, und trat seitdem in der Pairskammer an die Spitze der Opposition; denn sein überaus feines politisches Vorgefühl sagte ihm, daß auch diese neue Lage der Dinge in Frankreich noch nicht die bleibende sein werde. Nur dem Lebenden und Geltenden zugewandt, zog er von der, in

seiner Ahnung schon lange vor 1830 absterbenden Regierung und dem Hofe sich frühzeitig zurück. Als aber die Juli-Revolution seine Divinationen wahr machte, trat er wieder hervor, und seine, auf die zweifelnde Frage des Herzogs von Orleans gegebene lakonische Antwort: „il faut accepter,“ gründete den Julithron. Als Gesandter in London verwirklichte er eine längst genährte Idee: die Allianz zwischen Frankreich und England, und obgleich der kränkelnde und abgemüdete Greis 1835 seine Stelle niederlegte und sich nach Balençon zurückzog, so blieb er doch fortwährend in zweifelhaften Fällen der Vertraute und Rathgeber Ludwig Philipp's, und seine kurzen, lauslichen Bemerkungen, seine politischen Schlag- und Witzworte galten als Orakel. Wie die Zeit nicht zur Ruhe kommen wollte, so schien auch ihrem Lebensträger die Ruhe versagt zu sein. Vier und achtzig Jahre waren über seinem Haupte dahingerauscht, zwei Generationen waren um ihn her in's Grab gesunken, und er stand noch da, mitsühlend und beobachtend. Er selbst sagte scherzend: er sei Ahasver, der nimmer Ruhende. Da erfüllte sich endlich auch an ihm das Gesetz der Natur, und der Tod zerbrach dieses jähe Dasein am 17. Mai 1838. Fabeln und lügenhafte Journalsagen bildeten sich über seinem Sterbelager zu einem Wolfennebel, in welchem der Kronos der Revolution verschwand. So soll er vor seinem Tode sich dem Papste brieflich unterworfen, und sein geistliches Gelübde erneuet haben. Der König der Franzosen widmete ihm seine volle Theilnahme; aber Frankreich hatte ihn vergessen, und blickte kalt, fast wegwerfend auf seinen Sarg. — Große Geistesgaben gingen in dieser vierundachtzigjährigen Mumie zur Gruft. Wie in den Nerven gewisser Thiere Gewitter oder Erdbeben sich voranzeigen, so durchzitterte auch ihn jedes künftige politische Gewitter oft lange vor seiner Entladung, und in seinem Auge lag etwas Prophetisches, doch ohne die Weihe von oben. Dem Drange des Augenblicks zu weichen gewöhnt, und daher von seinen Gegnern nicht mit Unrecht die politische Wetterfahne genannt, ward er, statt der Schöpfer und Lenker seiner Zeit, ihr Geschöpf und Slave, der, ängstlich in den Mienen der Gegenwart lesend, jede ihrer Launen mit hastiger Gefälligkeit in Vollzug setzte. Keiner höheren Idee gehorchend, von keiner großen sittlichen Vorstellung geleitet, durchsteuerte er das stürmische Meer der Politik, ohne eine feste Richtung, ohne die Hoffnung, irgendwo dauernd Anker zu werfen. Daher jene kalte, atomistische Philosophie in seinen Staatspraktiken, die, Alles mechanisch bemessend und den moralischen Impuls der Dinge gänzlich ignorirend,

allerdings einen Fehler härter, als ein Verbrechen rügen, und in der menschlichen Sprache nur ein Mittel wahrnehmen konnte, um seine Gedanken zu — verbergen!

Gottfried August Bürger.

Geboren 1748. Gestorben 1794.

Schwül, niederdrückend und dunkel, fast ohne Licht und Freude, ist das Bild des Lebens dieses Dichters, der einst der Liebling der deutschen Nation war, und dessen frische, herrliche Volksgefänge noch jezt durch nichts Besseres ersetzt sind. Der Sohn eines Predigers zu Wolmerswende bei Halberstadt, und daselbst am Neujahrstage 1748 geboren, machte er körperlich und geistig langsame Fortschritte, und zeigte im Lernen weder Lust, noch besondere Anlagen. Aber die Fantasie regte schon damals ihre Schwingen in ihm; sie trieb ihn gern hinaus in Wälder und Einöden, und flößte ihm ein eigenes schauerliches Behagen an Einsamkeit oder Finsterniß ein. Das Versefmachen fand sich von selbst, belohnte sich aber an dem Knaben nicht besser, als an dem Manne; denn ein Epigramm auf den Haarbeutel eines Primaners zog ihm weibliche Schläge zu, und verjagte ihn aus der Schule von Aschersleben auf das Halle'sche Pädagogium. Hier ging es mit den Studien besser; aber die Theologie, welche er daselbst auf den Wunsch seines Großvaters studiren mußte, behagte ihm nicht; auch zog der Umgang mit Göcking ihn noch entschiedener zur Dichtkunst hin, während die Verbindung mit dem berühmten Kloy nicht eben vortheilhaft auf seine Sitten wirkte. Sein Großvater, der zugleich sein Unterstüßer war, zerfiel darüber mit ihm, ließ sich aber wieder besänftigen, und gestattete, daß sein Enkel die Theologie aufgeben und dafür in Göttingen die Rechtswissenschaft studiren durfte. Bürger's angeborener Leichtsinu riß ihn aber auch hier zu jugendlichen Fehlritten hin, die ihm die Liebe und die Unterstüßung seines Großvaters entwandten, und nur die Verbindung mit trefflichen Männern und Jünglingen, wie Boje, Bießer, Sprengel, Hölty, Müller, Voß, die beiden Stolberge, Cramer, Leisewitz — Mitglieder des damals in Göttingen entstandenen und später auf die deutsche Litera-

tur so einflußreich gewordenen Dichtervereins — erhielt sein besseres Selbst über dem Abgrunde. Einige seiner vorzüglichsten Dichtungen, z. B. »die Nachtfeier der Venus,« »Herr Bacchus,« fallen in diese Zeit. Auf Boie's Empfehlung ernannten ihn 1772 die Herren von Uslar zu ihrem Justizbeamten zu Altengleichen im Fürstenthume Calenberg, welche Stelle, obschon prosaisch und kärglich, ihm doch den nothdürftigen Unterhalt gewährte. Sein Großvater, erfreut, daß sein Enkel jetzt eine solide Richtung nehme, verzieh ihm alles Frühere, und schaffte die erforderliche Caution herbei. Aber wo Bürger's eigene Schuld aufhörte, da trat sein böses Geschick ein. Ein treulofer Freund betrog ihn um das Geld, welches jene Caution bilden und Bürger's Schulden decken sollte, und stürzte ihn dadurch in finanzielle Sorgen, von welchen er sich nie mehr zu befreien vermochte. Verworrene Lebensverhältnisse kamen hinzu. Er vermählte sich 1774 mit der ältesten Tochter des hanöver'schen Beamten Leonhart zu Niebeck. Als er mit ihr vor den Altar trat, wurde, vermöge einer wunderlichen Selbstirrung des Gefühls, ihm erst klar, daß nicht seine Braut, sondern deren Schwester, Auguste, der Gegenstand seiner heißen Liebe sei, und so, zwischen Pflicht und Leidenschaft getheilt, trug er durch zehn Jahre diese verzehrende Flamme im Herzen, ohne daß sie jemals abkühlen wollte. Die Liebe erschuf sich ihre eigenen Geseze; »die Angetraute entschloß sich« — wie er selbst erzählt — »sein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, es zu sein.« Als seine Gattin endlich starb, trat Auguste auch vor der Welt in jene Rechte ein, aber nur, um schon nach einem Jahre durch den Tod von der Seite eines Gatten gerissen zu werden, der mit so vielen Opfern und auf so verworrenen Wegen sie errungen hatte. Der Stachel des Schmerzes über diesen Verlust wich nicht mehr aus seiner Seele; unter dem Namen »Molly« hat er, ein zweiter Petrarca, in vielen schönen Liedern seine Auguste lebend und todt gefeiert. Auch in anderer Hinsicht gestaltete sich sein trüber Lebenshorizont nicht heiterer. Er hatte schon früher sein, durch mancherlei Schikanen ihm verleitetes Amt aufgegeben, und war wieder nach Göttingen gegangen, wo er durch die Herausgabe des »Musenalmanach's« und durch Vorlesungen über Aesthetik das Nothdürftigste gewann. Der Verlust seiner Molly beraubte ihn auch noch des Muthes und der Kraft, die seine Arbeiten erforderten. Unfruchtbare Ehren waren es, daß die Universität ihm 1787 die Doctorwürde ertheilte und ihn zwei Jahre später zum außerordentlichen Professor ernannte; denn er bezog dafür nie den geringsten Gehalt, und mußte sein

Leben durch Bohnübersetzungen für Buchhändler fristen. Die Krone setzte seinem Unglücke eine nochmalige Ehe auf, welche er mit einer Stuttgarterin schloß, die, angeblich von der Schönheit seiner Gedichte hingerissen, ihm auf romanhafte Weise öffentlich ihre Hand anbot, um ihm dann durch Verschwendung, Heuchelei und Untreue das Leben zu vergiften. Nach sechszehnmönatlicher Qual trennte er diese unselige Verbindung. Menschen-scheu, krank und im Innersten verbittert, zog er sich von allem Umgange zurück; ein Geschenk der hanöver'schen Regierung rettete ihn vor dem ärgsten Mangel. Am 8. Juni 1794 befreite den armen, kranken, schwermuth-vollen Dichter der Tod von seinen Leiden. — Die Zahl und der Gehalt dessen, was er in einem kurzen Leben und in stetem Kampfe mit Kummer, Mangel und Widerwärtigkeit geleistet, legt ein vortheilhaftes Zeugniß für seine Standhaftigkeit und Seelenstärke ab, die sich nur widerstrebend von dem Unglücke niederbeugen, von jeder scheinbaren oder vorübergehenden Freude sich schnell aufrichten ließ. Seine ausgeprägte Sinnlichkeit, die im wirklichen Leben oft einen kranken und überreizten Charakter annahm und eigentlich der dunkle, Unheil spinnende Faden war, der sein ganzes Dasein durchzieht, schlägt in seinen Gedichten eine frischere, gesündere Richtung ein, wenn sie auch häufig das poetische Element unter der Wucht der Materie erstickt. Der idealische Schiller fühlte sich hiervon tief und unangenehm berührt, und sprach in seiner bekannten Recension sich streng, ja hart darüber aus. Bürger empfand diesen Tadel wohl nicht so schmerzlich, als man gewöhnlich erzählt; vielmehr soll er, nach dem Zeugnisse seines Schwestersohnes Müllner, es nur beiläufig übel genommen haben, daß ein junger Mensch, der eine Räuberkomödie geschrieben, jetzt über seine Gedichte herfalle. Auf Idealisiren verstand Bürger sich freilich nicht; aber ein froher, kraftvoller, genußbedürftiger Naturfann, der allerdings bisweilen an's Animalische streift, weht aus seinen Liedern. Darum wurden sie auch vom Volke, das sinnlichen Eindrücken am zugänglichsten ist, schnell begriffen und geliebt. Und in dieser Macht über den Menschen im einfachsten, ursprünglichsten Zustande, beruht Bürger's Größe und Eigenthümlichkeit. Er schmeichelt allen Neigungen des Naturmenschen; er reizt ihn durch lebendige, bunte Farben, durch gefällige, hin und wieder beinahe frivole Schilderung schöner Formen, er erregt in seiner Meisterballade: »Leonore,« den im Volke wurzelnden Sinn für das Schaurige und Unheimliche, singt ihm im »Lied vom braven Mann« ein Exempel schlichter, hausbackener Tugend vor, und ahmt ihm, wie einem gelehrigen

Kind, in beiden Libern das Heulen des Sturmes, das Krachen und Bersten der Eisschollen, den Schall der Huftritte des Geisterrosses nach; kurz, er bestrickt den Sinn des Volkes durch seine Bilder, wie durch die ausdrucksvolle Musik seiner Sprache, die selbst dem todten und verworrenen Naturlaute eine harmonische und rythmische Deutung verleiht. So war Bürger zwar keiner der erhabenen Dichter, aber ein Volksfänger im vollen Begriffe des Wortes.

Alexander Pope.

Geboren 1688. Gestorben 1744.

Mehr glänzend, als wärmend, ist das Gestirn dieses Dichters, den England stets mit verdienter Auszeichnung nennen wird. Zu London von katholischen Eltern geboren, schwächlich von Natur, trat er, schon als Knabe, der Welt mehr mit seinem geistigen, als mit seinem körperlichen Selbst gegenüber. Schon damals weckten die ersten englischen Verse, welche er aus Uebersetzungen des Homer und des Dvid kennen lernte, sein lebhaftes Entzücken, und auf der Schule zu Hydeparkcorner veranlaßte der öftere Besuch des Theaters ihn bereits zu eigenen dramatischen Versuchen, deren Stoff er aus Homer nahm, und die er mit seinen Mitschülern aufführte. Zwölf Jahre alt, ließ er sein erstes Gedicht, eine Ode an die Einsamkeit, erscheinen, welches jedoch mehr durch die metrische Form, als durch Gefühl und Fantasie, Anspruch auf Anerkennung hatte. Ohne sich seitdem einer einzelnen Wissenschaft ausschließend zu widmen, folgte er allein seiner Neigung in der Wahl geistiger Beschäftigungen, versuchte sich jedoch am meisten in mannigfaltigen Nachbildungen und Uebersetzungen der gelesebenen ausländischen Dichterwerke, und dichtete in seinem fünfzehnten Jahre seine, wegen ihres reinen Versbaues oft belobten Hirtengebichte. Die unwürdigen Ansichten eines ihm befreundeten Schöngemistes und Pedanten, Namens Cromwell, über das weibliche Geschlecht, scheinen einen ungünstigen Einfluß auf Pope und dessen oft schonungslose Herabsetzung der Frauen gehabt zu haben; doch suchte er auch schon damals solche Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm selbst Ansehen und Auszeichnung versprochen. In seinem Gedichte: „*Essay of Criticism*,“ welches

vielsache Belesenheit, Schärfe und Richtigkeit des Urtheils beurlundet, ohne jedoch dem Anfangs ihm beigemessenen Werthe zu entsprechen, griff er nicht nur den als Kritiker gefürchteten John Dennys, sondern auch den Dichter Ambrose Philipps an, und wurde mit Beiden in eine heftige literarische Fehde verwickelt, welche bleibende Feindschaft zwischen ihnen zur Folge hatte. Ueberhaupt charakterisirte ihn frühzeitig ein gewisser streitsüchtiger Uebermuth und eine, auf fremdes Verdienst geringschätzend oder mißgünstig hinblickende Selbstgefälligkeit, wie wenig auch mit seiner steten Schlagfertigkeit sich die große Empfindlichkeit für seine eigene Person vertrug. Bei solcher Sinnesart hatte ihn gleichsam schon die Natur zur Satyre hingewiesen, und seine dauernden Vorbeern hat er vorzugsweise auf diesem Felde gepflückt, da in anderer Hinsicht der Mangel an innerer Poesie sich auch unter prunkenden Versen und schönen Formen nicht verstecken ließ. Großen Ruhm erwarb er daher durch sein satirisches Epos: »der Lockenraub,« wozu er ein gewöhnliches Ereigniß benutzte, welches er mit allem Reichtume des Wises und der Satyre ausstattete, und besonders gegen den Leichtsinn des weiblichen Geschlechts richtete. Von jetzt an suchte er nebst dem Ruhme auch den Gewinn, und kündigte daher die Herausgabe einer Uebersetzung der Ilias an. Sie wurde mit großem Beifalle aufgenommen, trägt aber von der Einfachheit des Originals keine Spur. Den großen Gewinn, welchen er aus dem Werke zog, benutzte er theilweise zum Ankaufe des durch ihn berühmt gewordenen Hauses zu Twickenham. Bei der »Epistlo from Eloisa to Abelaard,« welche Bürger meisterhaft in das Deutsche übertragen hat, benützte er die vorhandenen Briefe dieser Liebenden. Das Gedicht ist, in Hinsicht des reinen Versbaues und der Behandlung des Gegenstandes, sein vollendetstes zu nennen. Aus Gewinnsucht, die mit seiner Ruhmgier gleichen Schritt hielt, unternahm er hierauf eine Herausgabe des Shakespeare, welcher er aus Mangel an den Eigenschaften eines Kritikers nicht gewachsen war, und sich deshalb dem gerechten Tadel des hierin ihm weit überlegenen Theobald aussetzte, mit welchem er hierüber in endlose Streitigkeiten gerieth. Später trat er meistens als Satyriker und Moralist auf, und gab im Jahre 1727, im Vereine mit Swift, die »Miscellen,« eine vorzugsweise humoristische Zeitschrift, heraus, worin er seinen »Treatise of the Bathos or Art of Singing« aufnahm. Da er zur Erläuterung seiner ironischen Lehren darin viele Beispiele aus noch lebenden Dichtern aufgestellt hatte, und diese seinem Spotte die heftigsten Angriffe entgegensetzten, so suchte er sie insgesammt durch

Bekanntmachung der „Dunciade“ dem allgemeinen Spotte preiszugeben. Obgleich ihm dies zum Theil gelang, so vermehrte er doch damit nur die Zahl seiner Feinde, so wie ihm die im Jahre 1731 herausgegebene persönlich satyrische »Epistel über den Geschmack« allgemeinen Tadel zuzog. Er macht darin die Geschmacklosigkeit und Prahlerei eines Edelmannes, dem er den Namen Timon beilegt, und unter welchem man den, wegen seiner Wohlthätigkeit und menschenfreundlichen Gesinnungen allgemein verehrten Herzog von Chandos verstehen zu müssen glaubte, lächerlich, wenn auch Pope diese Beschuldigung stets von sich abzuwenden suchte. Nach dem Tode des Königs Georg I. entschieden auf die Seite der Tories tretend, schrieb er auf Bolingbrooke's Rath seinen so berühmt gewordenen »Versuch über den Menschen,« eines der ausgezeichnetsten moralischen Lehrgebichte, das in der scharfsinnigen Darstellung des Gegenstandes und in der poetischen Gewandtheit der Sprache schwer zu übertreffen sein möchte. Hierauf gab er seine »Nachahmungen des Horaz« heraus, welche eine satyrische Richtung haben, und fügte ihnen moralische Briefe oder Charakterschilderungen von Männern und Frauen, Lehren über den Gebrauch des Reichthums u. s. w. bei. Spöttische Angriffe auf seine Gegner, ja selbst auf frühere Freunde, bezeichnen auch diese Geisteswerke. Seine dichterische Laufbahn beschloß er mit zwei Satyren, deren Titel: »Siebenhundert und acht und dreißig,« von dem Jahre ihrer Abfassung entnommen ist, und in welchen er besonders den damals gekrönten Dichter Colley Cibber hart mitnahm, ihm auch später den ersten Platz unter den »Dunsen« einräumte, und mit dem vierten Buche der »Dunciade.« Pope starb am 30. Mai 1744, und wurde zu Twickenham beerdigt, wo ihm Warburton ein Denkmal setzen ließ. — An Wohlklang und Reinheit des Versbaues, an Anmuth und Würde der Sprache dürfte ihn keiner der Dichter Englands übertroffen haben, wenn ihm auch nicht mit Unrecht Armuth und Mangel schöpferischer Kraft vorgeworfen worden ist. Als Mensch zeigte er sich eitel und beifallsüchtig, war sehr empfindlich gegen Tadel und Beleidigungen, sehr empfänglich für Schmeichelei, und leicht zur Rache gereizt; Fehler, welche vielleicht zum Theil aus Kränklichkeit und Schwäche hervorgingen. Er liebte die Unabhängigkeit, den Gewinn, den Lebensgenuß und den Umgang mit höheren Ständen, und zu seinem Ruhme muß gesagt werden, daß, wenn er unverföhnlich in der Feindschaft, dafür auch seine Freundestreue keinem Wechsel unterworfen war.

Inhalts - Verzeichniß

des zweiten Bandes.

	Seite
Bacon , Roger, Mathematiker und Physiker	342
Balzac , Honoré de, franz. Romandichter	230
Beaumarchais , P. A. E. de, franz. Dramatiker	277
Boerhave , Hermann, berühmter holländ. Arzt	312
Boileau , A., franz. Dichter	275
Buffon , Georges Louis Leclerc, Graf von, berühmter Naturforscher	117
Buonarotti , Michel Angelo, florentinischer Maler und Bildhauer	188
Bürger , Gottfried August, deutscher Dichter	367
Byron , George, Englands größter neuerer Dichter	147
Camoens , Portugals einziger Dichter	116
Canova , Antonio, berühmter Bildhauer neuester Zeit	107
Carnot , L. A. M., franz. Mathematiker und Kriegsminister	320
Cervantes , Miguel Saavedra, spanischer Dichter	120
Chateaubriand , P. A. Vicomte, Pair und Staatsminister	131
Christina , Königin von Schweden	163
Clauzel , Bertrand Graf v., Marschall von Frankreich	323
Columbus , Christoph, der Entdecker von Amerika	19
Cook , James, berühmter Weltumsegler	24
Correggio , Anton Allegri da, einer der größten Maler Italiens	28
Cosmas von Prag, böhmischer Geschichtschreiber	243
Cousin , Victor, franz. Staatsmann und Philosoph	262
Cuvier , Georg, Pair von Frankreich, großer Naturforscher	179
Dante Alighieri, Gründer italienischer Dichtkunst	87
Dobrowsky , Joseph, hochverdienter slavischer Literat	241
Espartero , Don Balbastro, Herzog de la Victoria	200

	Seite
Fichte, J. H. , deutscher Philosoph	270
Fouché , Joseph, Herzog von Otranto, franz. Polizeiminister	361
Fox , Charles James, einer der größten Staatsmänner und Redner Englands	225
Franz I. , König von Frankreich	249
Friedrich I. , Barbarossa, römisch-deutscher Kaiser	301
Gall , Franz Joseph, Erfinder der Schädellehre	104
Gellert , Christian Fürchtegott, deutscher Dichter	244
Gouvion-Saint-Cyr , Marschall von Frankreich	325
Gustav Adolf , König von Schweden	235
Gustav Wasa , König von Schweden	231
Händel , G. P., deutscher Kompositeur	138
Harrach , Karl Graf von, einer der edelsten Menschenfreunde	298
Haydn , Joseph, einer der größten Kompositoren	138
Heber , Reginald, Bischof von Calcutta	55
Heinrich IV. , König von Frankreich und Navarra	79
Heinrich VIII. , König von England	174
Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein , Ludwig Aloys Fürst von, Marschall von Frankreich	185
Hölty , Ludw. Heinr. Christ., deutscher Dichter	97
Hugo Grotius , philosophischer, juristischer und historischer Schriftsteller	340
Hugo , Victor, franz. Dichter und Dramatiker	227
Hume , David, Englands großer Historiker	115
Huß , Johannes, böhmischer Reformator	211
Jeanne d'Arc , die Jungfrau von Orleans	159
Joseph II. , römisch-deutscher Kaiser	9
Istvánffy , Nicolaus, ungar. Staatsmann und Historiograph	264
Julius II. , römischer Papst	73
Kleber , Jos. Baptist, franz. Feldherr	293
Klinger , Friedr. Mar., russischer General-Lieutenant und berühmter deutscher Schriftsteller	98
Klopstock , Friedrich Gottlieb, religiöser Dichter	246
Konradin von Schwaben, der letzte Hohenstaufe	306
Lafayette , Marie Paul Jos. Marquis de	315
Lafontaine , Jean de, berühmter franz. Dichter	351
Lamartine , Alphonse de, franz. Dichter und Staatsmann	135
Lauriston , J. M. B. Law, Marquis v., franz. Marschall	330
Lavater , Jos. Kaspar, Begründer der Physiognomik	100
Leo X. , römischer Papst	62
Lefage , Alain René, franz. Klassiker	349
Londonderry , Heinr. Robert Marquis von, engl. Staatsmann	168
Lorenzo von Medici, Staatsmann und Kunstmäcen	71

Inhalt.

	Seite
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich	354
Ludwig XI., König von Frankreich	357
Ludwig XIV., König von Frankreich	253
Lyndhurst, Lord John Singleton, engl. Pair und Staatsmann	166
Macintosh, Sir James, Staatsmann und Schriftsteller	113
Maria Theresia, römisch-deutsche Kaiserin	1
Massena, Andrea, Fürst von Eglingen, Marschall von Frankreich	336
Mazarin, Jules, Cardinal und Staatsminister	123
Melbourne, Viscount William, engl. Premierminister	40
Mendelssohn, Moses, philos. Schriftsteller	273
Meuserbeer, Jakob, deutscher Compositur	154
Milton, John, engl. Dichter	36
Moore, Thomas, der erste Barde Irlands	223
Moreau, Jean Victor, franz. Feldherr	287
Monton, Georg Graf von Lobau, franz. Marschall	328
Murilloz, Bartolomeo Esteban, spanischer Maler	51
Nachheimer, Ferdinand, berühmter Schauspieler und Entomolog	311
O'Connell, Daniel, Parlamentsredner für Irland	238
Oehlenschläger, Adam, dänischer Dichter	126
Palmerston, Henry John Viscount, engl. Minister	38
Paskewitsch, Jos. Fedorowitsch, Fürst von Warschau	206
Pázmány, Peter, ungar. Staatsmann und Cardinal	234
Pfeffel, Gottf. Conrad, deutscher Dichter	98
Poniatowski, Jos. Ant. Fürst von, franz. Marschall	182
Pope, Alexander, engl. Dichter	370
Rafael Sanzio, Italiens größter Maler	42
Rákóczy, Georg, Fürst von Siebenbürgen	280
Rembrand van Rhyen, Paul, holländischer Maler	31
Richard I., Löwenherz, König von England	170
Richelieu, Armand du Plessis, Cardinal und Staatsminister	124
Roscoe, William, engl. Historiker	64
Rossini, Gioachino, italienischer Compositur	160
Roussau, Jean Jacques, berühmter Schriftsteller	192
Scott, Walter, engl. Romandichter	144
Senne, J. G., deutscher Dichter	65
Sevigné, Marie Marquise von	218
Shakespeare, William, Europa's größter tragischer Dichter	84
Stael-Holstein, Anne Germaine v., berühmte Schriftstellerin	219
Stein, G. P. I. Freih. v. und zum, einer der größten Staatsmänner Deutsch-	
lands	94
Sternberg, Kaspar Graf von, Naturforscher	296

Inhalt.

	<u>Seite</u>
Suchet, Louis Gabriel, Herzog von Albufera, franz. Marschall	332
Sully, Maximilian Herzog von, einer der größten Helden und Staatsmänn- ner Frankreichs	60
Szécheny, Franz Graf, Stifter des ungar. Nationalmuseums	267
Talleyrand, Ch. M. Fürst, berühmter Diplomat	364
Tasso, Torquato, einer der größten Dichter Italiens	83
Theophrastus Paracelsus, Arzt und Chemiker	310
Thorwaldsen, Albert, dänischer Bildhauer	110
Tieck, Ludwig, Dichter und Kritiker	128
Treitschke, Friedrich, dramatischer Dichter und Entomolog	346
Turenne, Henri de la Tour d'Auvergne, einer der größten Feldherren Frank- reichs	57
Vernet, Joseph Claude, franz. Seemaler	187
Voltaire, einer der größten Dichter und Schriftsteller Frankreichs	196
Washington, William, der Begründer der nordamerikanischen Unabhängig- keit	90
Wilberforce, William, Begründer der Aufhebung des Sklavenhandels . . .	53
Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland, König von England	76
Zwingli, Ulrich, schweizerischer Reformator	214





